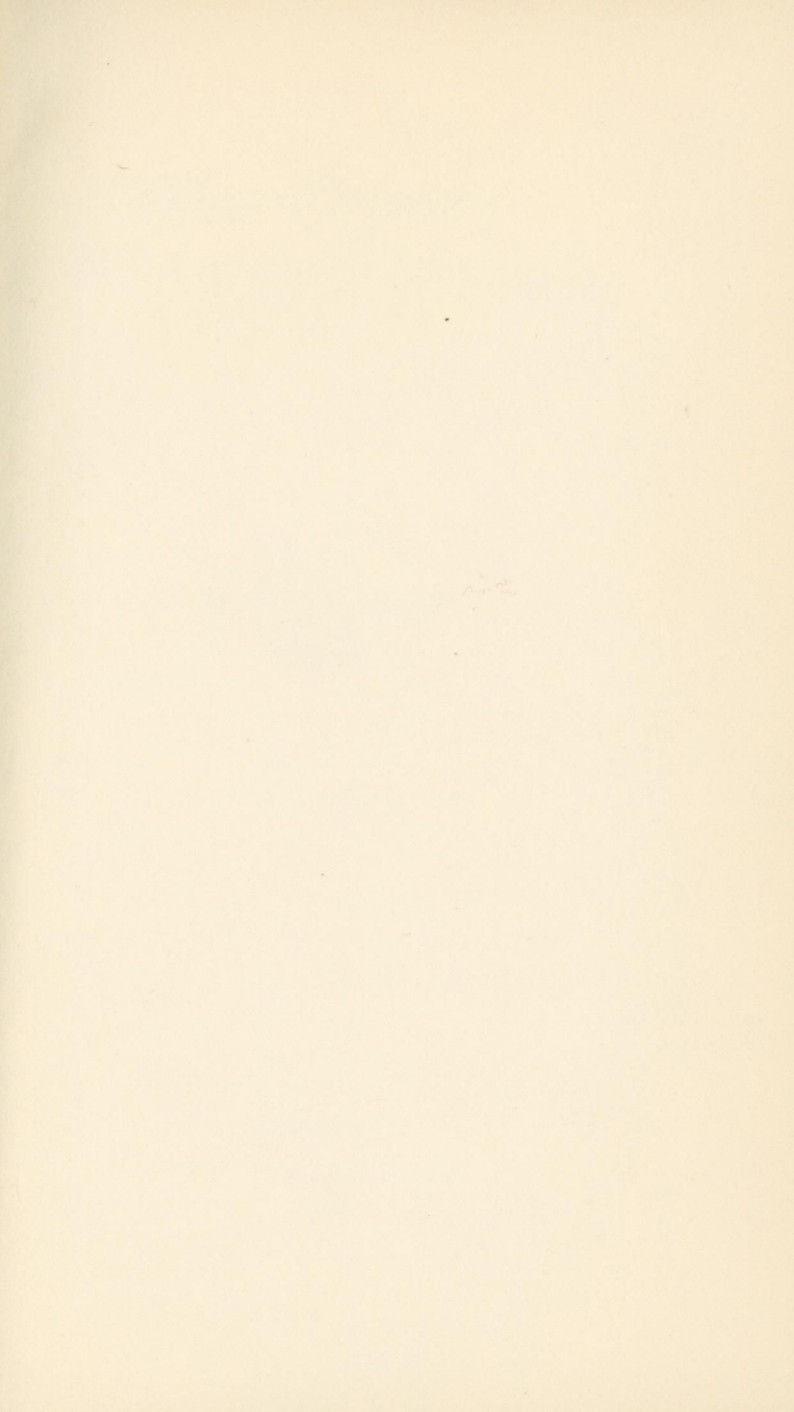

UVIC - McPHERSON
3 2775 90339750 2




K.J.T. 1872

Erinnerungen, Reden und Studien

von

Ludwig Friedländer.

Zweiter Teil.

Straßburg
Verlag von Karl J. Trübner
1905.

Inhalt.

X.

Kant in seinem Verhältnis zur Kunst und schönen Natur[1]).

Kant schließt seine Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen (1764) mit folgender Betrachtung: „Wenn wir zuletzt noch einige Blicke über die Geschichte werfen, so sehen wir den Geschmack der Menschen wie einen Proteus stets wandelbare Gestalten annehmen. Die alten Zeiten der Griechen und Römer zeigten deutliche Merkmale eines echten Gefühls für das Schöne sowohl als das Erhabene, in der Dichtkunst, der Bildhauerkunst, der Architektur, der Gesetzgebung und selbst in den Sitten. Die Regierung der römischen Kaiser veränderte die schöne sowohl als die edle Einfalt in das Prächtige und dann in den falschen Schimmer, wovon uns noch die Überbleibsel ihrer Beredsamkeit, Dichtkunst und selbst die Geschichte ihrer Sitten belehren können. Allmählich erlosch auch dieser Rest des feineren Geschmacks mit dem gänzlichen Verfall des Staates. Die Barbaren, nachdem sie ihrerseits ihre Macht befestigten, führten einen gewissen verkehrten Geschmack ein, den man den gotischen nennt

1) Vortrag an Kants Geburtstag, 22. April 1865, in der Universität zu Königsberg.

und der auf Fratzen auslief. Man sah nicht allein Fratzen in der Baukunst, sondern auch in der Wissenschaft und den übrigen Gebräuchen. Das verunartete Gefühl, da es einmal durch falsche Kunst geführt war, nahm eher eine jede andere unnatürliche Gestalt als die alte Einfalt der Natur an, und war entweder beim Übertriebenen oder beim Läppischen. Der höchste Schwung, den das menschliche Genie nahm, um zu dem Erhabenen aufzusteigen, bestand in Abenteuern. Man sah weltliche und geistliche Abenteurer, und oftmals eine widrige und ungeheuere Bastardart von beiden." In diesem Sinne werden sodann Ritter, Mönche und geistliche Orden charakterisiert, die ersten namentlich als „eine seltsame Art von heroischen Phantasten, welche sich Ritter nannten und Abenteuer aufsuchten, Turniere, Zweikämpfe und romanische Handlungen" (romanisch sagt Kant, wie es scheint, durchweg für romantisch)[1]. „Endlich, nachdem das menschliche Genie von einer fast gänzlichen Zerstörung sich durch eine Art von Palingenesie glücklich wiederum erhoben hat, so sehen wir in unseren Tagen den richtigen Geschmack des Schönen und Edeln sowohl in den Künsten und Wissenschaften als in Ansehung des Sittlichen aufblühen, und es ist nichts mehr zu wünschen, als daß der falsche Schimmer, der so leichtlich täuscht, uns nicht unvermerkt von der edeln Ein-

1) Kant sagt in einer Anmerkung zu dieser Abhandlung (IV 407): Insofern die Erhabenheit oder Schönheit das bekannte Mittelmaß überschreitet, pflegt man sie romanisch zu nennen. In den Nachträgen (XI 1, 224) ist zwar in einer Bemerkung über Cervantes romantisch gedruckt, doch habe ich mich durch Einsicht in das im Besitz des Herrn Geh. Rath Schubert befindliche (allerdings sehr schwer zu entziffernde) Originalmanuskript überzeugt, daß auch hier unzweifelhaft romanisch steht.

falt entferne, vornämlich aber, daß das noch unentdeckte Geheimnis der Erziehung dem alten Wahne entrissen werde, um das sittliche Gefühl frühzeitig in dem Busen eines jeden jungen Weltbürgers zu einer tätigen Empfindung zu erhöhen, damit nicht alle Feinheit bloß auf das flüchtige und müßige Vergnügen hinauslaufe, dasjenige, was außer uns vorgeht, mit mehr oder weniger Geschmack zu beurteilen." (Ausg. von Rosenkranz und Schubert IV 461—463.)

In dieser Betrachtung kann die unbedingte Geringschätzung, mit der sich Kant über die Kultur und Kunst des Mittelalters äußert, unmöglich befremden, da ja diese Ansicht damals durchaus die herrschende war. Eher kann die Zufriedenheit überraschen, mit der er auf die Blüte des Geschmacks in den Künsten und Wissenschaften blickt, in einer Zeit, die wir gewohnt sind als eine der ödesten und unerfreulichsten Perioden in der ganzen Geschichte der Kunst anzusehn. Auch hat Kant in seinen nachträglichen Bemerkungen und Beobachtungen über das Schöne und Erhabene (etwa aus den Jahren 1765—1775) (XI 1, 218) jenes Lob des damaligen Zeitgeschmacks sehr eingeschränkt.

„In allem denjenigen," sagt er dort, „was zur schönen oder erhabenen Empfindung gehört, tun wir am besten, wenn wir uns durch die Muster der Alten leiten lassen; in der Bildhauerkunst, Baukunst, der Poesie und der Beredsamkeit, den alten Sitten und der alten Staatsverfassung. Die Alten waren der Natur näher; wir haben zwischen uns und der Natur viel Tändelhaftes oder Üppiges oder knechtisches Verderben. Unser Zeitalter ist das Jahrhundert der schönen Kleinigkeiten, Bagatellen, der erhabenen

Chimären." (XI 1, 250.) Wir irren wol nicht, wenn wir diese Modifikation der früheren Ansicht dem mittelbaren oder unmittelbaren Einflusse der Schriften Winckelmanns, namentlich der 1764 erschienenen Geschichte der Kunst zuschreiben.

Werfen wir nun einen Blick auf den Zustand der Kunst, namentlich in Deutschland, im Anfange der sechziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, so finden wir sie teils in Siechtum und Entartung verfallen, teils war nach Ablauf einer Entwicklungsperiode und vor Beginn einer neuen ein Stillstand eingetreten, oder im günstigsten Falle regten sich doch nur die ersten Anfänge künftiger Entwicklung. Auf dem Gebiete der Architektur wie auf dem der Plastik war Schlüter die letzte große, geniale Kraft gewesen; er hatte die viel gemißbrauchten und verunstalteten Formen der Renaissance noch einmal zu prachtvollen, würdigen und imposanten Bauten zu verwerten verstanden, wie wenig andere; er hatte zugleich Gestalten voll mächtigen, hinreißenden Lebens geschaffen; mit ihm erstarb auf beiden Kunstgebieten die eigentliche Produktion, um erst wieder mit Schinkel und Thorvaldsen zu neuem Leben zu erwachen. Noch mehr als die Plastik war die Malerei in einen Zustand greisenhafter Impotenz versunken. Wer jetzt Bilder von Mengs betrachtet, denen die äußerliche Reproduktion der Antike nur ein den Beschauer kalt lassendes Scheinleben geliehen hat, begreift kaum, daß Winckelmann sich von freundschaftlicher Verblendung so weit hinreißen lassen konnte, ihn mit Raffael zu vergleichen. In der Musik war die große Zeit des Oratoriums vorüber, die große Zeit der Oper und Instrumentalmusik noch nicht gekommen. Bach und Händel waren tot, und es wird uns jetzt schwer

zu glauben, wie spurlos die Erscheinung des ersteren (mit Ausnahme der kleinen Kreise der eigentlichen Musiker) an der Mitwelt vorübergegangen war; daß Ernesti, als Rektor der Thomas-Schule, seines Todes in einer bald nachher gehaltenen Jahresrede nicht einmal gedachte, daß seine Partituren als Makulatur verstreut wurden. Der Opern-Komposition, die sich noch in hergebrachten Formen bewegte, begann Gluck eben damals neue Bahnen zu brechen, Mozart erregte als Wunderkind die Aufmerksamkeit Europas, Haydn war ein außerhalb Wiens unbekannter junger Mann, Beethoven noch nicht geboren. Das Theater, das sich im Übergangsstadium von der wandernden zur stehenden Bühne befand, war von dem wenn auch im Abnehmen begriffenen Einflusse Gottscheds noch ganz beherrscht, die Darstellung bis auf Eckhof der konventionellen Unnatur seiner Stücke analog. Eckhof vermochte zuerst Lessing „in das Meer der menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften nachzutauchen"; er schuf erst die Kunst des Schauspiels; dem Genie Schröders blieb es vorbehalten, sie in erschütternd wahren Darstellungen Shakespeares auf ihre höchste Stufe zu heben. Auch für die Poesie war mit Klopstocks Oden und den früheren Gesängen des Messias die neue Zeit nur eben angebrochen.

War nun jene Zeit im ganzen für die Entwicklung eines wahren Kunstverständnisses höchst ungünstig, so war überdies Königsberg von allen größern Städten Deutschlands damals vielleicht am wenigsten geeignet, Liebe zur Kunst (mit Ausnahme der Poesie) zu erwecken; und auch von den wenigen Mitteln und Gelegenheiten zur Ausbildung des Kunstsinns, die sich ihm etwa darboten, hat Kant so gut wie gar keinen Gebrauch gemacht. Der architektonische

Charakter des damaligen Königsberg war in noch weit höherem Grade als gegenwärtig Ärmlichkeit und Stillosigkeit. Die Stadt besaß kein einziges bedeutendes neueres Gebäude; der Dom wie alles, was etwa sonst aus der Ordenszeit erhalten war, galt als gotisch der Beachtung für unwert. Und wer ahnte damals, welch unvergleichliche Herrlichkeit in geringer Entfernung die (noch in polnischem Besitz befindliche) Marienburg in sich schloß, die erst ein halbes Jahrhundert später einem der edelsten unter Kants Schülern, Theodor von Schön, ihre Wiedergeburt verdanken sollte[1]). Ein irgend bedeutendes plastisches Werk besaß Königsberg nicht, da die Statue Friedrichs I. von Schlüter erst 1801 aufgestellt wurde. An Kupferstichsammlungen und Bildern von einigem Kunstwert fehlte es nicht ganz (wie auch die in das Stadt-Museum übergegangene Sammlung Hippels zeigt); aber Kant sah sie nicht an. Sein Biograph Borowski sagt, daß er auf Gemälde und Kupferstiche auch von vorzüglicher Art nie sehr zu achten schien und selbst allgemein gelobten und bewunderten Sammlungen keine Aufmerksamkeit schenkte. Von der Antike aber durch die damaligen höchst ungenügenden, oft karrikierenden Abbildungen eine wirkliche Vorstellung zu gewinnen, war ganz unmöglich.

Obwohl Kant in früheren Jahren gute Musik gern

---

1) Schöns Begeisterung für die Marienburg im Gegensatz zu Kants Verachtung aller gotischen Baukunst ist recht geeignet, die unterdessen eingetretene totale Umwandlung des Geschmacks zu veranschaulichen. Schön sagte, er habe nur zwei Menschen gekannt, auf die der Konventsremter in der Marienburg keinen Eindruck gemacht habe, und der eine davon habe im Verdacht des Vatermordes gestanden.

gehört und Konzerte besucht haben soll, vermutlich auch Gelegenheit hatte, einen Schüler J. S. Bachs zu hören[1]), so wohnte er doch in späteren Jahren äußerst selten einem Konzerte bei, behauptete, daß die Musik weichlich mache und warnte seine Schüler vor ihr. Er äußerte über die Trauermusik, welche die Königsberger Judenschaft auf Mendelssohns Tod veranstaltet hatte, seinen Unwillen, weil sie von Anfang bis zu Ende aus Trauer- und Klagetönen, einem ewigen lästigen Winseln bestanden hätte, während doch auch andere Empfindungen, z. B. die des Sieges über den Tod oder die der Vollendung, hätten ausgedrückt werden sollen. An diese Musik dachte er nie ohne Widerwillen und besuchte seitdem kein Konzert mehr. Rauschende, besonders Kriegs-Musik zog er jeder andern vor. Gleichsam unwillkürlich sich selbst schildernd, sagt er: „Wer bei einer schönen Musik Langeweile hat, gibt starke Vermutung, daß die Schönheiten der Schreibart und die feinen Bezauberungen der Liebe wenig Gewalt über ihn haben werden" (IV 422). — Auch das Theater besuchte Kant in früheren Jahren oft; er hat also Ackermann in seiner besten Zeit gesehn, der mit seiner Truppe von 1753 an zuerst im altstädtischen Junkerhof, dann von 1755 in dem von ihm erbauten Schauspielhause französische klassische Schauspiele, burleske Nachspiele, Ballette und Operetten gab, doch auch schon 1755 (früher als sonst irgendwo) Miß Sara Sampson[2]).

---

1) Goldberg aus Königsberg, Kammermusikus in Diensten des Grafen Kaiserlingk, für den Bach die Arie mit 30 Variationen geschrieben hat. Bitter, Leben J. S. Bachs, I. 310.

2) E. A. Hagen, Geschichte des Theaters in Preußen. S. 222 u. ff.

So hat denn Kant von der Kunst überhaupt nur eine sehr dürftige Kenntnis gehabt, die bildenden Künste fast nur von Hörensagen gekannt. Kaum je erwähnt er ein Bauwerk außer den Pyramiden und der Peterskirche, jene als Non plus ultra der Größe, diese zugleich auch der Pracht (IV 403). Daß nach seiner Meinung „ein Gebäude durch Übertünchung, welche gehauene Steine vorstellt, einen ebenso edeln Eindruck macht, als wenn es wirklich daraus bestände, und geklebte Gesimse und Pilaster die Meinung von Festigkeit geben, ob sie gleich wenig Haltung haben und nicht unterstützen" (IV 85) — diese Ansicht ist in jener Zeit der Blend-Architektur nur selbstverständlich. Die gelegentlichen Erwähnungen von Polyklets Doryphoros und Myrons Kuh, der mediceischen Venus und des griechischen Ideals überhaupt (IV 85 u. VII 2, 228) sind höchst wahrscheinlich auch durch Schriften Winckelmanns veranlaßt. Der einzige Maler, den Kant nennt (und zwar als vollendeten Darsteller menschlicher Schwachheiten), ist Hogarth (IV 408). Die Namen Raffaels, Michel-Angelos und ähnliche sucht man bei ihm vergebens; und wenn er in seinem Abschnitt „Von den Nationalcharakteren, insofern sie auf dem unterschiedlichen Gefühl des Erhabenen und Schönen beruhen" der Beanlagung der einzelnen Völker für die Künste nur ganz im allgemeinen gedenkt, und von der spanischen Nation z. B. sagt, daß sie wenig Gefühl für die schönen Künste und Wissenschaften an sich gezeigt habe (IV 448), so werden wir erinnert, daß damals, wo der Begriff der Kunstgeschichte noch ein ganz neuer war, selbst aus Büchern auch elementare Kunstkenntnisse nicht erworben werden konnten.

Aber auch von dem gewaltigen Umschwunge, der sich

im Verhältnis der gebildeten Welt zur Poesie schon seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zu vollziehen begonnen hatte, ist Kant nur oberflächlich berührt worden. Die Erlösung der deutschen Poesie aus den Fesseln des französischen Geschmacks, die Rückkehr zur Wahrheit und Natur aus den gradlinigen, eingehegten Bahnen der Konvenienz, die Befreiung des Affekts und der Leidenschaft von dem einschnürenden Zwange der Anstandsregeln — diese ganze Revolution erlebte Kant, ohne davon einen nachhaltigen Eindruck zu empfangen. Die Entdeckung Shakespeares (noch in den vierziger Jahren kannte ihn Bodmer nur von Hörensagen und verunstaltete seinen Namen zu Sasper), das wiedergewonnene Verständnis für die Antike, für die griechische Tragödie, für die Naturlaute der Volkspoesie — alle diese großen Ereignisse in unserem geistigen Leben sind für Kant wirkungslos geblieben. Lessings auf dem Gebiete der Kunst und Poesie bahnbrechende Schriften hat er schwerlich gelesen; er nennt ihn noch in der Kritik der Urteilskraft als Kritiker neben Batteux (IV 147), und die Wahl der Beispiele aus der antiken und modernen Literatur, die in Kants Schriften verstreut sind, die gelegentlich hingeworfenen Urteile, das Fehlen so vieler uns geläufigen Namen, da wo wir sie zu finden erwarten — alles dies läßt hinlänglich seine Geschmacksrichtung erkennen und zeigt, daß er sich gegen den neuen Geist, dessen Wehen gleich einem Frühlingssturm das deutsche Leben durchbrauste, ganz und gar ablehnend verhielt.

Aus der ganzen griechischen Literatur findet man wol nur Homer zuweilen genannt als einen großen, doch die Vollendung der Kunstpoesie nicht erreichenden

Naturdichter. Kant sagt in der Anthropologie, die Lebendigkeit des bildlichen Ausdrucks bei den rohen Völkern beruhe auf Armut an Begriffen; „und in der Tat haben die alten Gesänge vom Homer an bis zum Ossian, oder von einem Orpheus bis zu den Propheten, das Glänzende ihres Vortrags bloß dem Mangel an Mitteln, ihre Begriffe auszudrücken, zu verdanken" (VII 1, 94). „Von den Werken des Witzes und des feinen Gefühls fallen die epischen Gedichte des Virgil und Klopstock ins Edele, Homers und Miltons ins Abenteuerliche" (IV 409). An einer andern Stelle (IV 178) wird Wieland neben Homer genannt. Es ist übrigens wol äußerst zweifelhaft, ob Kant je so viel Griechisch gelernt hat, um griechische Dichter und Schriftsteller im Original lesen zu können; wo er von den größten Rednern spricht, beruft er sich nur auf englische und römische Muster (IV 202). Doch auch die Anführungen aus römischen Dichtern (unter denen er Lucrez, Horaz und Juvenal am höchsten schätzte, aber auch von Virgil bis ans hohe Alter große Stellen auswendig wußte), sind bei ihm nicht häufig. Von den neueren Literaturen berücksichtigt er am meisten die englische. Neben Milton, der auch ihm für den größten neueren Dichter galt, nennt er die meisten bedeutenden englischen Schriftsteller und Dichter des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gelegentlich; Swift, Fielding, Butler, Johnson, Richardson, Sterne, Young (dessen Nachtgedanken er aber wenig Geschmack abgewinnen konnte) und Pope, der sein Lieblingsdichter war (XI 2, 40). Von den italienischen Dichtern nennt er wol nur Ariost, von den spanischen nur Cervantes und zwar mit der Bemerkung, er hätte besser getan, wenn er anstatt die phantastische und romanische

Leidenschaft lächerlich zu machen, sie besser dirigiert hätte. Aus der ganzen französischen Literatur hatte Rousseau auf ihn den gewaltigsten Eindruck gemacht, doch dieser Eindruck war ein gemischter. Er fürchtete sich gewissermaßen vor dieser „Zauberkraft der Beredsamkeit.“ „Ich muß,“ sagt er, „den Rousseau so lange lesen, bis mich die Schönheit der Ausdrücke gar nicht mehr stört, und dann kann ich erst mit Vernunft ihn übersehen“ (XI 1, 232). Sicherlich aber war es der Verfasser des Emile und des Contrat social, nicht der Dichter der neuen Heloise, den er in Rousseau bewunderte. Unter den deutschen Dichtern liebte er Haller besonders, nächstdem, wie es scheint, Bürger und Hagedorn; später galt ihm Wieland für den größten deutschen Dichter, doch mit dem Oberon, den er im achtundsechzigsten Jahre kennen lernte, konnte er sich nicht befreunden.

An solchen Mustern war also Kants Geschmack erzogen und die neue aus den ihm gewohnten Bahnen hinausstürmende und -drängende Poesie fand ihn als einen in seinen Ansichten befestigten, schon alternden Mann und schon den großen Aufgaben seines Lebens immer ausschließlicher zugewandt. So kann es durchaus nicht wundernehmen, daß sie ihm völlig fremd geblieben ist. Würdiger Ernst und Feierlichkeit in den höheren Gattungen, gefällige Zierlichkeit, feine auch derbe Scherzhaftigkeit in den leichteren, überall Gemessenheit und Regelmäßigkeit — so war der Charakter der Poesie, die er als gelegentliche Ergötzung eines gebildeten Geistes zu schätzen gewohnt war. Sehr lebhaft war seine Empfänglichkeit für das Heitere, für Witz, Satire, und Humor. In früheren Jahren gehörte Liskow, in späteren Lichtenberg zu seinen Lieblingsschrift-

stellern, mit dessen Erklärungen Hogarths er, so wie mit Hudibras und Don Quichote innig vertraut war. Er soll keine Vorstellung des lustigen Schusters versäumt haben und hat sich sogar herabgelassen, Blumauers Äneide beifällig zu erwähnen (VII 2, 57), die Schiller zu den Produkten zählte, deren Existenz dem guten Geschmack billig ein Geheimniß bleiben sollte. Sehr gering dagegen war Kants Empfänglichkeit für Pathos und Sentimentalität. Der Hang zu schmelzender Rührung, so wie die alle Fesseln der Regel sprengende Überkraft stieß ihn seiner ganzen Natur nach ab. Er meinte, daß Witz oder Originalität der Laune ebenso selten seien als das Talent halsbrechend wie Genies oder herzbrechend wie empfindsame Romanschreiber zu dichten (IV 210). In der Tat hatte sein Verdruß über die „Geniefeuche", wie er sie in einem Briefe nennt (XI 1, 51), sowie über „Romane, weinerliche Schauspiele, schale Sittenvorschriften, die mit (ob zwar fälschlich) sogenannten edeln Gesinnungen tändeln, in der Tat aber das Herz welk und für die strenge Vorschrift der Pflicht unempfindlich, aller Achtung für die Würde der Menschheit — und überhaupt aller festen Grundsätze unfähig machen" (IV 133) — dieser Verdruß hatte doch mehr als relative Berechtigung. Denn die Reaktion gegen steife Konvenienz, Pedanterie und Unnatur verfiel nur zu bald in die Extreme der Rohheit und Überspannung einerseits, der Weinerlichkeit und Empfindelei andererseits; Erscheinungen, die männliche Geister verstimmen und ihren Widerspruch herausfordern mußten. Aber es war überhaupt für alle, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts schon im Mannesalter standen, unglaublich schwer, für viele geradezu unmöglich, sich in die neue Empfindungs-

weise einzuleben. Sie waren, wie Schiller sagt (bei Gelegenheit seines merkwürdigen Bekenntnisses, daß er sich an Shakespeare nur allmählich habe gewöhnen können), „noch nicht fähig, die Natur aus der ersten Hand zu verstehen. Nur ihr durch den Verstand reflektiertes und durch die Regel zurecht gelegtes Bild konnten sie ertragen.“ War doch, wie bekannt, der Eindruck, den Lessing von Werther empfing, ein gemischter. So sind denn auch an dem schon ganz in die Lösung der höchsten Probleme versenkten Kant die Erscheinungen des Werther und Götz, der Iphigenie und des Faust, gleich wesenlosen Schatten vorübergegangen. Noch im Jahre 1798, als Deutschland schon neben Lessing Schiller und Goethe, Gluck, Haydn und Mozart besaß, erklärte er, daß man von Verstand und Vernunft der Deutschen so viel wie von jedem andern der größten Kultur fähigen Volke erwarten könne, „das Fach des Witzes und des Künstlergeschmacks ausgenommen, als worin sie es vielleicht den Franzosen, Engländern und Italienern nicht gleichtun möchten“ (VII 2, 256). Die Kunst, die Kant allein kannte, war nur ein schönes Spiel; als die Befreierin des menschlichen Gemüts von den dunkeln Mächten der Leidenschaft hat er sie nicht gekannt, ihr Reich nicht als eine Welt der höhern Harmonie, in dem sich die Dissonanzen des irdischen Daseins in reinen Klängen lösen, den Künstler nicht als den Beglückten, dem, „wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, ein Gott es gab zu sagen, was er leide.“

Kant fühlte sehr wohl selbst, daß er auf dem Gebiete der Kunst unheimisch war. In seiner Kritik der Urteilskraft (oder wie er sie während der Ausarbeitung nannte, Kritik des Geschmacks XI 1, 87) geht er in der Analytik

des Schönen und Erhabenen so lange mit vollster Sicherheit zu Werke, als es sich um Feststellung und Begrenzung der leitenden Prinzipien handelt. Wie Stein an Stein, so fügt sich hier Gedanke an Gedanke zu einem ebenso mächtigen als edeln Bau, und wir bewundern die vollendete Meisterschaft des Gedanken-Architekten, wie ihn Rosenkranz genannt hat, auch da, wo wir etwa nicht völlig mit ihm einverstanden sind. Aber den Meister verläßt die Sicherheit, sobald er von der Bestimmung des Wesens der Kunst überhaupt zur Bestimmung des Wesens ihrer Gattungen übergeht. Die Faktoren nachzuweisen, die ein Kunstprodukt hervorbringen, war er vollkommen imstande, denn es sind zum großen Teil dieselben, die zum Entstehen auch anderer Werke des Geistes zusammenwirken, und jede großartige geistige Produktion hat viel Analogie mit dem künstlerischen Schaffen. Das Geschmacksurteil in seine wesentlichen Bestandteile zu zerlegen, aus der Fülle der einzelnen Erscheinungen die allen gemeinsamen Prinzipien zu abstrahieren, dazu reichte ein Genie der Analyse, wie das seine, auch bei beschränkter Erfahrung aus. Aber von dem Wesen der Künste bei einer höchst mangelhaften Erfahrung oder ohne alle Erfahrung sich eine richtige Vorstellung zu bilden — das ist auch für den größten Geist eine bare Unmöglichkeit.

Kant sagt (IV 193*), die Leser werden seinen Entwurf zu einer möglichen Einteilung der schönen Künste nicht als beabsichtigte Theorie beurteilen, es sei nur einer von den mancherlei Versuchen, die man noch anstellen könne und solle; und er wiederholt die Bitte (IV 196*), man möge dieses nur als einen Versuch einer Verbindung der schönen Künste unter einem Prinzip beurteilen und

nicht als für entschieden gehaltene Ableitung derselben ansehen.

Schon der Einteilungsgrund, den er als den „bequemsten“ wählt, zeigt, daß er der Kunst ganz eigentlich fremd war; denn er entnimmt ihn nicht ihrem Wesen, sondern einer Vergleichung mit ihrem angeblichen Analogon, nämlich dem Ausdruck, dessen sich Menschen bedienen, um ihre Gedanken, Anschauungen und Empfindungen so vollkommen als möglich mitzuteilen, der folglich in Wort, Geberdung und Ton (Artikulation, Gestikulation und Modulation) besteht. Aber diese Analogie ist noch dazu eine sehr unzulängliche; denn die ästhetische Idee ist, nach Kants eigener vortrefflicher Ausführung, eine solche, „daß für sie kein Ausdruck, der einen bestimmten Begriff bezeichnet, gefunden werden kann, der also viel Unnennbares zu einem Begriff hinzudenken läßt“ (IV 188). Ist es nun gerade das Unnennbare, das Unaussprechliche, das durch die Kunst zur Darstellung gelangt, tritt diese vielfach da erst ein, wohin das Vermögen der Mitteilung durch Wort, Geberdung und Ton gar nicht reicht, so ist klar, daß eine Parallelisierung auch der vollständigsten Mitteilung des Sprechenden mit der künstlerischen Darstellung nicht zulässig ist, daß es zum Wesen der letzteren gehört, über die erstere hinauszugehen, und daß wir von vornherein nicht berechtigt sind, uns die Formen beider als analoge vorzustellen.

Während die von dem Wesen der Kunst ausgehende Einteilung die Formen der Darstellung zugrunde legt und danach die Künste in die im Raum und in der Zeit darstellenden (und beide Darstellungsformen verbindenden) scheidet, teilte Kant die Künste auf Grund jener ange-

genommenen Analogie in die redenden, die bildenden und die des Spiels schöner Empfindungen.

Daß Kant zu den redenden Künsten neben der Poesie auch die Beredtsamkeit rechnet, läßt sich wol kaum anders erklären, als aus der hergebrachten Meinung und Verbindung beider im damaligen akademischen Unterricht, in dem die eine wie die andere als Künste gelehrt und geübt wurden. Gegenwärtig ist wohl anerkannt, daß die Beredtsamkeit keine Kunst im eigentlichen Sinne ist, denn der Gegenstand ihrer Darstellung sind nicht Ideen, sondern Begriffe. Wenn nach Kants eigener Deduktion zur schönen Kunst Einbildungskraft, Verstand, Geist und Geschmack erforderlich sind, so zeigen die höchsten Werke, welche die Beredtsamkeit überhaupt hervorgebracht hat, die Reden des Demosthenes, durch das gänzliche Fehlen des ersten Faktors, daß sie auch in Kants Sinne keine Kunstwerke sind. Hätte er diese vulkanischen Ausbrüche einer (um Macaulays Ausdruck zu gebrauchen) „durch Leidenschaft rotglühend gewordenen Vernunft" überhaupt gekannt, so würde er schwerlich die Beredtsamkeit als die Kunst definiert haben, „ein Geschäft des Verstandes als ein freies Spiel der Einbildungskraft zu betreiben" oder gar als die Kunst „durch den schönen Schein zu hintergehn."

Am auffallendsten zeigt sich der Mangel an Empirie in dem, was Kant über die bildenden Künste sagt. Sie sind nach ihm entweder Künste der Sinnenwahrheit (die Plastik, d. h. Bildhauer- und Baukunst) oder des Sinnenscheins (die Malerei); die erste macht Gestalten für zwei Sinne fühlbar, dem Gesicht und Gefühl (obzwar dem letzteren nicht in Absicht auf Schönheit), diese nur für das

erstere. Nun fehlt aber auch den Gestalten der Plastik (im engeren Sinne) zur Wahrheit ein ganz wesentliches Moment, die Farbe, und dieser Mangel rückt die Statue für unser Gefühl ohne Zweifel weiter von der Wahrheit weg als das Bild. Der Irrtum Kants wird begreiflich durch seinen noch größeren Irrtum, die Farbe gar nicht als wesentliches Darstellungsmittel der Malerei zu betrachten. „In der Malerei wie in allen bildenden Künsten ist, sofern sie schöne Künste sind, die Zeichnung das Wesentliche, in welcher nicht, was in der Empfindung vergnügt, sondern bloß durch seine Form gefällt, den Grund aller Anlage für den Geschmack ausmacht. Die Farben, welche den Abriß illuminieren, gehören zum Reiz, den Gegenstand an sich können sie zwar für die Empfindung beliebt, aber nicht anschauungswürdig und schön machen." Wenn Kant hier so spricht, als sei ein Gemälde nichts anderes als ein kolorierter Kupferstich, so zeigt sich klar, daß er den vollen Eindruck eines Bildes nie empfangen oder nie festgehalten hat. Die einseitige Wahrheit seiner Behauptung läßt sich am besten damit bezeichnen, daß Cornelius sie wahrscheinlich buchstäblich unterschrieben haben würde. Mit eben so viel Grund als er die Farbe bei einem Bilde für eine entbehrliche Zutat erklärt, die „nur durch ihren Reiz die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand selbst erweckt und erhebt", hätte er dasselbe von Versmaß, Rhythmus und Reim in der Poesie sagen können; er hat es ohne Zweifel deshalb unterlassen, weil er von dem Wesen der Poesie eine richtigere Vorstellung hatte als von dem der Malerei. Er ließ reimlose oder doch unmetrische Poesie gar nicht gelten und nannte sie „tollgewordene Prosa". Überhaupt ist aber die strenge Trennung des Reizes einerseits als

des Angenehmen, was in der Empfindung gefällt (welches Wohlgefallen mit Interesse verbunden ist), und des Schönen andererseits, das ohne Interesse gefällt, in der Kunst nicht durchführbar; denn ihre Darstellungsformen können nur mit den Sinnen erfaßt werden und sollen keine anderen sein als die den Sinnen gefallen. Der Reiz ist also eine inhärierende und unzertrennliche Eigenschaft der Mittel, deren sie nicht entbehren kann, um Ideen zum Ausdruck zu bringen. Kants Ausspruch, daß der Geschmack jederzeit noch barbarisch sei, wo er der Beimischung der Reize und Rührungen zum Wohlgefallen bedarf, ja wohl gar diese zum Maßstabe seines Beifalls macht — dieser Ausspruch ist nur in seiner zweiten Hälfte unbedingt richtig. Wenn von dem Genießenden der Reiz (wie der des Kolorits in der Malerei, der Instrumentation in der Musik) zum Maßstabe des Beifalls genommen wird, wenn er sich im Kunstwerk auf Kosten der Schönheit hervor oder an ihre Stelle drängt, das Mittel also die Bedeutung des Zwecks beansprucht — so ist für diese Verirrung des Geschmacks und der Kunst, die wir gegenwärtig so häufig zu beklagen haben, der Ausdruck „barbarisch“ allerdings nicht zu streng, und Kant hat hier mit genialem Tasten an der Wahrheit nahe vorbeigestreift.

Die Malerkunst teilt er in die schöne Schilderung der Natur und die schöne Zusammenstellung ihrer Produkte, die erste wäre die eigentliche Malerei, die zweite die Lustgärtnerei; auch die Verzierung der Zimmer mit Tapeten, Aufsätzen und alles schöne Ameublement, ingleichen die Kunst der Kleidung nach Geschmack (Ringe, Dosen u.s.w.) zählt er zur Malerei im weitern Sinne. Die Berücksichtigung der Lustgärtnerei ist hier wohl durch

Hippels Garten-Anlagen veranlaßt. Den offenbaren Widerspruch, die körperlich darstellende Lustgärtnerei (und Dekorationskunst) zur Kunst des Sinnenscheins zu rechnen, hat Kant in einer Anmerkung zu entschuldigen gesucht. Ein viel erheblicherer Einwand ergibt sich aber aus Kants unbestreitbarem Satze, daß schöne Künste notwendig als Künste des Genies betrachtet werden müssen. Gartenkunst und Dekoration sind aber offenbar nur Künste des Geschmacks, also ebenfalls gar keine schönen Künste nach Kants Definition.

Die Kunst des schönen Spiels der Empfindungen umfaßt nach Kant die Musik und die Farbenkunst, d. h. die Kunst, Farben zu einer gefälligen Zusammenwirkung zu komponieren. Daß Kant diese untergeordnete Geschicklichkeit, die nur im Dienst der Malerei und Dekoration zur Hervorbringung von Kunstwerken beitragen, aber sie niemals selbst hervorbringen kann, daß er diese als selbständige Kunst ansah, erklärt sich vielleicht aus seiner Neigung zu einer Farben-Symbolik, die er durch alle sieben Farben durchführt, welche, von Rot angefangen, der Erhabenheit, Kühnheit, Freimütigkeit, Freundlichkeit, Bescheidenheit, Standhaftigkeit und Zärtlichkeit entsprechen sollen. Daß er aber mit dieser angeblichen Farbenkunst, die doch ebenfalls höchstens eine Kunst des Geschmacks, aber nimmermehr des Genies sein kann, die Musik zusammenstellt, zeigt schon allein, eine wie geringe Meinung er von dieser hatte. Er neigte dazu, ihre Wirkungen als rein materielle, die Musik folglich nicht als schöne, sondern als angenehme Kunst anzusehn; sie sei mehr Genuß als Kultur, habe also durch Vernunft betrachtet weniger Wert, als jede andere der schönen Künste. Die ganze Musik

ohne Text könne man zu der sogenannten freien Schönheit zählen, die keinen Begriff von dem, was der Gegenstand sein soll, keine innere Zweckmäßigkeit voraussetzt und wozu auch Arabesken (in der Natur schöne Vögel und Blumen) gehören. Und doch erkannte er in der Tonkunst eine jedem Menschen verständliche Sprache der Affekte, in Harmonie und Melodie die Mittel, „die ästhetische Idee eines zusammenhängenden Ganzen, einer unnennbaren Gedankenfülle, einem gewissen Thema gemäß, welches den in dem Stücke herrschenden Affekt ausmacht, auszudrücken."

Wol nirgends tritt in Kants System der Künste das Mißverhältnis zwischen seiner gewaltigen Spekulation und seiner höchst dürftigen und unzureichenden, durch Eindrücke gewonnenen Erfahrung mehr hervor, als hier. Durch jene vermochte er der Bedeutung der Musik vollständig gerecht zu werden, aber diese machte es ihm unmöglich, den gewonnenen Begriff festzuhalten. Und sehen wir, daß selbst Goethe bei so hoher Begabung für das Verständnis der übrigen Künste und trotz seiner (wie wir aus Mendelssohns Briefen wissen) bis ins höchste Alter mit rührender Unverdrossenheit fortgesetzten Bemühungen, für Musik niemals hat ein volles Verständnis gewinnen können, so werden wir um so weniger darüber erstaunen, daß es Kant nicht gelang, sondern nur darüber, daß er doch imstande war, durch geniale Abstraktion das Wesen dieser ihm so unverständlichen Kunst zu bestimmen und auszusprechen.

Von der Verbindung der schönen Künste in einem und demselben Produkte spricht Kant nur ganz kurz und obenhin. Die Schauspielkunst ist ihm (ebenso wie der

Tanz) keine selbständige Kunst, sondern nur eine Verbindung der Poesie (und Musik) mit der malerischen Darstellung und dem Spiel der Gestalten. Die mimische Darstellung rechnete er also ebenso zur Plastik wie die Gartenkunst zur Malerei, ohne auch hier auf den Unterschied der Darstellung im Raume und in der Zeit, und der beide vereinigenden irgendwie Rücksicht zu nehmen[1]). Auch die Vereinigung des Erhabenen mit dem Schönen in der Kunst wird nur ganz beiläufig erwähnt, und als Gattungen, in denen sie sich zeigen, das gereimte Trauerspiel, das Lehrgedicht und das Oratorium angeführt. Das bürgerliche Trauerspiel schien ihm also die Erhabenheit auszuschließen, und wenn er sich wiederholt auf Cato als Beispiel edler Heldentugend beruft, so ist wohl kaum zu bezweifeln, daß der Cato Gottscheds gemeint ist, den Ackermann in Königsberg als eine seiner Hauptrollen gespielt hatte.

Man sieht, aus welchen Mustern Kant seine Vorstellung vom Erhabenen in der Kunst ableitete. Aeschylos, Shakespeare, Dante, Michel-Angelo, Bach, Händel kannte er nicht. Er führt als Beispiel des Erhabenen Hallers Beschreibung von der künftigen und vergangenen Ewigkeit an, „von denen jene ein sanftes Grausen, diese starre Bewunderung einflößt" (IV 402); und die Beschreibung einer grenzenlosen Einöde in einer verschollenen Prosadichtung im Bremer Magazin. Wenn er sagt, daß vielleicht nie etwas Erhabeneres gesagt oder ein Gedanke erhabener ausgedrückt worden, als in jener Aufschrift eines Isis-Tempels: Ich bin alles, was da ist, was da war

1) Im Vorbeigehen tut er es. Bd. IV. S. 73.

und was da sein wird, und meinen Schleier hat noch kein Sterblicher aufgedeckt (IV 188); so geht wol daraus hervor, daß er auch nicht gewohnt war, die Bücher des alten Testaments nach ihrem poetischen Wert zu würdigen. Mit größerem Rechte dürfte man sagen, daß zu dem Erhabensten, was je gedacht und ausgesprochen worden, jene Zusammenstellung des gestirnten Himmels mit dem Sittengesetz in uns gehört, als der zwei Dinge, „die das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht erfüllen, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt" (VIII 312 f.).

Je weniger Beispiele des wahrhaft Erhabenen Kant in dem engen Gebiet der Kunst, das er übersah, finden konnte, um so natürlicher ist, daß er diesen Begriff fast allein aus der Natur abstrahierte. Wenn er auch den Eindruck „himmelanstrebender Gebirgsmassen, tiefer Schlünde und darin tobender Gewässer" (IV 128 f. vgl. 118) nur nach Hörensagen beschreibt, so war er mit dem Anblick „tief beschatteter, zum schwermütigen Nachdenken einladender Einöden" (IV 137) durch die Landschaften unserer Provinz desto vertrauter, und kannte „die interessante Traurigkeit, welche der Anblick der Einöde einflößt" (Saussure), aus Erfahrung sehr wohl. Noch mehr, er kannte auch den Anblick, der nächst dem des gestirnten Himmels der größte in der Natur ist, den der grenzenlosen Fläche des Meers, das er bei Pillau sah, da die unvergleichlich schönen Ufer des Samlandes damals noch nicht entdeckt waren.

In der Analysis des Erhabenen nun, wo seine Spekulation durch den Mangel an Empirie nicht gehemmt und beeinträchtigt, vielmehr durch zwar nicht zahlreiche und mannigfaltige doch große Eindrücke beschwingt ist, erhebt

sie sich auch zu ihrem freiesten und großartigsten Fluge, dessen Kühnheit und Sicherheit etwas unwiderstehlich Fortreißendes hat. Unbeirrt durch die Täuschungen der subjektiven Empfindung dringt Kant hier zur Erkenntnis der großen Grundwahrheit vor, daß die Erhabenheit in keinem Dinge der Natur, sondern nur in unserem Gemüte enthalten ist, sofern wir der Natur in uns und dadurch auch der Natur (sofern sie auf uns einfließt) außer uns überlegen zu sein uns bewußt werden können" (IV 122).

Vortrefflich weist er sodann nach, daß eine Einstimmigkeit des Urteils weit weniger über das Erhabene als über das Schöne der Natur zu erwarten sei; denn die Lust am Erhabenen als Lust der vernünftelnden Kontemplation kann nicht schlechthin bei andern vorausgesetzt werden, während die Lust am Schönen als Lust der bloßen Reflexion notwendig bei jedem auf wesentlich denselben Bedingungen beruhen muß. Und hätte Kant gewußt, daß die Empfindung jenes savoyischen Bauern, von dem Saussure erzählt, daß er alle Liebhaber der Eisgebirge Narren nannte, von der Empfindung der Gebildetsten bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts nicht wesentlich verschieden war, so würde er das Urteil über das Erhabene als ein nicht bloß von dem Grade, sondern auch von der Richtung der Kultur abhängiges erkannt haben.

Wenn Kant übrigens dem Gefühl für schöne Natur den Vorzug vor dem Kunstgeschmack gibt, insofern das unmittelbare Interesse an der Natur jederzeit das Kennzeichen einer guten Seele sei, während das Interesse an der Kunst gar keinen Beweis einer dem moralisch Guten anhänglichen Denkungsart abgebe: so erinnert uns diese Entgegensetzung beider Empfindungen, wie sehr das uns

zum Teil durch den Einfluß der Landschaftsmalerei vermittelte Naturgefühl ein aus beiden zusammengesetztes ist, da es die Szenen der Natur gleichsam als von ihr in künstlerischer Absicht geschaffene Bilder betrachtet, also ganz eigentlich an sie den Maßstab des Kunstgeschmacks legt.

Doch es ist Zeit die sich aufdringenden Bemerkungen abzubrechen; denn je weiter wir uns in das Studium der großen Werke Kants vertiefen, desto weitere Gedankenperspektiven eröffnen sich uns. Wenn wir ihn auf dem für ihn weit abliegenden Gebiete der Kunst, das er gleichsam wider seinen Willen betritt und sobald als möglich verläßt, irre gehen gesehen haben, so ist diese Wahrnehmung wahrlich nicht geeignet unsere Ehrfurcht für diesen königlichen Geist irgendwie zu beeinträchtigen.

Die Geschichte lehrt, daß Genie und Universalität äußerst selten (wie bei Aristoteles) vereint sind; viel eher schließen sie einander aus, und sehr häufig steht das Vermögen und Bedürfnis der Sammlung und Konzentration im Verhältnis zur Größe und zum Schöpfungsdrange der genialen Kraft. Einer Konzentration, wie wir sie bei Kant finden, sind nur ungemeine, von dem Bewußtsein ihrer großen Zwecke ganz erfüllte Geister fähig. Man weiß wie er sich selbst gegen die philosophischen Systeme anderer anschloß, daß er Spinoza nie recht studiert hat, über die Schriften seiner Gegner sich von anderen berichten ließ. Er, der sein ganzes Leben mit der vollen unerbittlichen Strenge seines großartigen Pflichtbewußtseins in den Dienst der Wahrheit gestellt hatte, hätte aufhören müssen Er selbst zu sein, um in der Welt des schönen Scheins zu verweilen und heimisch zu werden[1]).

1) Goethe schrieb (19. Dezember 1798) bei der Rücksendung

Kant vollendete die Kritik der reinen Vernunft in demselben Jahr, in dem Goethe die Phantasie als seine Göttin pries, und ihr unter den Unsterblichen den Preis zuerkannte, der ewig beweglichen, immer neuen, seltsamen Tochter Jovis, seinem Schoßkinde. Kants geistiges Auge ertrug ohne Blendung das unverwandte Schauen in das volle Sonnenlicht der Wahrheit und bedurfte nicht des Ausruhens auf dem bunten Bilde der gebrochnen Strahlen, für ihn war in reinem Licht, nicht wie für Faust in farbigem Abglanz das Leben. Je unwiderstehlicher es ihn zur Erforschung der ewigen Gesetze des Geistes zog, um so weniger vermochte die wimmelnde Gestaltenfülle der immer wechselnden Erscheinungen ihn festzuhalten. „Alles" — so schrieb er, als er schon die Höhe des Lebens überschritten hatte, auf eines der Blätter, denen er nicht zur Veröffentlichung bestimmte Gedanken anvertraute — „Alles geht in einem Flusse an uns vorbei, und der wandelbare Geschmack und die verschiedenen Gestalten der Menschen machen das ganze Spiel ungewiß und trüglich. Wo finde ich feste Punkte der Natur, die der Mensch niemals verrücken kann, und wo ich die Merkzeichen geben kann, an welches Ufer er sich zu halten hat?" Diese festen Punkte hat Kant gefunden wie kein Denker vor oder nach ihm, und wer die Größe des einzigen Mannes begreift, wird an ihm auch nicht den kleinsten Zug anders wünschen.

---

von Kants Anthropologie an Voigt: „Genie und Talent sind ihm überall im Wege — die Poeten sind ihm zuwider und von den übrigen Künsten versteht er Gott sei dank nichts". C. H. A. Burkhardt, Klassische Findlinge. Grenzboten 1873, 17. Oktober, S. 93.

XI.

Kant in seiner Stellung zur Politik[1]).

Nicht bloß in der Philosophie macht sich in unsern Tagen die Tendenz einer Rückkehr zu Kant so stark und vielfach geltend, auch im Streit der politischen Parteien wird seine Autorität bisweilen angerufen. Die Frage, welche Stellung der größte deutsche Denker des 18. Jahrhunderts zur Politik einnahm, darf daher wol ein hinlängliches Interesse beanspruchen, um den Versuch einer neuen Beantwortung gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Die bisherigen Erörterungen dieses Gegenstandes ergeben sehr verschiedene Resultate. In einem 1838 erschienenen Aufsatze von F. W. Schubert[2]), dem Mitherausgeber der Werke Kants, erscheint der große Philosoph fast als das Muster eines der Obrigkeit stets und unbedingt gehorsamen preußischen Untertans, bei Hettner[3]) dagegen als Urheber und Verkünder einer durchaus revolutionären

1) Preußische Jahrbücher Band XX (1867) 2, S. 113 ff.

2) Schubert, Immanuel Kant und seine Stellung zur Politik in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in Raumers historischen Taschenbuch. IX. 1838.

3) Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts (2. Aufl.) III. 3, 2, S. 38.

Staatslehre. Keine von beiden Darstellungen gibt ein richtiges Bild.

So einstimmig die Freunde Kants, die am Anfange dieses Jahrhunderts über sein Leben geschrieben haben, darin sind, daß sein Interesse an Politik ein höchst lebhaftes war, so karg sind die Mitteilungen über seine politischen Ansichten und Äußerungen, offenbar aus einer sehr begreiflichen Vorsicht: hatte doch schon 1792 einer der begeistertsten Anhänger Kants, Professor Reuß in Würzburg, ihn gegen den Vorwurf in Schutz nehmen müssen, daß die französische Revolution aus seiner Philosophie ihren Ursprung genommen habe. Bekannt ist, daß er in dem Unabhängigkeitskriege der nordamerikanischen Kolonien gegen England lebhaft die Partei der ersteren nahm, was ihm eine Forderung zum Duell von dem ihm später so innig befreundeten Kaufmann Green zuzog. Die Kunde von seinem leidenschaftlichen Interesse an dem Verlauf der französischen Revolution verbreitete sich schon in jener Zeit so schnell und so weit, daß er von Sieyès die Aufforderung erhielt, mit ihm darüber zu korrespondieren, die er aber ablehnte. Sein mit den Jahren zur Sehnsucht gesteigerter Wunsch, die Anfänge einer Entwickelung noch zu erleben, die zur Herstellung eines allgemeinen dauernden Friedens führen könnte, ließ ihn den Baseler Frieden mit Freuden begrüßen, wie sie ihn mit wachsender Abneigung gegen England, als die einzige den Krieg fortführende Macht, und deren leitenden Staatsmann erfüllte. Zu dem letzten, was er geschrieben hat, gehört ein kleiner Aufsatz, in dem er seine Behauptung, Bonapartes Zug nach Ägypten könne nur eine Finte sein, um seine wahre Absicht, die Eroberung Portugals, zu ver-

decken, mit dem Eigensinne des hohen Alters auch dann noch festhielt, als Ägypten bereits geraume Zeit in den Händen der Franzosen war.

Der Einfluß der beiden Schriftsteller, die auf die politischen Anschauungen des 18. Jahrhunderts am meisten bestimmend eingewirkt haben, Montesquieu und Rousseau, ist auch bei Kant nicht zu verkennen. Montesquieus „Geist der Gesetze" (1749) empfahl er seinen Zuhörern aufs angelegentlichste, und seine Exzerpte zeigen die eingehendste Beschäftigung mit diesem Buche, aus dem er namentlich die Lehre von der Trennung der Gewalten entlehnte.

Dagegen ist Rousseaus Einfluß auf Kants politische Ansichten, wenn auch nicht gering, so doch nicht so bestimmend gewesen, als man es bei dem Schriftsteller erwarten sollte, dessen Werke unter allen gleichzeitigen auf ihn den größten Eindruck gemacht hatten. Rousseau zuerst hatte nach seiner Meinung die „tiefverborgene Natur des Menschen und das versteckte Gesetz entdeckt, das die Vorsehung rechtfertigt." (XI. 2, 248.)[1] Ihm bekennt er einen ganz neuen Begriff vom Wesen der Menschheit zu verdanken. Vorher hatte er ihre Ehre ausschließlich in dem Streben nach Erkenntnis gesucht und „den Pöbel, der von nichts weiß, verachtet. Dieser verblendende Vorzug verschwindet; ich lerne die Menschen ehren und würde mich unnützer finden als die gemeinen Arbeiter, wenn ich nicht glaubte, daß diese Betrachtung allen übrigen einen Wert erteilen kann, die Rechte der Menschheit herzustellen."

---

1) Ich zitiere auch hier nach der Ausgabe von Schubert und Rosenkranz.

(XI. 2, 240.) Vor dem hinreißenden Zauber der Sprache Rousseaus hatte Kant eine Art Furcht: über den Inhalt seiner Schriften erlaubte er sich ein Urteil erst, wenn der erste Eindruck sich durch wiederholtes Lesen abgestumpft hatte. (XI. 2, 232.)

Trotz alledem stieß Rousseau ihn eben so sehr ab, als er ihn anzog. Obwohl er glaubte, daß der Genfer Autor durch eine noch nie dagewesene Verbindung von Genialität, Gefühl und Scharfsinn alle bisherigen Schriftsteller aller Zeiten und Völker übertreffe, fand er doch zugleich seine Schriften „so voll seltsamer und widersinniger Meinungen", daß man vermuten müsse, er habe einen Ruhm darin gesucht, Paradoxien blendend vorzutragen. (XI. 2, 240.)

In der Tat ist kaum ein tieferer Gegensatz denkbar, als zwischen den Naturen dieser beiden Männer: zwischen der Gefühlsüberschwänglichkeit, Voreingenommenheit und Sophistik des einen und dem unerbittlichen Wahrheitssinn, der strengen, ja herben Männlichkeit des andern. Vor allem Rousseaus ganze Richtung war eudämonistisch, seine Zukunftsideale ganz dnrch den Zweck einer geträumten Glückseligkeit bestimmt. Kant weist nichts so entschieden zurück, als eine Bestimmung unserer Handlungen durch den Zweck, und erklärt die Glückseligkeit für einen subjektiven, also undefinierbaren Begriff. Der Ansicht Rousseaus von der ursprünglichen Güte der menschlichen Natur steht die Kants von dem radikalen Bösen in derselben (trotz der auch von ihm gehegten Hoffnung auf den endlichen Sieg des guten Prinzips) immerhin schroff genug gegenüber. Frage man, ob die Menschen als eine gute oder schlimme Rasse anzusehen seien, so müsse er gestehen, daß nicht viel da-

mit zu prahlen sei (VII. 1, 274); „aus so krummem Holze, woraus der Mensch gemacht ist, kann nichts Gerades gezimmert werden" (VII. 1, 325). „Die Erfahrung alter und neuer Zeit muß jeden Denkenden verlegen und zweifelhaft machen, ob es mit unserer Gattung jemals besser stehen werde" (VII. 2, 267). Kant führt die bekannte Antwort an, die Friedrich der Große dem von ihm zum Direktor der schlesischen Unterrichtsanstalten ernannten Sulzer gab. Als dieser sagte, es gehe dort besser, seit man auf Rousseaus Grundsatz fortgebaut habe, daß der Mensch von Natur gut sei, erwiderte der König: „Ah, mon cher Sulzer, vous ne connaissez pas assez cette race maudite à laquelle nous appartenons" (VII. 2, 275). Zwischen diesen beiden extremen Ansichten hielt die Kants etwa die Mitte. Jedenfalls war er überzeugt, daß die menschliche Natur den Zwang notwendig mache (VII. 2, 268).

Am strengsten besteht er in der Ausschließung jedes Zwecks bei der Bestimmung des Strafrechts (IX. 180 ff.): einzig und allein die Gerechtigkeit (ohne die es keinen Wert hat, daß Menschen auf Erden leben) soll hier walten. Das Maß der Strafe kann nur durch ein ideales Wiedervergeltungsrecht bestimmt werden: sie muß zu der inneren Bösartigkeit des Verbrechers in genauem Verhältnis stehen; daher ist für Mord die Todesstrafe die einzig zulässige. Die Einwendungen Beccarias gegen dieselbe bezeichnet Kant als „aus teilnehmender Empfindelei einer affektierten Humanität" hervorgegangen, seine Beweisführung als „Sophisterei und Rechtsverdrehung".

„Selbst wenn sich die bürgerliche Gesellschaft mit aller Glieder Einstimmung auflöste, müßte der letzte im Gefängnis befindliche Mörder vorher hingerichtet werden,

damit Jedermann das widerfahre, was seine Taten wert sind, und die Blutschuld nicht auf dem Volke hafte, das auf diese Bestrafung nicht gedrungen hat" (XI. 183).

Alle auf Politik bezüglichen Schriften Kants fallen in sein Greisenalter, die meisten in die Zeit von 1792 bis 1798. Die darin vorgetragenen Anschauungen und Grundsätze beruhen offenbar auf lange genährten, gereiften und fest gewordenen Überzeugungen, und bilden ein festgeschlossenes System, in dem weder eine Lücke, noch ein Sprung, geschweige denn ein Widerspruch ist. Überall kehren dieselben Gedankenreihen wieder. Man kann daher die einzelnen Glieder der Schlußketten verschiedenen Schriften entnehmen: sie greifen stets genau ineinander.

Kants politische Ansichten sind wesentlich durch seine Auffassung der Geschichte bedingt, und dies war die uns so völlig fremd gewordene teleologische. „Man kann die Geschichte der Menschengattung im Großen als die Vollziehung eines verborgenen Planes der Natur ansehen" (VII. 1, 329 f.), die auch „als tiefliegende Weisheit einer höheren, auf den objektiven Endzweck des menschlichen Geschlechts gerichteten und diesen Weltlauf prädeterminierenden Ursache Vorsehung genannt wird" (VII. 1, 257). Doch ist dieser letztere Ausdruck, „mit dem man sich vermessener Weise ikarische Flügel ansetzt, um dem Geheimnis ihrer unergründlichen Absicht näher zu kommen", weniger schicklich und bescheiden als der erstere.

Von der Natur oder der Vorsehung allein können wir den Fortschritt der Menschheit erwarten (VII. 1, 224 f.). Ihre Fürsorge für dieselbe offenbart sich überall. Sie hat z. B. gewollt, daß die ganze Erde von Menschen bewohnt sei: unter den mannigfachen Anstalten, die sie für diesen

Zweck getroffen, erregte Kants Bewunderung am meisten die Anspülung des Treibholzes an gewächslose Küsten (VII. 1, 260). Zur Erreichung dieses Zwecks bedient sie sich namentlich auch des Krieges, „der auf die menschliche Natur gleichsam gepfropft zu sein scheint.“ Nur der Krieg kann Völker in Gegenden getrieben haben, die sie nie aus eigener Neigung als Wohnsitz gewählt haben würden, wie die Eskimos nach dem höchsten Norden, die Pescheräs nach dem Feuerlande (XI. 2, 169). Aus den Jahren der beginnenden Altersschwäche Kants wird berichtet, daß er den Krieg und die Pocken für Anstalten der Natur zur Verhütung der Übervölkerung ansah; er gehörte zu den Gegnern der Impfung (XI. 2, 169).

Des Krieges bedient sich die Natur nun auch als eines Mittels zur Erziehung der Menschheit. Sie zwingt sie durch ihn zur Auflösung des größten, am spätesten und nur annähernd zu lösenden Problems: zur Erreichung einer allgemein das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft. Durch die Übel, die mit dem Zustande der Wildheit verknüpft sind, hat die Natur unsere Gattung bereits genötigt, zur Gesetzmäßigkeit, zur Zivilisation und zur Kultur vorzuschreiten: aber von Moralität sind wir noch weit entfernt. Das Verhältnis der Völker und Staaten zu einander ist noch ein völlig barbarisches. Hier tritt die Bösartigkeit der menschlichen Natur, die im Innern des Staats durch den Zwang verdeckt wird, unverhohlen hervor; der Unterschied zwischen den europäischen und den amerikanischen Wilden besteht hauptsächlich darin, daß die ersteren einander nicht fressen. Wäre die letzte Stufe, die unsere Gattung noch zu ersteigen hat, unerreichbar, so hätte Rousseau so unrecht nicht gehabt, wenn er den Zu-

stand der Wilden vorzog. Dieser letzten Stufe führt uns die Natur durch die Kriege entgegen. Durch die endlich bis zur Unerträglichkeit drückenden Lasten, die die Kriege den Staaten auferlegen, durch deren schließliche völlige Erschöpfung treibt sie uns, aus dem gesetzlosen Zustande der Wilden hinauszugehen und in einen Völkerbund zu treten (der erst durch eine freiheitliche Verfassung der Einzelstaaten möglich wird), in welchem auch der kleinste Staat seine Sicherheit und seine Rechte von der Entscheidung nach Gesetzen des vereinigten Willens erwarten kann. Alle Kriege sind daher ebenso viele Versuche der Natur, diesen Zustand zu erreichen (VII. 1, 323 ff., 247).

Zu demselben Schlusse gelangt Kant noch vermittelst einer zweiten Gedankenreihe. Wie Rousseau geht er von dem Satze aus, daß die Freiheit und Gleichberechtigung aller Menschen in der Natur begründet ist; und deshalb muß das Endziel aller politischen Bestrebungen eine Verfassung sein, die die Freiheit und Gleichheit aller Einzelnen gewährleistet, so weit sie mit ihrer Vereinigung zu einem Staatswesen verträglich ist (VII. 1, 197 ff.). Die Freiheit ist das Recht eines jeden, seine Glückseligkeit auf dem Wege suchen zu dürfen, der ihm gut dünkt, wenn er nur der Feiheit anderer, einem ähnlichen Zweck nachzustreben, nicht Abbruch tut. Die Gleichheit ist das Recht jedes Gliedes des Gemeinwesens, dahin zu gelangen, wohin Talent, Fleiß und Glück ihn bringen können, und dies Recht darf nicht durch die erblichen Vorrechte eines Standes beeinträchtigt werden; gegen den Geburtsadel und seine Privilegien hat Kant sich auch sonst aufs entschiedenste ausgesprochen (XI. 2, 157 f.). Daß übrigens durch die Gleichheit aller die größte Ungleichheit des Besitzes und

der Lebensstellung nicht ausgeschlossen werden kann, hat er ebenfalls ausdrücklich gesagt (VII. 1, 200).

Aber wie allen menschlichen Bestrebungen, so darf auch den auf die Verwirklichung dieses Ideals hinführenden nicht der Zweck die Richtung geben, sondern einzig und allein die Rechtspflicht, also das Moralprinzip. Nicht weil er seinen Mitgliedern die Glückseligkeit gewährt (die vielleicht im Naturzustande oder unter der Herrschaft des aufgeklärten Despotismus größer sein kann), muß der ideale Staat das Ziel alles Strebens sein, sondern weil er allein den Forderungen des Moralprinzips entspricht (VII. 1, 281). Ist aber die auf dasselbe basierte Verfassung erst in einzelnen Staaten erreicht, so darf auch die Regelung ihrer Beziehung zu einander durch das Recht allein erwartet werden. Denn wenn erst ein mächtiges und aufgeklärtes Volk sich eine solche Verfassung gegeben hat, so bildet dies einen Mittelpunkt der föderativen Vereinigung für andere Staaten zu einem sich allmählich immer weiter ausbreitenden Friedensbunde. Auch dies letzte Ziel ist nicht bloß als physisches Gut, sondern auch als ein aus Pflichtanerkennung hervorgehender Zustand zu wünschen (VII. 1, 279).

Auch Kants politischem System liegt die unhistorische, die Staatslehre des ganzen 18. Jahrhunderts beherrschende Vorstellung eines Gesellschaftsvertrages zugrunde, durch den alle einzelnen sich zur Herstellung des Gemeinwesens ihrer Rechte entäußert haben. Aber abweichend von Locke und Rousseau betrachtet Kant diesen Vertrag und die durch ihn erfolgte Übertragung der ursprünglich beim Volke befindlichen obersten Gewalt als eine dasselbe auf immer und unter allen Umständen bindende. Keineswegs darf

man, wie Danton, den Nachweis verlangen, daß der Staatsvertrag faktisch stattgefunden habe, was gar nicht einmal möglich ist. „Sondern es ist eine bloße Idee der Vernunft, die aber den Gesetzgeber verbindet, daß er seine Gesetze so gebe, wie sie aus den vereinigten Willen eines ganzen Volkes haben entspringen können" (VII. 1, 207—214). Über den Ursprung der obersten Gewalt soll das Volk nicht vernünfteln; keine Forschung reicht zum Anfang der bürgerlichen Gesellschaft zurück: eine solche aber in der Absicht einer gewaltsamen Abänderung der bestehenden Verfassung anzustellen, ist sträflich (IX. 164, 191). Ein Volk mag sich in derselben noch so unglücklich fühlen: es muß dem Souverän, dem es die oberste Gewalt einmal übertragen hat, gehorchen. Alle Widersetzlichkeit gegen diese oberste Gewalt ist das höchste und strafbarste Verbrechen im gemeinen Wesen, weil es dessen Grundfesten zerstört. Hätte das Volk auch ein zu Recht beständiges Urteil über das Verfahren des Staatsoberhaupts, so könnte es doch nicht in eigner Sache Richter sein. Auch kann es sich nicht auf ein Notrecht berufen, weil dieses dann dem Souverän ebenso gut zustehen würde (VII. 1, 208 ff.). Der Irrtum der Staatsrechtslehrer, die (wie Achenwall in seinem Jus naturae) ein Recht des Volkes zur Revolution gegen einen seine Gewalt mißbrauchenden Herrscher behauptet haben; dieser Hang so vieler wohldenkender Schriftsteller, „dem Volk zu seinem eigenen Verderben das Wort zu reden", rührt teils von der Einmischung des Prinzips der Glückseligkeit her, das im Staatsrecht ebenso viel Böses anrichtet, als in der Moral, teils von der Einmischung des Erfolgs in die Rechtsgründe. „Der Gott Bonus eventus", sagt Kant an einer andern Stelle,

„ist ein guter Rechtsverdreher" (VII. 2. 276). „Wenn jene Empörungen, wodurch die Schweiz, die Vereinigten Niederlande oder auch Großbritannien ihre jetzige für so glücklich gepriesene Verfassung errungen haben, mißlungen wären, so würden die Leser der Geschichte derselben in der Hinrichtung ihrer jetzt so erhobenen Urheber nichts als verdiente Strafe großer Verbrecher sehen" (VII. 1, 212).

Die absolute Rechtswidrigkeit der Empörung folgt auch aus dem Satze, daß alle Handlungen unrecht sind, deren Maxime sich nicht mit der Publizität verträgt. Kein Volk konnte aber bei der Stiftung einer Staatsverfassung sich die Ausübung der Gewalt gegen das Oberhaupt in gewissen Fällen vorbehalten, weil es damit die Verfassung von vornherein unmöglich gemacht haben würde (VII. 1, 285 f.).

Wenn übrigens die Entthronung eines Monarchen noch wenigstens den Vorwand eines Notrechts für sich hat, so hat das Volk niemals das mindeste Recht, ihn wegen seiner vorigen Verwaltung zu strafen, zu deren Führung es ihm ja durch die Übertragung der obersten Gewalt das unbedingte und uneingeschränkte Recht gegeben hat. „Unter allen Gräueln einer Staatsumwälzung durch Aufruhr ist selbst die Ermordung des Monarchen noch nicht das ärgste;" sie kann allenfalls durch die Furcht vor seiner Rache entschuldigt werden, falls er die Gewalt wieder erlangte. „Die formale Hinrichtung ist es, was die mit den Ideen des Menschenrechts erfüllte Seele mit einem Schaudern ergreift, das man wiederholentlich fühlt, so bald und so oft man sich diesen Auftritt denkt, wie das Schicksal Karls I. oder Ludwigs XVI" (IX. 167). Dies nie auszutilgende Verbrechen vergleicht Kant mit der Sünde,

die nach den Theologen weder in dieser noch in jener Welt vergeben werden kann. „Der Grund des Schauders, den man hier empfindet, ist, daß die Hinrichtung eines Monarchen nicht wie der Mord als Ausnahme vom Rechtsgrundsatz erscheint, sondern als eine völlige Umkehr der Prinzipien des Verhältnisses zwischen Fürst und Volk, und so die Gewalttätigkeit mit dreister Stirn und nach Grundsätzen über das heiligste Recht erhoben wird; welches wie ein alles ohne Wiederkehr verschlingender Abgrund, als ein vom Staat an sich verübter Selbstmord, ein keiner Entsündigung fähiges Verbrechen zu sein scheint.

Eine Veränderung einer fehlerhaften Staatsverfassung kann also nur vom Souverän selbst durch Reform, aber nicht vom Volk durch Revolution vollzogen werden (IX. 168). Der Satz: „Salus civitatis suprema lex esto“ bedeutet nicht die Glückseligkeit der Bürger, die jeder sich anders vormalt, solle zum Prinzip der Staatsverfassung dienen, sondern: „das Verstandeswohl, die Erhaltung der einmal bestehenden Staatsverfassung, ist das höchste Gesetz einer bürgerlichen Gesellschaft überhaupt; denn diese besteht nur durch jene“ (VII. 2, 273). Der Fortschritt zum Bessern kann nicht von unten hinauf, sondern nur von oben herab erfolgen: von Zeit zu Zeit sich selbst reformierend und statt Revolution Evolution versuchend, muß der Staat zum Bessern beständig fortschreiten (X. 354 ff.). „Durch eine Revolution wird vielleicht wohl ein Abfall von persönlichem Despotismus und gewinnsüchtiger oder herrschsüchtiger Bedrückung, aber niemals wahre Reform der Denkungsart zustande kommen; sondern neue Vorurteile werden, ebensowohl als die alten, zum Leitbande des gedankenlosen großen Haufens dienen“ (VII.

1, 147). Da nun die Verwirklichung des Idealstaats so bald nicht zu erwarten ist, so ist es „vorläufig die Pflicht der Monarchen, ob sie gleich autokratisch herrschen, republikanisch (nicht demokratisch) zu regieren, d. i. das Volk nach Prinzipien zu behandeln, die dem Geiste der Freiheitsgesetze (wie ein Volk mit reifer Vernunft sie sich selbst vorschreiben würde) gemäß sind, wenngleich dem Buchstaben nach es um seine Einwilligung nicht befragt würde". So soll „allmählich und kontinuierlich" die Regierungsart dem Ideal angenähert werden, der einzig bleibenden Staatsverfassung, wo das Gesetz selbstherrschend ist und an keiner besondern Person hängt (IX. 192).

Wenn nun auch das Volk kein Zwangsrecht hat, um sein Oberhaupt zur Erfüllung dieser Pflicht anzuhalten, so behält es doch ein trotz des Gesellschaftsvertrages unverlierbares Recht (und hier weicht Kant von Hobbes ab): das Recht, dem Souverän Vorstellungen zu machen, wenn er irrt; denn daß er Unrecht tun wolle, darf der Untertan nicht annehmen. „Die Freiheit der Feder ist das einzige Palladium der Volksrechte" (VII. 1, 215 fl.). Mit ihr würde auch die Denkfreiheit aufhören, „das einzige Kleinod, das uns bei allen bürgerlichen Lasten noch übrig bleibt", denn „wieviel und mit welcher Richtigkeit würden wir wohl denken, wenn wir nicht gleichsam in Gemeinschaft mit andern, denen wir unsere und die uns ihre Gedanken mitteilen, dächten" (I. 387). Wird die Schreibfreiheit unterdrückt, so veranlaßt das unabweisbare Bedürfnis der Mitteilung die Entstehung geheimer Gesellschaften (VII. 1, 218).

Ob der Souverän Unrecht tut, muß nach dem allgemeinen Prinzip beurteilt werden: „was ein Volk nicht

über sich selbst beschließen kann, das kann der Gesetzgeber auch nicht über das Volk beschließen." Sollte es aber doch geschehen, so schärft Kant auch hier ein, daß zwar allgemeine und öffentliche Urteile darüber gefällt, nie aber wörtlicher oder tätlicher Widerstand dagegen aufgeboten werden kann (VII. 1, 217). Ausdrücklich beruft er sich auf das Wort Friedrichs des Großen: „Räsonniert so viel ihr wollt und worüber ihr wollt, nur gehorcht!" (VII. 1, 153.)

Diese Forderung, räsonnieren zu dürfen, ist aber von der Forderung einer völligen Preßfreiheit sehr weit entfernt. Abgesehen davon, daß Kant die Freiheit der Feder nur „in den Schranken der Hochachtung und Liebe für die Verfassung, worin man lebt", zulässig fand, dachte er auch nur an die Aufklärung, welche die Gelehrten kraft dieser Freiheit der damals so sehr viel kleineren Lesewelt zu Teil werden lassen sollten. Vor allem sind dazu die Philosophen berufen, „deren Stimme nicht vertraulich an das Volk (als welches davon und von ihren Schriften wenig oder gar keine Notiz nimmt), sondern ehrerbietig an den Staat gerichtet ist" (X. 352). Die unbeschränkte Freiheit, alle seine Meinungen ins Publikum zu schreien, müßte nicht bloß der Regierung, sondern auch dem Publikum selbst gefährlich werden (X. 284). Wenn der Streit der Fakultäten, d. h. der Streit der Prinzipien mit den bestehenden Einrichtungen, vor den Richterstuhl des Volkes gezogen wird (dem in gelehrten Sachen gar kein Urteil zusteht), so tritt der Zustand des gesetzwidrigen Streites ein, wo Lehren den Neigungen des Volkes angemessen vorgetragen werden und der Same des Aufruhrs und der Faktion ausgestreut, die Regierung aber dadurch in Gefahr gebracht wird (X. 285).

Das Endziel aller politischen Bestrebungen und Entwicklungen ist eine Verfassung, die dem Moralprinzip entspricht, und die Kant die republikanische nennt (was bekanntlich nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu verstehen ist). Sie basiert auf den Prinzipien der Freiheit und Gleichheit; der Freiheit als Befugnis, keinem andern Gesetze zu gehorchen, als zu welchem man seine Beistimmung gegeben hat; der Gleichheit, als der Befugnis, keinen Oberen anzuerkennen, der nicht rechtlich ebenso verbunden werden kann, als er die Macht hat, selbst zu verbinden (VII. 241. IX. 159). Freiheit und Gesetz (durch welches jene eingeschränkt wird) sind die Angeln, um welche sich die bürgerliche Gesetzgebung dreht; aber damit beide in Kraft treten können, bedarf es der Verbindung beider mit der Gewalt. Gesetz und Freiheit ohne Gewalt ist Anarchie, Gesetz und Gewalt ohne Freiheit Despotismus, Gewalt ohne Freiheit und Gesetz Barbarei; nur Gewalt mit Freiheit und Gesetz eine wahre bürgerliche Verfassung. Diese nennt Kant Republik, worunter er nicht eine Staatsform (Demokratie), sondern den Staat überhaupt (im wahren Sinne des Wortes) versteht (VII. 2, 273). Die Republik beruht auf der Trennung der ausübenden Gewalt (der Regierung) von der gesetzgebenden (VII. 1, 244); sie ist: „ein repräsentatives System des Volks, um im Namen desselben, durch alle Staatsbürger vereinigt, vermittelst ihrer Abgeordneten (Deputierten) ihre Rechte zu besorgen" (IX. 193). „Alle Regierungsform, die nicht repräsentativ ist, ist eigentliche Unform, weil der Gesetzgeber in einer und derselben Person nicht zugleich Vollstrecker seines Willens sein kann" (VII. 1, 244).

Diese Verfassung, die einzige, dem Rechte der Menschen

vollkommen angemessene, ist aber auch am schwersten zu stiften und noch schwerer zu erhalten, so daß man behauptet hat, es gehöre dazu ein Staat von Engeln. Doch muß das Problem ein auflösliches sein (VII. 1, 263). Nur suche man nicht die Auflösung übereilterweise mit Gewalt herbeizuführen, sondern sich ihr nach Beschaffenheit der Umstände unablässig zu nähern. Ja, es muß den Staaten trotz des Vorsatzes dies Ziel zu erreichen, eine Verzögerung der Ausführung erlaubt sein, sei es daß ihre bestehende Verfassung ihnen einen besseren Schutz gegen die Bedrückung mächtiger Nachbarn gewährt, sei es, daß zur völligen Umwälzung nicht alles von selbst gereift ist oder durch friedliche Mittel der Reife nahe gebracht werden kann (VII. 1, 274).

Die Bedingungen der republikanischen Verfassung (in Kants Sinne) können auch in Monarchien erfüllt werden. Auf die Staatsform legte Kant verhältnismäßig sehr wenig Gewicht; wenn auch auf ihre größere oder geringere Angemessenheit für den letzten Zweck sehr viel ankomme, so sei dem Volke doch an ihr ohne Vergleich weniger gelegen als an der Regierungsart. Er nimmt nur drei Staatsformen an: Autokratie, Aristokratie und Demokratie oder Fürsten-, Adels- und Volksgewalt (VII. 1, 243—246).

Die autokratische Staatsform ist als die einfachste allerdings für die Handhabung des Rechts die beste; aber was das Recht selbst anlangt, die gefährlichste für das Volk, weil sie so sehr zum Despotismus einladet (IX. 190). In Despotien, wo es nicht Staatsbürger, nur Untertanen gibt, und das Oberhaupt nicht Staatsgenosse, sondern Staatseigentümer ist, können die Herrscher z. B. den Krieg willkürlich wie eine Art von Lustpartie beschließen, da sie

an ihren Tafeln, Jagden, Lustschlössern, Hoffesten u. dgl. dadurch nicht das mindeste einbüßen (VII. 1, 243). Daß sie dies wagen, daß sie Menschen als bloße Werkzeuge ihrer Absichten wie Tiere belasten, in ihren Streitigkeiten gegen einander aufstellen dürfen, um sie schlachten zu lassen, das ist Umkehrung der Schöpfung selbst (X. 351). Denn der Mensch wird dann mit den übrigen lebenden Maschinen in eine Klasse geworfen, „denen nur noch das Bewußtsein, daß sie nicht freie Wesen sind, beiwohnen dürfte, um sie in ihrem eigenen Urteil zu den elendesten aller Weltwesen zu machen“ (VII. 1, 281).

Zu den absoluten Monarchien (d. h. Despotien) rechnet Kant auch England, da dessen König Krieg führen könne und oft genug geführt habe, ohne die Einwilligung des Volkes nachzusuchen. Die englische Konstitution erklärt er für ein Blendwerk, das den Irrtum erweckt, eine wahrhaft freiheitliche Verfassung bestehe bereits, während in der Tat der König von England infolge eines organisierten Systems der Bestechung der Volksvertreter durch Ämter und Würden der Beistimmung derselben sich stets versichert halten kann (X. 353). Also ist die sog. „gemäßigte Staatsverfassung als Konstitution der inneren Rechte des Staates ein Unding, und anstatt zum Recht zu gehören, nur ein Klugheitsprinzip, um so viel als möglich dem mächtigen Übertreter der Volksrechte seine willkürlichen Einflüsse auf die Regierung nicht zu erschweren, sondern unter dem Scheine einer dem Volke verstatteten Opposition zu bemänteln“ (IX. 166).

Wenn Kant von Locke und Montesquieu in der Beurteilung der von Beiden so hoch gepriesenen englischen Verfassung so weit abweicht, so weicht er nicht minder

weit von Rousseau in der Beurteilung der Demokratie ohne Repräsentation, also der Massenherrschaft, ab. Sie ist ihm notwendig ein Despotismus und zwar der schlimmste von allen. Aristokratie und Autokratie können eine wenigstens dem Geiste des repräsentativen Systems gemäße Regierungsart annehmen, wie Friedrich der Große wenigstens sagte, er sei bloß der oberste Diener des Staates, dahingegen die demokratische es unmöglich macht, weil alles da Herr sein will. Am ersten kann die Monarchie hoffen, durch allmähliche Reformen zu der einzigen vollkommen rechtlichen (republikanischen) Verfassung zu gelangen; schwerer ist dies schon in der Aristokratie; in der Demokratie ist es aber nur durch gewaltsame Revolution möglich. „Keine der sog. Republiken der alten Welt hat das repräsentative System gekannt, und sie mußten sich daher auch schlechterdings in den Despotismus auflösen, der unter der Obergewalt eines Einzigen noch der erträglichste unter allen ist" (VII. 243—246).

Man sieht, daß unter allen aus der Geschichte bekannten Verfassungen keine auch nur annähernd dem Ideale Kants entsprach. Auf welche Weise er sich das repräsentative System vorgestellt hat, in dem der Volkswille seinen vollkommenen Ausdruck finden soll, darüber findet sich in seinen Schriften auch nicht die leiseste Andeutung. Daß dies Ziel einst erreicht werden müsse, diese Überzeugung stand ihm fest; aber es lag in so weiter Ferne, daß er es schwerlich der Mühe für wert hielt, über die letzten, dahin führenden Schritte nachzudenken.

Nach dem bisher Gesagten kann es nun allerdings unbegreiflich erscheinen, daß Kant bei seiner unbedingten Verdammung jeder Revolution und seiner so entschiedenen Abneigung gegen die reine Demokratie die französische Revolution nicht nur mit enthusiastischer Teilnahme begrüßte, sondern in dieser Gesinnung auch nach der Schreckenszeit beharrte. Nach dem unzweifelhaft glaubwürdigen Bericht von Nicolovius äußerte er im Jahre 1794, daß alle Gräuel, die jetzt in Frankreich geschehen, unbedeutend seien gegen das fortdauernde Übel der Despotie, das vorher dort bestanden. (Hettner a. a. O. S. 41.) Wenn er hinzufügte, daß höchst wahrscheinlich die Jacobiner in allem, was sie gegenwärtig täten, Recht hätten, so dürfen wir diesen letzten Ausspruch vielleicht zu den „apodiktischen Behauptungen" rechnen, die er im hohen Alter in politischen Dingen liebte, oder aus der Mangelhaftigkeit der Nachrichten erklären, die aus Frankreich zu ihm gelangten.

In der Tat ist aber Kant mit sich selbst hier ebensowenig im Widerspruch gewesen, als wenn er dem Volke das Recht der Revolution unbedingt abspricht, obwohl er anerkennt, daß von ihm die oberste Gewalt ausgeht. Hettner, der hier den „handgreiflichsten Widerspruch" und „dieselbe verdächtige Zwiespältigkeit findet, die wir bei Kant auch in der religiösen Frage wahrnehmen" (a. a. O. S. 48), vergißt ganz, daß nach Kants Ansicht durch den Gesellschaftsvertrag sich das Volk der obersten Gewalt für immer entäußert hat. Wenn Hettner hinzufügt, es sei zu bedenken, daß Kant seine Schriften unter seinem Namen herausgab, so scheint er damit anzudeuten, daß Kant nicht weniges habe drucken lassen, was gegen seine Überzeugung war; denn die Lehre von der Pflicht des unbedingten

Gehorsams des Volkes gegen den Souverän zieht sich wie ein roter Faden durch seine politischen Schriften und ist ein wesentlicher Bestandteil seines ganzen Systems[1]). Wahrlich, Kant hat nicht verdient, so verdächtigt, noch weniger so entschuldigt zu werden. Er hat freilich gesagt, daß er vieles denke, was er niemals den Mut haben würde zu sagen, aber auch hinzugefügt, daß er nie etwas sagen werde, was er nicht denke, und dagegen hätte auch nicht der leiseste Zweifel erhoben werden sollen.

Kant hat es in seinem Staatsrecht aufs ausdrücklichste ausgesprochen, daß und warum der das französische Volk zur Gründung der Republik für berechtigt hielt. (IX. 193 f.) Indem Ludwig XVI. es demselben übertrug, die Last der Staatsschulden nach eigenem Gutbefinden zu verteilen, gab er ihm nicht nur die gesetzgebende Gewalt in Ansehung der Besteuerung der Untertanen, sondern auch in Ansehung der Regierung in die Hände: „nämlich zu verhindern, daß diese nicht durch Verschwendung oder Krieg neue Schulden machte". Mithin wurde die Herrschergewalt des Monarchen nicht bloß suspendiert, sondern verschwand gänzlich und ging aufs Volk über, dessen gesetzgebendem Willen nun das Mein und Dein jedes Untertans unterworfen wurde. „Man kann auch nicht sagen, daß dabei ein stillschweigendes, aber doch vertragsmäßiges Versprechen der Nationalversammlung, sich nicht eben zur Souveränität zu konstituieren, sondern nur dieser ihre

1) Sie findet sich namentlich in der Schrift: Zum ewigen Frieden (1795), VII. 1, 285, Metaphys. Anfangsgründe d. Rechtspflege (1797), IX. 166. Vgl. auch den Streit der Fakultäten (1798), 355 Anm. Das mag in der Theorie richtig sein (1793), VII. 1. 208.

Geschäfte zu administrieren, nach verrichtetem Geschäfte aber die Zügel des Regiments dem Monarchen wiederum in seine Hände zu überliefern, angenommen werden müsse; denn ein solcher Vertrag ist an sich selbst null und nichtig. Das Recht der obersten Gesetzgebung im gemeinen Wesen ist kein veräußerliches, sondern das allerpersönlichste Recht. Wer es hat, kann nur durch den Gesamtwillen des Volks über das Volk, aber nicht über den Gesamtwillen selbst, der der Urgrund aller öffentlichen Verträge ist, disponieren. Ein Vertrag, der das Volk verpflichtete, seine Gewalt wiederum zurückzugeben, würde demselben nicht als gesetzgebender Macht zustehen und doch das Volk verbinden, welches nach dem Satze: Niemand kann zweien Herren dienen, ein Widerspruch ist."

So konnte Kant also die französische Republik, von der er den ersten ernstlichen Versuch einer Trennung der Gewalten und der Einführung eines wahrhaft repräsentativen Systems erwarten durfte, mit ungeteilter Freude begrüßen. Nach Stägemann soll er bei der Nachricht von ihrer Begründung mit Tränen in den Augen gesagt haben: „Jetzt kann ich sagen wie Simeon: Herr, laß deinen Diener in Frieden fahren, nachdem ich diesen Tag des Heils gesehen." (Hettner a. a. O. S. 40.) Nicht eine Revolution, sondern die Evolution einer naturrechtlichen Verfassung glaubte er er hier zu sehen; wenn auch innere und äußere Kämpfe die Erreichung dieses Zieles für jetzt verhinderten, so strebe ihm doch die begonnene Entwicklung entgegen (X. 349 f.). Die Gräuel der Revolution waren vorübergehend, der vorausgegangene Despotismus — der Frankreich in eine große Einöde verwandelt hatte (X. 1, 237) — ein dauernder Zustand

gewesen. Der Abscheu vor jenen Gräueln konnte Kant an seinen Überzeugungen nicht irre machen; wußte er doch, daß auch im Leben der Völker aus den größten Übeln die größten Segnungen entsprießen, wie er ja auch das größte Übel, den Krieg, für ein Mittel hielt, dessen die Natur sich bedient, um die Menschheit der Erreichung des höchsten Guts, des ewigen Friedens, entgegenzuführen. Aber auch die Hoffnung, daß aus gewaltsamen Umwälzungen gesetzmäßige Zustände hervorgehen können, ist in seinem politischen System vollkommen begründet. Daß der Anfang jedes rechtlichen Zustandes die Gewalt ist, hat er wiederholt ausgesprochen. (Z. B. VII. 1, 271.) Blieben auch in seinen Augen diejenigen, die diese Gewalt gegen eine bestehende Verfassung übten, todeswürdige Verbrecher, so bestand doch der neue bessere Zustand, der aus ihren Verbrechen hervorgegangen war, zu Recht und durfte nicht wieder rückgängig gemacht werden. „Wenn durch den Ungestüm einer von einer schlechten Verfassung erzeugten Revolution unrechtmäßigerweise eine gesetzmäßigere errungen wäre, so würde es doch auch alsdann nicht mehr für erlaubt gehalten werden müssen, das Volk wieder auf die alte zurückzuführen, obgleich während derselben jeder, der sich damit gewalttätig oder arglistig bemengt, mit Recht der Strafe der Aufrührer unterworfen sein würde" (VII. 1, 273). Namentlich darf dies nicht von fremden Mächten geschehen; denn „kein Staat soll sich in die Verfassung und Regierung eines andern Staats gewalttätig einmischen" (VII. 1, 236).

Freilich erschien Kant die Revolution mit Elend und Gräueltaten dermaßen angefüllt, daß ein wohldenkender Mensch dies Experiment auf solche Kosten nicht zum zweiten Male zu machen sich entschließen würde, auch wenn

er hoffen dürfte, sie glücklich zu Ende zu führen (X. 346 f.). Aber mochte sie nun gelingen oder scheitern, immer hatte sich doch darin das Streben eines großen Volks nach einer naturrechtlichen, d. h. auf den ewigen Prinzipien der Freiheit und Rechtsgleichheit beruhenden Verfassung offenbart, von der Kant überzeugt war, daß sie nicht kriegssüchtig sein könne. Diese Tatsache schien ihm die endliche Erreichung des Ziels zu verbürgen. „Denn ein solches Phänomen in der Menschengeschichte vergißt sich nicht mehr, weil es eine Anlage und ein Vermögen in der menschlichen Natur zum Besseren aufgedeckt hat, dergleichen kein Politiker aus dem bisherigen Laufe der Dinge herausgeklügelt hätte" (X. 350). Die allgemeine enthusiastische Teilnahme, welche die Revolution außerhalb Frankreichs fand, und die sich auch da unverhohlen kund gab, wo es gefährlich war, sie zu äußern, bewies, daß es sich hier um eine Sache der ganzen Menschheit handle. Auch in dieser uneigennützigen Teilnahme der unbeteiligten Zuschauer, in diesem Enthusiasmus für die Idee des Rechts erblickte Kant einen überaus tröstlichen Beweis für die moralische Anlage der Menschheit zum Fortschritt (X. 343—351): also in der Revolution selbst, sowie in den sie begleitenden Erscheinungen einen Beweis für die objektive Realität der Rechtsprinzipien, durch welche, wie er sagt, allein die Schöpfung gerechtfertigt werden kann, „daß nämlich ein solcher Schlag von verderbten Wesen hat auf Erden sein sollen" (VII. 1, 283). So durfte er sich glücklich preisen, diese Bestätigung der Wahrheit des ihm über alles teuern Glaubens an einen stetigen Fortschritt der Menschheit noch erlebt zu haben.

Den Schlußstein in dem politischen System Kants bildet aber nicht das Ideal des Einzelstaats, sondern das Ideal eines zur Erhaltung des Friedens verbundenen Staatenvereins. Den ewigen Frieden hat Kant schon in der Schrift „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" (1784) als letzte, nur im Zusammenhang mit dem Problem einer vollkommenen bürgerlichen Verfassung lösbare Aufgabe der Menschheit hingestellt. Daß dies Ziel jemals völlig würde erreicht werden, scheint er nicht geglaubt zu haben. Am Schlusse der Schrift „Zum ewigen Frieden" (1795) nennt er denselben „keine leere Idee, sondern eine Aufgabe, die nach und nach aufgelöst, ihrem Ziele (weil die Zeiten, in denen gleiche Fortschritte geschehen, hoffentlich immer kürzer werden) beständig näher kommt" (VII. 1, 291). In der Rechtslehre (1797) sagt er, daß ein dauernder Friedenszustand nur durch einen zu diesem Zweck gebildeten Staatenverein herbeigeführt werden könne. „Weil aber bei gar zu großer Ausdehnung eines solchen Völkerstaats über weite Landstriche die Regierung desselben, mithin auch die Beschützung eines jeden Gliedes endlich unmöglich werden muß; eine Menge solcher Korporationen aber wiederum einen Kriegszustand herbeiführt: so ist der ewige Friede (das letzte Ziel des ganzen Völkerrechts) freilich eine unausführbare Idee; die politischen Grundsätze aber, die darauf abzwecken, nämlich solche Verbindungen der Staaten einzugehen, als zur kontinuierlichen Annäherung zu demselben dienen, sind es nicht, sondern, so wie diese eine auf der Pflicht, mithin auch auf dem Rechte der Menschen gegründete Aufgabe ist, allerdings ausführbar" (IX. 203 f.).

Doch das eigentliche Problem, ohne dessen Lösung

jede Theorie des ewigen Friedens ein bloßes Luftgebilde bleibt, hat Kant kaum gestreift: die Frage, ob und auf welche Weise jemals eine Ausgleichung des Abstandes der Völker in Kultur und Gesittung zu erwarten sei. Daß es zwischen gesetzlich geordneten und gesetzlosen Staaten, zwischen Völkern im Naturzustande und Völkern auf hoher Kulturstufe keinen Frieden geben könne, als infolge von Eroberung, hat Kant selbst anerkannt. „Der Mensch oder das Volk", sagt er (VII. 1, 238 Anm.), „im bloßen Naturzustande benimmt mir die Sicherheit und lädiert mich schon durch eben diesen Zustand, indem er neben mir ist, obgleich nicht tätig, doch durch die Gesetzlosigkeit dieses Zustandes, wodurch ich beständig von ihm bedroht werde, und ich kann ihn nötigen, entweder mit mir in einen gemeinschaftlichen gesetzlichen Zustand zu treten oder aus meiner Nachbarschaft zu weichen." Vielleicht tröstete auch er sich mit der Aussicht auf eine Zeit, wo (nach einem Ausdruck Peschels) die Naturvölker „hinwegzivilisiert" sein würden. Doch die Vorstellung, daß jemals eine im wesentlichen gleichartige Kultur die ganze Erde beherrschen werde, steht mit den unzweifelhaftesten Ergebnissen der Geschichte in Widerspruch. Nichts lehrt die Geschichte so eindringlich, als daß dasselbe Gesetz die Entwicklung der Völker beherrscht, wie die der Individuen. Jene wie diese erreichen, wenn sie überhaupt zu einer normalen Entwicklung gelangen, in allmählich aufsteigender Linie die Höhe ihrer Kraft, um nach deren Überschreitung zu altern, zu siechen und zu verfallen, endlich zu sterben und in neuen Bildungen aufzugehn. Wenn dieser Entwicklungsgang zuweilen auch Jahrtausende dauert, auch durch rückläufige Bewegungen unterbrochen werden kann, so

nimmt er doch im großen und ganzen immer denselben Verlauf und führt zu demselben Ziele. Verfallende Völker sinken aber zu einem Zustande herab, der, wenn auch in seinem Wesen wie in seinen Wirkungen von dem der Naturvölker grundverschieden, doch dieselben Folgen hat, indem er sie den noch kräftigen Völkern als leichte Beute überliefert, ja, diesen unter Umständen die Notwendigkeit der Eroberung aufzwingt. Denn der Staat hat das Recht und die Pflicht, sich vor den übeln Einflüssen eines in seiner unmittelbaren Nähe verwesenden Organismus zu schützen.

Wenn nun nach dem bisherigen Gange der geschichtlichen Entwicklung angenommen werden muß, daß stets gleichzeitig sich ein Teil der Völker im Aufgange, ein anderer im Niedergange befinden, daß also (auch abgesehn von den ungeheuren Unterschieden zwischen Racen und Religionen) immer neue Unterschiede zwischen Kultur und Gesittung, Lebens- und Widerstandskraft der Völker an die Stelle der etwa ausgeglichenen treten werden, so ist damit auch die Möglichkeit des von Kant in Aussicht genommenen Friedensbundes ausgeschlossen. Denn es ist klar, daß ein solcher Bund, wenn er überhaupt möglich wäre, nur von Staaten eingegangen werden könnte, die wesentlich auf gleicher Kulturhöhe ständen.

Ein Irrtum war auch Kants Glaube, daß eine Verfassung, in der zum Kriege die Zustimmung des Volkes erfordert würde (sei es durch direkten Beschluß oder durch Bewilligung der Kriegsmittel), den Angriffskrieg ausschließen müßte; freilich ein in der Zeit der absoluten Monarchieen und der Kabinetskriege sehr natürlicher Irrtum. Während die Regenten, sagt Kant, den Krieg, der

ihnen persönlich nicht das geringste Opfer auferlegt, auf die frivolste Weise beschließen, so werden die Staatsbürger sich sehr bedenken, ihre Zustimmung zu einem so schlimmen Spiel zu geben: „da sie alle Drangsale des Krieges über sich selbst beschließen müßten, als da sind: selbst zu fechten, die Kosten des Krieges aus ihrer eigenen Habe herzugeben, die Verwüstung, die er hinter sich läßt, kümmerlich zu verbessern; zum Übermaß des Übels endlich eine den Frieden sehr verbitternde, nie (wegen naher immer neuer Kriege) zu tilgende Schuldenlast selbst zu übernehmen" (VII. 1, 243).

Doch die Geschichte lehrt auf allen Blättern, daß nicht bloß Dynastieen, sondern auch Völker Angriffskriege stets „mit um so leichterem Herzen" unternommen haben, je mehr die von denselben erwarteten Vorteile die erforderten Opfer überwogen oder zu überwiegen schienen. In der Tat steht die Kriegslust in der Regel im Verhältnis zur wirklichen oder eingebildeten Übermacht einerseits und dem Werte, der auf das Streitobjekt gelegt wird, andrerseits. Und nicht bloß das Verlangen nach materiellen Vorteilen, sondern auch ideale Impulse haben zuweilen die Kriegslust eines Volks zur Leidenschaft gesteigert. Ein merkwürdiges Beispiel hatte unmittelbar vor Kants Abfassung der Schrift „Zum ewigen Frieden" Spanien gegeben. Bei der Nachricht von der Hinrichtung Ludwigs XVI. hatten dort alle Schichten der Bevölkerung denselben stürmischen Ruf nach Krieg gegen die infamen Königsmörder erhoben, alle Provinzen sich mit demselben leidenschaftlichen Begehren an den Thron gedrängt. Der regierende Günstling schwankte zuerst, da er den kläglichen Zustand der Armee kannte, fügte sich dann aber dem

stürmischen Andringen. „Die Nation begleitete diese Wendung mit wachsendem Enthusiasmus. Es war nicht ein rascher Ausbruch der Leidenschaft, sondern eine dauernde, tatkräftige Begeisterung" [1]).

Daß es in diesem Falle nicht die Regierung, sondern das Volk war, das den Angriffskrieg verlangte, hat Kant schwerlich gewußt. Doch hätten diese und ähnliche Tatsachen ihn auch in seinen Überzeugungen nicht irre machen können. Für ihn stand das Endziel aller politischen Entwicklungen so wie die Notwendigkeit einer fortwährenden Bewegung nach demselben zu fest, als daß er in Erscheinungen, die seiner Auffassung entgegenstanden, mehr als vorübergehende Störungen und Hemmungen zu erblicken vermocht hätte. Überhaupt läßt sich ein Einfluß der Weltereignisse auf seine Ansichten nirgends nachweisen. Sein politisches System beruhte auf drei Elementen: dem unverbrüchlichen Festhalten an den ewigen Menschenrechten; der Anerkennung der unbedingten Pflicht, sich unter das Recht zu beugen, entstehe auch daraus, was da wolle; endlich dem Glauben an einen stetigen Fortschritt, der allein die Vorsehung in seinen Augen rechtfertigen konnte. Aus diesen Prinzipien folgen alle Sätze seines Systems mit Notwendigkeit. Den Zwecken und Erfolgen politischer Handlungen gestattet er nie den geringsten Einfluß auf sein Urteil. Alle segensreichen Wirkungen der Regierung Friedrichs des Großen konnten ihn nicht mit dem aufgeklärten Despotismus aussöhnen. Eine auf das Wohlwollen eines Vaters gegen seine Kinder basierte, die Untertanen wie unmündige Kinder behandelnde Regierung

1) Baumgarten, Gesch. Spaniens, I, 51 f.

blieb für ihn „der größte denkbare Despotismus" (VII. 1, 199). Und ebensowenig konnte das Gelingen einer Revolution ihn bestimmen, von seiner Auffassung des Gesellschaftsvertrages abzuweichen und dem Volke irgend ein Recht der Auflehnung gegen die von ihm eingesetzte oberste Gewalt zuzugestehn. Auch die Urheber der englischen Revolution von 1688 hatten nach seiner Ansicht den Tod verdient. Sein Wort: „Wehe dem, der eine andre Politik anerkennt, als diejenige, welche die Rechtsgrundsätze heilig hält!" (XI. 2, 160) — dies Wort gilt ganz ebenso der Ausübung der Gewalt durch das Volk wie durch die Fürsten, ebenso der Revolution wie dem Staatsstreich und der Unterdrückung.

Es ist von unermeßlicher Wirkung gewesen, daß Kant in einer Zeit der Bevormundung des Absolutismus mit dem ganzen Gewicht seiner Autorität für die Heiligkeit der Menschenwürde und des Menschenrechts, „den Augapfel Gottes" (VII. 1, 245), für bürgerliche Freiheit und Gleichberechtigung, für die Alleinherrschaft des Gesetzes im Staat eintrat. Aber es liegt in der Natur derjenigen politischen Systeme, die ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit ausschließlich aus Prinzipien abgeleitet sind und deren äußerste Konsequenzen ziehen, daß sie Gegensätze in sich schließen können, die den auf dem Boden der realen Politik Stehenden unvereinbar erscheinen. Es sind eben nur die Gedanken, die leicht beieinander wohnen. Der praktischen Politik stand Kant ebenso fern als Plato, dessen Idealstaat einen streng aristokratischen Charakter trägt und doch in der Aufhebung des Eigentums, der Ehe und Familie bei den beiden obern Ständen den Utopieen des extremsten Sozialismus entspricht; ebenso fern als Rousseau,

der trotz der Forderung unbedingter Freiheit und Gleichheit doch jeden aus seinem Staate verbannen wollte, der nicht an Gott und eine Vergeltung im andern Leben glaubte. Freiheit und Recht waren die beiden Pole der politischen Anschauungen Kants, und doch enthalten seine Schriften Sätze, die den staatsrechtlichen Theorien der Restaurationszeit entnommen zu sein scheinen. Keine Partei darf ihn also ganz als den ihrigen in Anspruch nehmen.

XII.

Reisen in Italien in den letzten vier Jahrhunderten[1].

Englische Touristen gab es in Italien schon im 15. Jahrhundert. In einer Schrift von Giovanni Pontano (1426—1505) erkennt der Wirt einer Herberge an der Straße von Neapel nach Rom solche als Stockengländer (Britannissimi) an ihrer Tracht. Sie verstehen nicht italienisch, rümpfen hochmütig die Nase (fastum in naso gerunt); man schmeichelt ihnen, damit sie tüchtig trinken, und der Wirt sorgt dafür, daß sie auf englische Weise speisen (Britannice ut discumbant[2]).

Was John Evelyn 1645 sagte, daß nach Italien, Frankreich, Flandern und den Niederlanden in der Welt wenig mehr zu sehen sei als Bauern und erstaunliche (prodigious) Barbarei[3]), galt noch weit mehr für das 16. Jahrhundert. Am meisten war in Italien zu sehn. Doch waren die Eindrücke der damaligen Reisenden ganz andere, als die der heutigen; schon darum, weil ein großer Teil der Werke aller Künste, die dort gegenwärtig die größte Anziehungskraft üben, noch nicht existierte oder noch nicht zugänglich war.

1) Deutsche Rundschau VII (1876) S. 233 ff. (Hier sehr erweitert.)

2) Gothein, Kulturentwicklung Süditaliens, S. 392. J. Pontani Dialogi, Venetiis 1519 p. 176 sq.

3) Memoirs of John Evelyn (Chandos Library) p. 133.

Zwar gehören nicht wenige der bedeutendsten monumentalen Bauten, namentlich in den Städten Ober- und Mittelitaliens, die der Phantasie jedes ihrer Besucher sofort gegenwärtig sind, schon dem Mittelalter an. So jene gotischen Dome, deren Außenseiten mit einer prächtigen Mosaik schwarzen, weißen und rötlichen Marmors bekleidet sind, die in demselben Schmucke prangenden schlanken Glockentürme und von Kuppeln überwölbten Taufkapellen, die Stadthäuser und öffentlichen Loggien, die florentinischen Familienburgen mit gewaltigen Steinmauern und kleinen Bogenfenstern, die hier und da erhaltenen Türme der Adelsschlösser (wie die beiden schiefen Türme Garisenda und degli Asinelli in Bologna); auch die Paläste Venedigs spiegelten größtenteils schon im 15. Jahrhundert ihre mit phantastischer Pracht dekorierten Fronten im großen Kanal. Kaum gibt es in ganz Europa eine Stadt (außer etwa Brügge), die durchweg einen so mittelalterlichen Eindruck macht wie Siena. Auch auf dem stillen, grasbewachsenen Domplatz von Pisa, oder wenn man von der blühenden Wiese des Camposanto mit den vier uralten, von Taubenschwärmen umflatterten Zypressen in die herrlichen Bogenhallen ringsumher blickt, denkt man sich gern in die Zeiten der Größe und Macht der pisanischen Republik zurück. Doch mehrere der großen Städte Italiens haben ihren architektonischen Charakter erst in der Zeit der Hoch- und Spätrenaissance oder des Barockstils erhalten. Die stolzen Paläste Genuas mit ihren königlichen Treppenhäusern und Hallen standen noch nicht, als Fiesco (am 1. Januar 1547) die Herrschaft des Andrea Doria zu stürzen unternahm und selbst den Tod fand. Der erste Papst, der der Stadt Rom den Stempel seines über-

gewaltigen Geistes aufgedrückt hat, ist Sixtus V. (1585 bis 1590) gewesen. Unter seinem Vorgänger Gregor XIII. stand Rom noch in bezug auf die Größe und Schönheit seiner Kirchen den bedeutendsten Städten Deutschlands, Frankreichs und Italiens nach, wenn es auch bereits an Zahl und Größe der öffentlichen Plätze, an Schönheit der Straßen und Häuser Paris weit übertraf[1]. Fünf Jahre nach Sixtus Tode aber urteilte der venetianische Botschafter Paruta: „Die öffentlichen und Privatgebäude, die Kirchen und Paläste, die Straßen, Springbrunnen und Landhäuser, welche in den letzten Jahren entstanden seien, würden allein hinreichen, eine Stadt ersten Ranges zu zieren."[2] Den Geist der Epoche Sixtus' V. charakterisieren unter seinen Werken am besten die spanische Treppe und die Aufrichtung des Obelisken auf dem Petersplatze. Doch die Vollendung der Peterskirche sah erst das 17. Jahrhundert und wieder 40 Jahre später erfolgte die Abschließung des Platzes durch die im Halbkreise geführten Kolonnaden Berninis und seine Belebung durch die beiden unvergleichlichen Springbrunnen, die ihre mächtigen, garbenähnlichen Strahlen mehr als 40 Fuß hoch schleudern, gleich zauberisch, wenn der Sonnenschein sie mit Regenbogenfarben überzieht und wenn das Mondlicht sie in flüssiges Silber verwandelt. Seit dem 17. Jahrhundert erhielt Rom „den Charakter der triumphierenden Kirche" und füllte sich nun mit jenen Kirchen und Palästen, in deren prahlenden und pomphaften Façaden und inneren Räumen eine immer verwegenere, immer

---

1) Montaigne, Journal d'un voyage en Italie 1580/81.
2) Hübner, Sixtus V. II. 134.

bizarrere Variation, Häufung und Übertreibung von Motiven und Effekten den Forderungen eines immer mehr verwildernden Geschmacks entsprach. In ähnlicher Weise wie für Rom die Regierung Sixtus' V., war für Neapel die des spanischen Vizekönigs Pietro de Toledo (1532 bis 53) epochemachend, von dem die weltbekannte jetzt via di Roma genannte Hauptstraße den Namen erhielt. Ihm, sagt der Chronist Giannone, verdankt Neapel, daß es in der Folge eine der schönsten und prächtigsten Städte der Welt geworden ist, denn seinem Beispiele nacheifernd, schmückten auch die folgenden Könige die Stadt mit prächtigen Anlagen und Gebäuden. Unter ihnen war der Herzog von Medina (seit 1695) der Begründer der nach ihm benannten Fontäne und der Villa Nazionale.

Aus dem 16. Jahrhundert stammen auch die ältesten der großen Prachtgärten, in welchen sich alles zu einem so vollendet harmonischen Eindruck vereinigt: die künstlerische Benutzung der Bodenbildung, die architektonische Anlage, die starren Formen und das ernste, stille Kolorit der immergrünen Vegetation, die Abwechselung in der Szenerie durch Grotten, Kaskaden, Wasserbecken und Springbrunnen und die Dekoration durch antike und moderne Marmorbilder. So ist die unvergleichliche, in ihrer Verwilderung doppelt reizende Villa d'Este in Tivoli im Jahre 1549 angelegt, der Garten Boboli in Florenz schon eine Schöpfung Cosimos I. von Medici. Doch die Mehrzahl der römischen Gärten gehört erst dem 17. und 18. Jahrhundert an. Auch die vor ihrer meist erst seit dem 17. Jahrhundert erfolgten Vereinigung in Museen zum Schmuck von Villen, Gärten und Palästen verwendeten antiken Statuen sind zum großen Teil nicht vor

dem 16. Jahrhundert unter den Schuttdecken hervorgezogen worden, die sie vor Zerstörung bewahrt haben. Von den Statuen des Belvedere ist zwar der Apoll wahrscheinlich zwischen 1484 und 1492 entdeckt[1]), aber der Laocoon und der Torso erst 1506, die Gruppe der Niobe in Florenz 1583, der Hauptbestand des Museums von Neapel im 18. Jahrhundert, der Jupiter von Otricoli erst 1777 u. s. w.

Allbekannt ist, daß auch die italienische Malerei zur höchsten Blüte erst im 16. Jahrhundert gelangte, in welchem mit einziger Ausnahme Lionardo da Vincis die sämtlichen großen Meister ihre bewunderten Werke geschaffen haben; sowie, daß darauf eine bis ins 18. Jahrhundert währende Zeit der Nachblüte gefolgt ist, in welcher eine unermeßliche Fülle von immerhin interessanten und bedeutenden Werken zweiten und dritten Ranges entstand.

Selbst die Natur Italiens war im 16. Jahrhundert noch nicht dieselbe wie im neunzehnten[2]). Eine Anzahl von Gewächsen, die wir für die dortige Vegetation als charakteristisch anzusehen gewohnt sind, ist erst aus Amerika eingeführt, wie die in den Gärten am Comersee prangenden Magnolien und andere Zierbäume, und der Mais, dessen Kultur so sehr dazu beiträgt, der lombardischen Ebene den Charakter einförmiger Fruchtbarkeit zu geben; ferner zwei der süditalienischen Landschaft eigentümliche, schon an die Tropenwelt erinnernde Arten, die

1) Michaelis, Der Statuenhof im vaticanischen Belvedere. Jahrbuch des K. Deutschen archäologischen Instituts, V, 1890, S. 10.

2) Vgl. V. Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere.

Aloe und der Feigenkaktus, der z. B. auf Capri mit seinen seltsamen baumartigen Gestalten ganze Felder füllt. Zitronen blühten in Italien schon im Mittelalter, denn die Frucht, sowie ihr arabischer Name limun (Limone) kam dorthin schon in der Zeit der Kreuzzüge; aber „das Land, wo im dunkeln Laub die Goldorangen glühn", war Italien im 16. Jahrhundert noch nicht, denn die süße Orange (Apfelsine) brachten die Portugiesen erst um die Mitte des Jahrhunderts nach Lissabon, von wo sich ihre Kultur allmählich über die Mittelmeerländer verbreitete. Als Tasso in Sorrent am Befreiten Jerusalem dichtete, waren dort schwerlich auch nur die Anfänge jener großen Orangengärten vorhanden, deren in der Blütezeit fast betäubenden Duft der Südwind über die ganze Breite des Golfs bis Neapel trägt. Wenn aber im übrigen die Vegetation Italiens seit dem Mittelalter an Reichtum und Mannigfaltigkeit gewonnen hat, so hat sie doch in einer Beziehung verloren. Die Dattelpalme war allem Anschein nach im Altertum (wo sie wol bei Apollotempeln mit Vorliebe gepflanzt wurde) und im Mittelalter (wo die Sarazenen wie in Spanien die Araber ihre Verbreitung gefördert haben mögen) häufiger als jetzt, wo man sie nur vereinzelt sieht. Die einzige Ausnahme macht der bekannte Palmenhain von Bordighera, der viertausend Stämme zählen soll und jener herrlichen Küstenlandschaft einen orientalischen Charakter gibt. Gegenwärtig ist man bemüht, diesen schönsten Zierbaum des Südens wieder mehr anzupflanzen.

Noch mehr als das Aussehen der Städte und Landschaften hat sich die Art des Reisens in Italien seit dem 16. Jahrhundert geändert. Obwohl schon durch Gregor XIII.,

Cosimo I. und Emanuel Philibert die ersten Straßen (von der Breite einer Kutsche) gebaut wurden[1]), reiste man nicht bloß im 16., sondern gewiß vielfach auch im 17.[2]) zu Pferde. Im 18. bedienten sich Reisende gewöhnlich der Sedia, einer zweirädrigen Chaise mit halbem Verdeck, auf der zwei Personen nebst ihren Koffern Platz hatten. Auf solchen Sedien ist noch Goethe durch ganz Italien gereist. Von vierrädrigen Wagen wurde noch 1770 abgeraten wegen der häufigen schmalen Krümmungen auf den Hauptstraßen und weil die Postillone diese ungewöhnlichen Fuhrwerke nicht zu lenken verstanden[3]). Schon damals reiste man meistens mit Vetturinen, die in der Regel 30 italienische Meilen den Tag machten, sodaß man ihnen, wie Goethe sagt, zu Fuß folgen konnte. Ihre bequemen, mit starken Pferden oder Maultieren bespannten Sedien konnten 300 Pfund Gepäck tragen; der gewöhnliche Preis war für die Person, einschließlich der Beköstigung, täglich ein Dukaten, bei längeren Reisen weniger. Auch seit der Zustand der Straßen überall die Benutzung vierrädriger Wagen erlaubte, blieb das Reisen mit Vetturinen für die große Mehrzahl der Reisenden das gewöhnliche. Gegenwärtig sind fast alle von Touristen berührten Punkte auf Schienenwegen zu erreichen.

Seefahrten wurden im 18. Jahrhundert nur da Landreisen vorgezogen, wo, wie von Genua bis Livorno, die Straßen schlecht und unsicher und die Herbergen erbärmlich waren[4]). Man machte dann die Reise auf sogenannten

1) Hübner a. a. O. I. 84 f.

2) Vgl. z. B. Zeiller, Fidus Achates, S. 287.

3) Volkmann, Histor.-krit. Nachrichten über Italien, I. 81.

4) Keyßlers Reisen, I. 325.

Felucken oder Brigantinen, kleinen Ruderschiffen ohne Verdeck, zu zehn bis zwölf Personen, die sich aber nicht auf die hohe See wagen konnten, erstens wegen ihrer leichten Bauart, und dann, weil man befürchten mußte, Seeräubern in die Hände zu fallen und nach Tunis oder Algier geschleppt zu werden. In den Briefen des Grafen Borch über Sizilien und Malta (1777) glaubt man sich in die Zeiten der Odyssee versetzt. Er bediente sich einer maltesischen Speronara von der Größe einer halben Felucke mit 6 Rudern, die beim geringsten Anzeichen eines Sturmes aufs Land gezogen wurde. Ein Scirocco konnte den Reisenden wochenlang an die unwirtbare Küste von Calabrien bannen, und die Fahrt von Palermo nach Neapel dauerte 12 Tage.

Pässe brauchte man im 16. Jahrhundert nur in Feindesland, dagegen bei jedem Gerücht von ansteckenden Krankheiten „Gesundheitszettel", eine häufige Veranlassung zu Erpressungen[1]), die auch noch im 18. Jahrhundert verlangt wurden[2]). Die Gasthöfe Italiens standen im 16. Jahrhundert den deutschen nach mehrfachen übereinstimmenden Berichten nach, obwohl gerade von den letzteren Erasmus eine abschreckende Schilderung gegeben hat. In den italienischen Gasthöfen waren nach Montaigne die Weine schlechter und die Fleischspeisen weniger gut zubereitet als in Deutschland, wo sie viel besser gewürzt wurden und die Mannigfaltigkeit der Saucen und Brühen größer war; auch machte der kürzlich in Italien erfundene mechanische Bratenwender das Fleisch zu trocken. Ferner waren die Betten hart und der Mangel

1) Hübner a. a. O. I. 80.
2) Keyßlers Reisen I. 325.

an Wäsche ebenso groß oder noch größer als in Deutschland; endlich der Aufenthalt in den Zimmern unbehaglich, weil die großen, der Glasscheiben entbehrenden Fenster nur mit Holzläden geschlossen werden konnten. Beiläufig gesagt, hat sich der Gebrauch der Glasscheiben auffallend spät in Italien eingebürgert: noch im 18. Jahrhundert waren (nach Keyßler) selbst in Florenz und Mailand die Fenster großenteils mit geöltem Papier verklebt. Übrigens waren im 16. Jahrhundert die Preise in Italien billiger als in Deutschland; als der teuerste Ort galt dort Florenz. Berühmt waren damals die Gasthöfe Venedigs, das „Rössel" in Verona, die „Post" in Piacenza und der „Bär" in Rom, in der Straße dell' orso, einer Nebenstraße der via della scrofa, im 16. und 17. Jahrhundert das gewöhnliche Absteigequartier für Personen von Stande, jetzt eine Herberge für Fuhrleute und Mercanti di Campagna[1]).

Der Königsberger Arzt Kaspar Stein, der auf seinen 1610—21 durch ganz Europa gemachten Reisen auch Italien besuchte, gibt in seiner (ungedruckten) Weltbeschreibung ein Verzeichnis der berühmtesten Gasthäuser in den Hauptorten Europas; in Rom nennt er außer dem Bären „das Schwert", in der Nähe der Engelsbrücke und der Engelsburg. Die Gastwirte gingen in Italien den Rei-

1) Nach Lacour-Gayet, L'albergo dell' orso a Roma (Revue critique 3 décembre 1883) lag der Bär an der Ecke der Straßen Monte Brianzo und Tordinona und hatte seinen Namen von einem dort eingemauerten, für einen Bärenkopf angesehenen Löwenkopf. Montaigne stieg dort ab, und das Municipium von Rom wollte 1883 eine bezügliche Inschrift anbringen lassen.

senden weit entgegen, priesen ihr Haus an und luden mit vielen Schmeicheleien zur Einkehr ein; hatten sie aber ihre Gäste bis zu der stattlichen und schön bemalten Haustür begleitet, so kümmerten sie sich nicht weiter um sie, betrogen auch mit falschem Gelde, mit schlechten Eseln, Pferden und Maultieren. Die Bereitung der Speisen mit Öl sagte den Deutschen ebensowenig zu, als die vielen Fasttage; im Bären zu Rom erhielten sie auf besondern päpstlichen Indult auch in der Fastenzeit Fische und Eier in frischer Butter gebacken. Bei der Tafel wurde man von Kupplern, schäkernden und tanzenden Dirnen, Schauspielern und Bettelmönchen belästigt. Mit dem letzten Gange wurde von den Köchen ein sogenanntes allegramento aufgetragen. Die Betten waren oft voll von Wanzen, auch hatte man von Skorpionen und anderem Ungeziefer zu leiden.

Auch im 18. Jahrhundert bildeten in Italien die guten Gasthöfe die Ausnahme; als die besten galten San Marco und Il Pellegrino zu Bologna, überhaupt wurde das reichliche Leben in dieser Stadt gerühmt; dagegen waren im Kirchenstaat die Wirtshäuser so schlecht, daß die Reisenden Wein und kalte Küche bei sich zu führen pflegten. Noch in Goethes Briefen (1786) wiederholen sich mehrmals auf der Reise von Bologna über Florenz nach Rom und von dort nach Neapel die Klagen über die „übeln Herbergen“, in denen es zuweilen sogar unmöglich war, einen Brief zu schreiben. Gegenwärtig hat sich auch dies sehr geändert, und wenn überhaupt, unterscheiden sich die guten Gasthöfe Italiens von denen des übrigen Europas nur zu ihrem Vorteil.

Im 16. Jahrhundert waren Reisen so schwierig, kostspielig und zum Teil gefährlich, daß von Vergnügungsreisen noch nicht die Rede sein konnte; aber zur Ausbildung und Erweiterung der Kenntnisse wurden sie damals bereits öfter unternommen, natürlich (mit Ausnahme derer, die eine unbezwingliche Wanderlust in die Ferne trieb) nur von den Bevorzugtesten, von Fürsten, Edelleuten und Patriziern. Über die Interessen der gebildeten Reisenden jener Zeit belehrt uns unter anderm ein Tagebuch, das Montaigne auf seiner Reise in Italien 1580/81 geführt hat, und ein Schreiben, das der niederländische Philologe und Altertumsforscher Justus Lipsius 1578 an einen jungen Landsmann richtete, der sich zu einer Reise dorthin vorbereitete[1]). „Du wirst dort", heißt es in dem letztern, „keinen Schritt, keinen Blick tun, ohne auf ein Denkmal oder eine Erinnerung an das Altertum zu stoßen. Dort wirst Du gerührt auf den trasimenischen See, auf das Schlachtfeld von Cannä blicken, oder mit heiterm Sinn das Albanergebirge, Tivoli, das berühmte Bajä betrachten, die Wohnung des Plinius, die Geburtsorte des Virgil und Properz sehen, die Trümmer der Villa des Varro und Cicero. Welche Freude gewähren solche Anblicke, wenn sich die Geister der großen Männer nicht bloß vor die Seele, sondern fast vor die Augen stellen, und wir den Boden betreten, den jene so oft betreten haben. Ferner, wen sollten nicht jene alten Städte, Tempel, Theater, Bögen, Grabmäler, Steine im höchsten Grade zugleich belehren und ergötzen?"

Es waren keineswegs nur die Altertumsforscher, die

---

1) J. Lipsii Opera (Vesaliae 1675) II. 31 ff.

in jener Zeit in Italien vor allem die Überreste und Erinnerungen aus dem klassischen Altertum anzogen: war doch damals die klassische Bildung ein bei weitem wesentlicherer und wichtigerer Teil der Gesamtbildung als heutzutage. Schon darum mußte das Hauptziel der Reisenden Rom sein. Sie konnten in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts schon mehrere Bücher über die Topographie und die Altertümer der ewigen Stadt benutzen. Der junge Frankfurter Stadtadvokat Johannes Fichard, später ein hochangesehener Rechtsgelehrter und Staatsmann, hielt sich bei seinem Aufenthalt in Rom im Herbst 1536 hauptsächlich an das Werk Marlianis Antiquae Romae topographia (Rom 1534). In seinem lateinisch geschriebenen Tagebuch[1]) zeigt er sich als ein Mann von offenem Blick und vielseitigem Interesse (das sich z. B. auch auf Hospitäler erstreckte). Die Schönheit der Frauen fand er am größten in Siena (wo ihm auch ihre Tracht sehr gefiel), Gaeta, dem „melancholischen" Ancona, Alba in der Provinz Cuneo und Savigliano; in Genua waren bei einer Prozession die Edeldamen so stark geschminkt, wie er es noch niemals gesehen hatte. Für Naturschönheit war er sehr empfänglich, wie die häufigen rühmenden Erwähnungen von Gärten und Aussichtspunkten zeigen. Pisa war seit der Übergabe an Florenz (1406) eine tote Stadt. Der ganze Adel war ausgewandert, um nicht die Knechtschaft ertragen zu müssen, viele Paläste standen leer und in den meisten Straßen wuchs Gras. Natürlich stand auch bei Fichard das archäologische Interesse im Vorder-

1) Joh. Fichard, Italia anno DXXXVI in J. C. von Fichards Frankfurtischem Archiv. Frankfurt 1815.

grunde[1]). Von den Statuen im Hof des Belvedere erklärt er den Laokoon für das größte Kunstwerk, das er gesehn, und rühmt den Kunstwert einer damals sehr überschätzten Gruppe von Venus und Amor, eines späten und mäßigen Werks, das noch bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts dort stand. Die übrigen (auch den Apollo) nennt er, ohne etwas über sie zu bemerken. Von modernen Skulpturen erwähnt er einige in Florenz gesehene von Bandinelli, als einem Bildhauer ersten Ranges, doch gelte der in Rom lebende Michel Angelo Buonarotti als der größte Meister der Malerei und Skulptur und sei auch durch diese Künste sehr reich geworden[2]). Die „unvergleichlichen Gemälde" der durch das Urteil der Maler am meisten gefeierten Sixtinischen Kapelle schrieb er Rafael zu; sie seien erheblich nachgedunkelt, ohne Zweifel infolge der täglichen Räucherungen[3]).

Jean Jaques Boissard, dessen römischer Aufenthalt in die Jahre 1555—61 fällt, hatte zu nutz und frommen der vielen französischen und deutschen Studenten, die von den italienischen Universitäten aus auf kurze Zeit Rom besuchten, einen kleinen, zuerst auf drei, dann auf vier Tage berechneten Wegweiser durch die Sehenswürdigkeiten der Stadt (tres diaetae) abgefaßt, den er vierzig Jahre

---

1) Ebenso in zwei französischen Reiseberichten von 1577 und 1599. P. Richter, Über Kunst, Archäologie und Kultur in Italien, Janitschek Repertorium für Kunstwissenschaft, III. 1880, S. 286—296.

2) Der Moses wurde erst 1545 aufgestellt.

3) Die Deckengemälde der Sixtina waren schon seit 1513 fertig.

später in seinem großen Werk (Romanae Urbis topographia 1597) zum Abdruck brachte[1]).

Mit Montaigne konnten auch in der Kenntnis des Altertums gewiß die wenigsten sich vergleichen. Er, der schon als Kind geläufig lateinisch und griechisch sprach, sagt, er habe die Geschichte Roms früher gekannt als die seiner Familie, das Kapitol früher als den Louvre, den Tiber früher als die Seine; er verweile gern in der Vergangenheit, und die Vorstellung des Zustandes des alten Rom zur Zeit seiner Freiheit, Gerechtigkeit und hohen Blüte versetze ihn in Feuer und Leidenschaft[2]). So wurde er nicht müde, sich in das Studium der Lage seiner alten Gassen und Häuser und seiner „bis zu den Antipoden versunkenen" Ruinen zu vertiefen. In der Tat sah man von dem alten Rom nur noch das Grab; und doch erschienen ihm die modernen, an diese Trümmer gehefteten Bauten, wie sehr auch an sich der Bewunderung wert, nur wie die Nester von Krähen und Sperlingen an den Gewölben und Mauern französischer Kirchen, die die Hugenotten zerstört hatten. Er verehrte ferner Rom als eine der ganzen Welt gemeinsame Stadt, als die Hauptstadt der Christenheit; er war stolz darauf, durch Verleihung des römischen Bürgerbriefs „der edelsten Stadt anzugehören, die je war und je sein wird".

In der Tat war Rom damals noch in höherm Sinne eine Weltstadt als die beiden andern in jener Zeit allgemein als solche anerkannten, Paris und Venedig. So sagt z. B. Erasmus, in Deutschland werde jeder einiger-

---

1) Michaelis a. a. O. S. 58.
2) Montaigne, Essays III. 9.

maßen auffallende Fremde in den Gasthöfen wie ein Wundertier angestaunt; in Paris, Rom und Venedig falle es niemanden ein, sich über irgend etwas zu wundern[1]). Rom hatte als Mittelpunkt der katholischen Welt eine aus allen Nationen zusammengeflossene Bevölkerung, ähnlich wie in der römischen Kaiserzeit, die kämpfende und triumphierende Kirche entfaltete hier ihre Pracht in der großartigsten Weise. Nirgends lernte man ein Leben in so großem Stil kennen, nirgends fand man eine so universell gebildete und geistig hochstehende Gesellschaft, nirgends endlich einen solchen Luxus, da mit dem Geschmack an Pomp und allen Genüssen des Lebens sich die Mittel zu seiner Befriedigung im reichsten Maße vereinigten.

Montaigne wurde durch Rom mehr als durch irgend eine andere Stadt an Paris erinnert, namentlich durch die Lebendigkeit seiner Straßen. Er schätzte es seinem Umfange nach als ebenso groß wie Paris mit all seinen Vorstädten; von dessen Häuserzahl hatte es aber nicht ein Drittel, denn fast überall sah man nur Paläste und Gärten. Läden gab es weniger als in einer kleinen Stadt, dort war keine Straße Laharpe oder St. Denis, man glaubte sich überall in der rue de la Seine oder auf dem quai des Augustins. An Feiertagen und Werktagen hatte die Stadt dasselbe Aussehen. Die Unsicherheit war damals (unter Gregor XIII.) noch sehr groß.

Im Vatikan übte auf Montaigne die größte Anziehungskraft die Bibliothek; nächstdem die Statuen im Belvedere und die von dem Papst aus allen Teilen Italiens zusammengebrachte Bildergalerie, die ihrer Vollendung nahe

1) Erasmi Colloquia, p. 325.

war. Als Antiken, die ihn besonders angezogen, nennt er die bronzene Wölfin und den Dornauszieher vom Kapitol, von modernen Werken den Moses Michelangelos und die Figur der Gerechtigkeit von Guglielmo della Porta am Grabmal Pauls III in St. Peter. Besonderen Reiz hatten für den mit einem sehr lebhaften Natursinn begabten Mann die Vignen und Gärten, die er zu den größten Schönheiten Roms zählt. Hier wurde er inne, welche Vorteile die Kunst aus einem unebenen, hügeligen Boden ziehen könne. Sie verstehen, sagt er, diese Verschiedenartigkeit der Bodenbildung aufs kunstvollste zu benutzen und Reize daraus zu gewinnen, die auf ganz ebenem Boden unerreichbar sind. Als die schönsten Gärten nennt er die der Kardinäle Este (auf Monte Cavallo), Farnese (auf dem Palatin), Ursino, Sforza, Medici, die des Papstes Julius, der Villa Madama, der Kardinäle Riario (in Trastevere) und Cesio (vor Porta del Popolo). Alle standen jedermann und zu jeder beliebigen Benutzung offen, wenn die Besitzer nicht anwesend waren. Aber überhaupt hat Montaigne, wie man von einem so aufmerksamen Beobachter der menschlichen Dinge erwarten kann, während seines vom 30. November 1580 bis 16. April 1581 dauernden Aufenthalts keine irgend charakteristische Erscheinung des damaligen Rom unbemerkt gelassen. Er berichtet über theologische Disputationen, Teufelsaustreibungen, barbarische Hinrichtungen, über die Bäder, die man in Gesellschaft von „Freundinnen" besuchte. Er unterließ auch nicht, die berühmtesten Courtisanen kennen zu lernen, die sich ihre Konversation ebenso teuer bezahlen ließen, als ihre Gunstbezeugungen. Er fand, daß, wie in Paris, die Frauen sich am meisten durch Schönheit auszeichneten, die sie verkauften, und daß

die Schönheit der übrigen Römerinnen hinter dem Rufe zurückblieb. Das Hauptvergnügen der Römer war, in den Straßen spazieren zu gehen und die sich an den Fenstern zeigenden Damen zu betrachten; die Kutschen der Standespersonen hatten oben Öffnungen, um bequemer hinaufsehn zu können, weshalb sie ein Prediger mit Astrolabien verglich. Am ausführlichsten ist Montaigne über die kirchlichen Zeremonien und Festlichkeiten während der Weihnachts-, Fasten- und Osternzeit. Im Karneval sah man im Korso Rennen von Kindern, Juden, nackten Greisen, Pferden, Eseln und Büffeln, aber auch von wohlberittenen Edelleuten. Unter den Fastenpredigten hebt er die von einem ehemaligen Rabbi zur Bekehrung der Juden am Sabbat in Trinità di Monte gehaltenen hervor, denen jedesmal 60 Juden beiwohnen mußten. Am Donnerstage der heiligen Woche vollzog der Papst in der Loge über der Vorhalle von St. Peter stehend, umgeben von den Kardinälen, die Exkommunikation von „unzähligen Personen", unter andern der Hugenotten und aller Fürsten, die sich am meisten in den Besitz von Ländereien der Kirche gesetzt hatten; worüber die Kardinäle Medici und Sforza herzlich lachten.

Die Größe und Pracht Roms zeigte sich am meisten in den Betätigungen der Frömmigkeit. Es gab mehr als hundert Bruderschaften, die in leinenen Gewändern von verschiedener Farbe, die Gesichter meist mit Kapuzen bedeckt, in den großen Prozessionen einhergingen. In der Osterzeit dauerten die Züge nach St. Peter ununterbrochen von acht Uhr abends bis Mitternacht. Die Zahl der Wachskerzen, die die Teilnehmer trugen, belief sich wol auf 12 000; jede Abteilung zog singend, mit Musik-

begleitung, einher; alles ging in der größten Ordnung vonstatten. Man bemerkte darunter eine Reihe von mindestens 500 Büßern, die sich den entblößten Rücken mit Stricken blutig geißelten, großenteils um die Sünden anderer abzubüßen, von denen sie dafür bezahlt wurden. Im allgemeinen fand Montaigne in Rom mehr Pracht und Zeremonie, als wirkliche Frömmigkeit; diese war allerdings unter dem niedern Volk größer als in Frankreich, aber unter den Reichen und Hofleuten geringer.

Seit Anbruch der Renaissance war Italien den übrigen Ländern in der Verweltlichung seiner Universitäten vorangegangen und hatte in Padua, Ferrara, Pisa und Bologna Stätten der freien Forschung eröffnet. Sie wurden Bildungsherde für ganz Europa; hier empfingen auch Erasmus, Reuchlin, Ulrich von Hutten ihre klassische Bildung. Hier erstand die wissenschaftliche Medizin. Unter dem Schutze des Senats von Venedig eröffnete der Belgier Vesal (1514—64) (der später von der spanischen Inquisition als Zauberer zum Tode verurteilt, durch Philipp II. zu einer Büßungsreise nach Jerusalem begnadigt, auf der Rückkehr umkam) das erste anatomische Theater. Auch in der Begründung des ersten botanischen Gartens (in Padua) 1533 ging Venedig voran: diesem Beispiel folgten Pisa 1544 und Bologna 1563. Der Ruf der großen, an diesen Universitäten lehrenden Ärzte, Anatomen und Naturforscher führte aus ganz Europa die Studierenden der Medizin über die Alpen.

Wie fast alle schlesischen Ärzte studierte auch Dr. Laurentius Scholz von Rosenau (1552—1599) in Padua, später in Bologna. Wie viele der diese Unversitäten besuchenden Ausländer bereiste auch er das übrige Italien.

Er schloß sich im März 1579 einer vornehmen Breslauer Reisegesellschaft an, zu der der junge Nicolaus Rhediger, der Sohn des gleichnamigen Landeshauptmanns (Oberbürgermeisters) von Breslau gehörte. Diese Gesellschaft war über Augsburg, Innsbruck und den Brenner gekommen, hatte bereits Venedig besucht, und begab sich nun über Padua, Ferrara und Bologna nach Rom, von da nach Neapel, wo Capua und die herrliche Küste zwischen Pozzuoli, Bajä, Cumä und Kap Miseno besichtigt wurden. Der Rückweg wurde über Florenz und Mailand angetreten[1]).

Italien übte ferner im 16. Jahrhundert eine große Anziehungskraft als ein Land der höchsten Kultur und der feinsten Sitten. „Was in Schmuck, Kleidung, Betragen geziemend ist", schreibt Lipsius an seinen jungen Landsmann, „worin die Grazie und Anmut in der Unterhaltung und den Geberden besteht, das können Dich am besten die kultivierteren Nationen, Franzosen, Spanier, Italiener, lehren, und durch Erwerbung ihrer feinern Gesittung kann man sich in vielen Stücken von dem einheimischen bäuerischen Wesen befreien." Freilich sei Italien zugleich ein höchst gefährliches Land; dreierlei sei dort notwendig: eine offene Stirn, eine behutsame Zunge, ein verschlossener Sinn; freundliche Mienen und gegen jedermann dieselben, aber ein Geist, der sich keinem offenbart. Doch die größte Gefahr drohe dem Reisenden von den Weibern, die wahre Liebesgöttinnen seien, besonders die Römerinnen und Venetianerinnen.

1) Alles obige nach Ferd. Cohn, Dr. Laurentius Scholz von Rosenau, ein Arzt und Botaniker der Renaissance. Deutsche Rundschau LXIII (1890), S. 109–127.

Habe der Reisende Rom und seine Altertümer gründlich kennen gelernt, so verlasse er diese wegen ihrer Unsicherheit, Unsittlichkeit und Ungesundheit zum Wohnort nicht geeignete Stadt. Er verweile einige Zeit in dem prächtigen und reizenden Neapel, länger in Toskana, wo alles rein ist, Sprache, Sitten und Luft, besonders in Florenz und Siena. Auf der Rückreise möge man einige Tage in den Universitätsstädten Bologna und Padua, ebenso viele Wochen in Venedig, dieser in beneidenswertem Grade schönen, reichen und glücklichen Stadt zubringen, und die Reise mit dem großartigen und weitläufigen Mailand beschließen. Den größten Fremdenverkehr hatte damals Venedig, schon durch seinen Handel und wegen des hohen Grades von Sicherheit, den seine berühmte Polizei gewährte; aber auch als Ort der üppigsten Vergnügungen und prachtvollsten Feste war es ein Hauptziel der Touristen. Auch in Shakespeares „Wie es euch gefällt" muß der vielgereiste Mann sich vor allem rühmen können, einmal in einer Gondel gefahren zu sein. Auf dem Kanal sah man nachts zuweilen schwimmende Säle, deren Zeichnung vielleicht Paul Veronese oder Jakob Sansovino angegeben hatte, glänzend erleuchtet, in denen wohl hundert edle Frauen mit ihren Kavalieren tanzten, während die Musik in Gondeln folgte[1]).

Außer den genannten Orten wurde Loreto, wo der Zudrang der Pilger damals vielleicht seine größte Höhe erreichte, auch von Reisenden viel besucht. Montaigne, der drei Tage dort blieb, konnte in dem heiligen Hause nur mit Mühe einen Platz erlangen, um eine Votivtafel mit

---

1) Hübner a. a. O. S. 95 f.

vier silbernen Figuren anbringen zu lassen, die die Mutter Gottes und ihn, seine Frau und Tochter vor derselben kniend darstellten. Nach Keyßler wäre der größte Teil dieser Votivtafeln 1673 weggenommen und „die silbernen und goldenen Tafeln oder Stücke zu besserm Nutzen verwendet worden.“ Doch nicht bloß Misson (1688), sondern auch Lalande (1769) schildern den Reichtum der Kirche und des heiligen Hauses als einen unermeßlichen. Volkmann beschreibt Loreto (das auch Gibbon 1765 besuchte) sehr ausführlich, und noch 1839 hat es Gaudy besucht und beschrieben[1]).

Im 17. Jahrhundert gab es bereits eine umfassende Literatur von Reisebüchern, unter denen in Deutschland am meisten verbreitet die von Martin Zeiller gewesen sein dürften. Derselbe hat, als ein wahrer Bädeker seiner Zeit, außer einer allgemeinen Anweisung für Reisende, dem „Fidus Achates oder getreuen Reisgeferten“ (der 160 Touren durch ganz Europa enthält), eine Reihe von Spezialhandbüchern geschrieben für Deutschland, Frankreich, England, Spanien und Ungarn. Sein „Itinerarium Italiae Nov-Antiquae oder Raißbeschreibung durch Italien“ erschien mit schönen Abbildungen der hauptsächlichsten italienischen Städte und anderen Ansichten in Kupfer bei Merian in Frankfurt am Main 1640. Es gab damals bereits, wenigstens in Rom, gewerbsmäßige Fremdenführer; der von Zeiller genannte Johann Hoch aus Luzern, Offizier der päpstlichen Schweizergarde, der

1) Gaudy, Werke VI, 149 ff.

sich Giovanni Alto nannte, führte auch Kaspar Stein. Die Reisenden vereinigten sich zu Gesellschaften und mieteten einen Wagen, „damit gemelter Schweizer auch im fahren allerlei Discurs von Einem und dem Andern halten könne, welches im gehen nicht so füglich geschehen konnte." Es gab auch eine gedruckte, von Fremden in Rom vielgebrauchte Anweisung, die Hauptmerkwürdigkeiten der Stadt in vier Tagen zu sehen (wol eine Bearbeitung von Boissards Quatuor diaetae).

Was damals in Italien als sehenswürdig galt, deutet schon der Titel des Zeillerschen Buches an, in welchem versprochen wird, daß die „vornembste Landschaften, Stätt, Vestungen und andere Ort samt ihren Qualitäten, Raritäten und Antiquitäten" darin beschrieben sein sollen. Das 17. Jahrhundert war eben eine Zeit der Polyhistorie, welcher die Merkwürdigkeiten und Kuriositäten auf allen Gebieten der Natur und Kunst als vorzugsweise wichtig und interessant galten. Die größte Merkwürdigkeit Roms war ohne Frage die (1626 eingeweihte) „gewaltige St. Peterskirch, von der man sagt, daß sie an Unkosten, Majestät, Marmel und Kunst alle Tempel in der Christenheit übertreffe", und die viele das achte Weltwunder nannten. Die Statuen des Belvedere erregten das Interesse schon als Antiquitäten. Die in den Palästen der Großen und Kardinäle befindlichen erwähnt Zeiller nur im allgemeinen; die einzige, die er besonders nennt, ist (charakteristisch genug) die berühmte Statue des „Senecae", eine Figur aus schwarzem Marmor, die mit einer gewissen Naturtreue einen hinfälligen Greis darstellt und irrtümlich für eine Figur des sterbenden Seneca gehalten wurde. Von modernen Skulpturen nennt Zeiller nur den Moses des

Michelangelo und von allen Gemälden Roms einzig und allein dessen jüngstes Gericht, offenbar weil es durch seine Kolossalität imponierte, denn die übrigen „schönen Gemälde der Sistina" erwähnt er nur beiläufig, und Rafaels Name kommt bei ihm überhaupt nicht vor.

Sehr ausführlich wird dagegen die päpstliche Schatzkammer im Vatikan beschrieben; dort befand sich unter anderm Trinkgeschirr aus Rhinozeroshorn, ein Einhorn, Straußeneier, in welche die Passion und andere Historien eingegraben waren, ein Altar aus Pfauenfedern und dgl. mehr. In den Kirchen werden die Reliquien gewissenhaft aufgezählt, so wie die „heiligen Leut", die in denselben begraben liegen; auch seltsame Grabinschriften mitgeteilt, z. B. in St. Maria del Popolo von einem, den eine Katze in den Finger gebissen hatte und der daran gestorben war.

Von den Gärten Roms werden die des Papstes auf dem Quirinal, die der Villa Aldobrandini und Medici (auf Monte Pincio) genannt, für die „lustigsten" aber die der Villa Mattei erklärt, die „voll sehr schöner Statuen und anderer alter Monumente, auch sonst herrlicher Sachen" waren. „Es werden da allerhand Thier als Hirsche, Rehe, Hunde und dgl. in Lebensgröße gar natürlich in den Wäldlein sampt Jägern und Hirten gefunden, daß man darob erschreckt und sie für lebendig hält."

Endlich wird auch auf verschiedene Naturmerkwürdigkeiten und -wunder aufmerksam gemacht. Bei St. Maria in Trastevere war eine Stelle, wo in der Nacht von Christi Geburt Öl aus der Erde geflossen sein sollte; steckte man eine Hand hinein, so wurde sie mit einer „Feiste" befeuchtet. In St. Maria in Porticu war eine Halbsäule von orientalischem Alabaster, welche einen gelb-

lichen Schein in die Kirche fallen ließ, wenn sie von der Sonne beleuchtet war. Auf dem Campo Santo bei St. Peter verwesten angeblich die Leichen von Fremden in 24 Stunden, die der Römer aber nicht: „welches denn glauben mag, wer da will.“ Bei Caput bovis (Grabmal der Cäcilia Metella) war ein Echo, „welches einen ganzen Vers etliche Mal ganz und klärlich wiedergiebt“ u. s. w. Die schöne Palme in der Nähe von St. Pietro in Vincoli war damals schon ein alter Baum.

War nun das Interesse für die Kunstwerke Italiens bei ausländischen Reisenden damals noch gering, so ist es auch nicht auffallend, daß sich in den Schriften Miltons (der 1638/39 dort war) keine Äußerung über sie findet, und daß sie keinen nachweisbaren Einfluß auf die Gestalten des verlorenen Paradieses geübt haben[1]. Allerdings rechnete man damals in England Kunstwerke bereits zu den Sehenswürdigkeiten: welche unerläßlich waren, mögen in der Regel die Fremdenführer bestimmt haben. John Evelyn (1620—1705)[2], ein treuer Anhänger der Stuarts, dessen Reise in die Jahre 1644/45 fällt und der sich 7 Monate in Rom aufhielt, scheint nicht ganz ohne Kunstgefühl und seine Bewunderung z. B. „der unaussprechlichen Schönheit“ des Doms von Siena, des „höchst anstaunenswerten“ Raubes der Sabinerinnen von Johann von Bologna, der „höchst glorreichen“ Pietà Michelangelos in St. Peter eine wahrhaft empfundene gewesen zu sein. Doch er mißtraute seinem Urteil, beruft sich meistens auf

1) Alfred Stern, Milton I, 286.

2) Memoirs of John Evelyn esq. f. r. f. containing his diary from 1641 to 1705/6 and a selection of his familiar letters ed. by William Bray esq. (Chandos Library).

das der Künstler und führt öfter als Beweis der Vorzüglichkeit eines Werkes an, daß es viel kopiert werde, so z. B. die Fresken „des gefeierten Rafael in der Farnesina (damals Palazzo di Ghisi)[1]; die Stanzen nannte man die Malerakademie, weil man dort immer zeichnende Künstler antraf; die dortigen Fresken Rafaels schreibt Evelyn Giulio Romano zu. Die Sistina verdankte auch nach seiner Ansicht ihre Berühmtheit nur dem jüngsten Gericht; von der Decke sagt er nichts als daß sie ebenfalls full of rare worke sei. Ohne Zweifel sah er oft flüchtig und verließ sich dann beim Niederschreiben seiner Notizen auf sein Handbuch: so führt er (wol nach Boissard) einige Statuen als im Hof des Vaticanischen Belvedere vorhanden an, die seit etwa hundert Jahren nicht mehr dort waren[2]). Er zählt auch die berühmtesten lebenden Künstler in Florenz und Rom auf; Bernini hatte kurz vor seiner Ankunft dem Publikum ein Schauspiel gegeben, das man eine Opera nannte; „wobei er die Szenen malte, die Statuen meißelte, die Maschinen erfand, die Musik komponierte, die Komödie schrieb und das Theater baute". Übrigens hatte Evelyn einen Maler (Carlo Napoletano) bei sich, von dem er z. B. das Relief am Titusbogen mit den Trophäen aus dem Tempel von Jerusalem genau kopieren ließ, weil davon Licht auf die heilige Geschichte fiel. Für den Zauber der südlichen Landschaft war er sehr empfänglich. Die Villa Borghese nennt er ein Elysium der Wonne, ein Paradies. Als Wohnsitz in Italien würde er Verona erwählt haben, „die entzückendste

---

1) Ein Irrtum für Chigi.
2) Michaelis a. a. O. S. 49.

Landschaft, die er jemals sah, eine so liebliche Mischung von Anhöhen und Tälern, so anmutig mit Bäumen bepflanzt, um die sich Reben schlingen, und an denen im Herbst Bacchus triumphierend einherzuziehen scheint." Im Garten Giusti bewunderte man damals nur eine riesige Zypresse. Mailand wurde gewöhnlich von englischen Reisenden gemieden, aus Furcht vor der Inquisition, die hier noch strenger war als selbst in Spanien; Evelyn und seine Reisegefährten entledigten sich vor dem Eintritt in die Stadt ihrer protestantischen Bücher und Papiere. Lionardos Abendmahl hatte bereits sehr stark gelitten.

Doch die meisten damaligen englischen Reisenden werden der Kunst ebenso fern gestanden haben als Addison[1]), in dessen Buch über seine Reise in Italien (1702/3) von ihr sehr wenig die Rede ist; sein Interesse war ein ganz antiquarisches. Die antiken Statuen gefielen ihm sehr wegen ihrer vortrefflichen Arbeit; „und selbst an den schlechtesten hat man wenigstens das Vergnügen, daß man die Gesichter, die Stellung, die Geberden und die Kleidung der Leute daraus sieht, die so viele Jahrhunderte vor uns gelebt haben". Der Hauptreiz der Reise bestand für ihn darin, daß er die römischen Dichter in ihrem Lande lesen, sich von der Richtigkeit ihrer Beschreibungen von Gegenden, Bergen, Flüssen u. s. w. überzeugen und manche schwierige Stelle aufgrund dort gewonnener Anschauungen erklären konnte. Die Reise nach dem von den Touristen damals so gut wie nie besuchten Capri machte er, weil er sehr begierig war, einen Ort zu sehn, welcher „dem Augustus

---

1) Remarks on several parts of Italy etc. in the years 1701—1703.

eine Zeit lang zum Aufenthalt und dem Tiberius auf verschiedene Jahre zur Residenz gedient hatte". Übrigens erschien ihm der fruchtbare Teil der Insel „als einer der lustigsten Flecken, die er jemals gesehn und die ganze Insel, von den höchsten Punkten betrachtet, als die angenehmste kleine Landschaft, die man sich vorstellen kann".

Das im 18. Jahrhundert viel benutzte Buch von Misson, der seine Reise 1688 gemacht hatte (Nouveau voyage d'Italie 1691, 4. ed. 1702, 3 Bände in Sedez, mit Kupfern) enthält zahlreiche Angaben über Kunstwerke, doch selten mehr als Namen; zuweilen führt er die Urteile derjenigen an, „die sich darauf verstehen". Er berichtet offenbar nicht ohne Erstaunen, wie viel die Künstler an den Gemälden der Stanzen und der Sistina zu bewundern finden: „das Verdienst Rafaels und das Vorurteil, das man für ihn hat, läßt alle Tage neue Ausdrücke erfinden, wenn man von seinen Werken spricht." Doch hatten diese Bilder manche Fehler, namentlich anachronistische Verstöße gegen das Kostüm. Und welche Bizarrerien und phantastische Anordnung in Michelangelos jüngstem Gericht! Man sieht dort Engel ohne Flügel, den Fährmann Charon, der Seelen in seiner Barke übersetzt; Auferstandene von jedem Alter und alle muskulös wie Herkules, einen Wirrwarr von Nuditäten und unanständig entblößte Leiber. Ausführlich beschreibt Misson (der Protestant war) die drei Bilder der Ermordung Colignys, die Papst Gregor XIII. „als Trophäen" hatte malen lassen, und gibt eine Abbildung der damals schon sehr selten gewordenen Medaille, die er 1572 auf die Ugonottorum Strages hatte prägen lassen: man sieht auf der einen Seite ein Bild des Papstes, auf der andern

einen Engel mit dem Kreuz in der einen, dem Schwert in der andern Hand, der einem Haufen toter und sterbender Krieger gegenübersteht. In der vatikanischen Bibliothek zeigte man eine angeblich von Luther geschriebene deutsche Bibel, an deren Schluß folgendes Gebet zu lesen war:

O Gott, durch Deine Güte
Bescher uns Kleider und Hüte,
Auch Mentel und Röcke,
Felle, Kälber und Böcke,
Ochsen, Schafe und Rinder,
Viele Weiber, wenig Kinder;
Schlechte Speis' und Trank
Machen einen Tag Jahr lang.

Je mehr sich nun im Laufe des 17. Jahrhunderts der Ruhm der großen Maler, Bildhauer und Architekten des Cinquecento in Europa verbreitete, desto mehr gewann in den kunstarmen Ländern diesseits der Alpen die Ansicht Boden, daß in diesen neuentstandenen Kunstschätzen ein Bildungswert enthalten sei, dessen Aneignung durch eine Reise nach Italien nicht zu teuer erkauft werde. In Deutschland war es besonders Sandrarts „teutsche Akademie der Bau-, Bildhauer- und Malerkunst (1675—1679), die zur Orientierung in der Kunstwelt Italiens diente. Ein englisches Buch: The painters voyage to Italy 1679, war offenbar für Touristen geschrieben. Die bedeutendste deutsche Reisebeschreibung von Italien aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist die von J. G. Keyßler (1729—1731)[1]), die trotz ihres großen Umfanges (es sind zwei starke Quartbände) Deutschen, und in einer Über-

1) Johann Georg Keyßlers Reisen durch Deutschland, Böhmen, Ungarn, die Schweiz, Italien und Lothringen u. s. w. 3. Ausgabe von Schütz, 1776.

setzung auch Engländern vielfach als Handbuch diente. Hier tritt neben dem gelehrten und polyhistorischen das Interesse für Kunst schon in den Vordergrund. Der Verfasser bemerkt, daß junge Reisende in Rom vortrefflich Gelegenheit hätten, sich zu belehren und zu bilden, und daß der Aufenthalt hier auch für ihre Sittlichkeit zuträglicher sei, als in Paris. Die Konversation der Italiener war von den Zweideutigkeiten und Plumpheiten frei, die in Paris zum guten Ton gehörten, und die Denkmäler der alten und neuen Kunst gaben der Unterhaltung einen unerschöpflichen Stoff. „Es sind aber dadurch zwo Parteien entstanden, deren die eine denen raren Stücken, die man aus der Malerei, Bildhauerkunst und Architektur der Alten noch übrig hat, den Vorzug einräumt; die andere aber für die neuern Werke eingenommen ist". Zeuxis und Apelles wurden gegen Rafael und Tizian, Phidias und Lysippos gegen Michel Angelo und Bernini, Vitruv gegen Domenico Fontana gehalten u. s. w. und täglich suchet jede Partei bei der Tafel im Scherze der andern vorzuhalten, was sie neues an deren Werken, die sie besehen haben, entdecket".

Die Lettres familières écrites d'Italie en 1739 et 1740 des als vielseitigen Schriftstellers, besonders Geschichtsforschers bekannten Präsidenten Charles de Brosses (1709—1777) waren nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, und wurden erst 1800 (fehlerhaft und unvollständig) gedruckt[1]). Es sind geistreiche und witzige Aussprüche eines scharf beobachtenden Weltmannes von sehr umfassender

1) Letzte Ausgabe: L'Italie il y a cent ans en Lettres écrites etc. — publiées pour la première fois sur les manuscrits autographes par M. B. Colomb. 1836. 2 Bände.

Bildung, dem ganz andere Einblicke in das gesellige und Geistesleben Italiens vergönnt waren, als der großen Masse der Touristen. Überall war er in den Kreisen der Gelehrten und Künstler ebenso gern gesehen, wie in der höchsten Gesellschaft. Er hatte Audienzen bei Clemens XII. und den Königen von Piemont und Neapel, Zutritt bei den Kardinälen wie Passionei und Lambertini (später Benedikt XIV.) und den Stuarts; er verkehrte mit Poleno in Padua, mit Muratori in Modena, mit Foscarini und Tiepolo in Venedig; er lernte die Ausgrabungen von Herculanum unter der Leitung von Venuti kennen, von denen er in Frankreich die erste (erst 1750 gedruckte) Nachricht gab. Seine Musikliebe fand in der Zeit der Hasse, Tartini, Leo (und Metastasios) reiche Befriedigung; er besuchte fleißig Theater und Konzerte, und lernte Neapolitanisch, um von den in diesem Dialekt geschriebenen Opern nichts zu verlieren. Daß sein Urteil über bildende Kunst, wenn auch selbständig, unter dem Einflusse der herrschenden Richtungen stand, versteht sich. Vom Camposanto zu Pisa sagt er: „Die Wände sind mit Fresken von Giotto Orcagna, Benedetto (so) usw. bemalt, die die biblischen Geschichten in einer sehr bizarren, sehr lächerlichen, ganz übeln (mauvaise) und sehr seltsamen Weise dargestellt haben"; worauf noch eine Erwähnung der Vergognosa di Pisa als einer pikanten Kuriosität folgt. Von der Landschaft ist in seinen Briefen selten die Rede. Ganz im Sinne des herrschenden Naturgefühls findet er an fruchtbaren Ebenen Gefallen; die französischen Gärten setzt er über die italienischen, deren keiner die von St. Cloud und Marly erreiche.

Die reichste Belehrung fanden Besucher Italiens in dem Buch des berühmten Astronomen Lalande (1732 bis

1807): Voyge d'un Français en Italie fait dans les années 1765 et 1766 (1769, 9 Bände in Sedez mit Atlas, 2. ed. 1786 und öfter). Es enthält nach der Angabe auf dem Titelblatt die Geschichte und Beschreibung Italiens und handelt außerdem von den Sitten und Gebräuchen, der Regierung, dem Handel, der Literatur, den Künsten, der Naturgeschichte und den Altertümern, nebst Urteilen über die Werke der Malerei, Skulptur und Architektur und Plänen aller großen Städte Italiens. Für die Kunsturteile benutzte er die handschriftlichen Aufzeichnungen des Abbé Gougenot, der 1755 Italien mit dem Maler Greuze bereist hatte, und hat offenbar Wert darauf gelegt, sie in großer Vollständigkeit mitzuteilen; auch Werke zweiten und dritten Ranges werden genau beschrieben und ihr Kunstwert charakterisiert. Daß auch diese Urteile von den heutigen zum Teil weit abweichen, ist selbstverständlich[1]. Die Constantinsschlacht galt für das beste Freskobild, die Transfiguration für das beste Staffeleibild, dem allenfalls die Nacht des Correggio[2] oder die heilige Petronilla des Guercino zur Seite gestellt werden könnte[3]. Von den

1) Wie viel sie galten, ersieht man daraus, daß sie mehrfach, zum Teil wörtlich, in die 1800 veröffentlichten Briefe des Präsidenten de Brosses aufgenommen worden sind.

2) Noch Tischbein († 1829) „Aus meinem Leben" (begonnen 1810), herausgegeben von Schiller 1861, I, 134 sagt, sie werde für das schönste Bild der Welt gehalten; „auch hat ihm (Correggio) dies kein andrer Maler streitig gemacht, wenn er er es nicht selbst gethan hat, mit seiner eigenen Arbeit, dem heiligen Georg".

3) Der Kupferstecher Charles Nicolaus Cochin (1775 bis 1790), Verfasser des Voyage d'Italie etc. (1758, 3 kleine Bände): Diderot (Oeuvres compl. par Assézat-Garnier frères

Fresken des Camposanto in Pisa hatte der Abbé Cochin gesagt, sie seien alt, folglich schlecht, „doch bemerkt man an ihnen schon eine sehr gute, wenn auch trockene Art zu drapieren und die Falten zu legen und Charakterköpfe, die Wahrheit zeigen."

Lalandes Buch war die Hauptquelle der „historisch-kritischen Nachrichten von Italien", die Dr. Volkmann, ein Bekannter Winckelmanns 1770 in drei starken Oktavbänden herausgab und die nun das gangbarste Handbuch für deutsche Reisende wurden; auch Goethe hat sich seiner bedient. Volkmann sagt: „Da die Besehung der Kunst und vorzüglich der Gemälde bei den meisten eine Hauptursache der Reisen nach Italien ist, so haben wir uns auch am ausführlichsten dabei aufgehalten."

Ein tieferes Verständnis der Antike erschloß Winckelmanns Kunstgeschichte (1764), und unermeßlich folgenreich wurde sie dadurch, daß aus dem zuerst hier voll erfaßten und durchgeführten Gedanken einer geschichtlichen Betrachtung der Kunst die Kunstgeschichte überhaupt erwuchs. Erst nachdem man gelernt hatte, jede Kunstperiode als Produkt einer bestimmten Kultur zu würdigen und mit ihrem eigenen Maß zu messen, gewann man das Verständnis für die in ihrer Knospenhaftigkeit so unendlich anziehende, halberschlossene Kunstblüte des 15. Jahrhunderts und für die Kunst des Mittelalters überhaupt, namentlich

1876, Tome XIII, p. 12 ff.): une suite de jugements rapides courts et sevères de presque tous les morceaux de peinture sculpture et architecture tant anciens que modernes — fait avec connaissance et impartialité. Er sprach Rafael l'intelligence des lumières et le coloris ab. Tizian war für ihn der größte Maler.

für die bisher als barbarische Verirrung betrachtete gotische Baukunst. Doch setzten sich diese Richtungen erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts durch, wo sie dann (in Deutschland unter dem Einfluß des neu erwachten Nationalitätsbewußtseins und religiösen Sinnes) sich ins Extreme steigerten: sodaß die Ultras des Präraffaelitismus, denen Rafaels Disputa als der Gipfelpunkt der Kunstentwicklung galt, nun den Anfang des Verfalls etwa von derselben Zeit datierten, von der man im 17. und 18. Jahrhundert den Anfang der Blüte datiert hatte. Auch für Niebuhr (preußischer Gesandter in Rom 1816—1823) z. B. existierte die echte Kunst nur bis auf Rafaels Tod, und auch er hing an der vorrafaelischen Zeit mit besonderer Vorliebe.

Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts ist das Interesse an der Natur Italiens als ein gleichberechtigtes neben das Kunstinteresse getreten. Im 18. Jahrhundert wurden Naturschönheiten noch nicht um ihrer selbst willen aufgesucht, sondern nur da genossen, wo sie sich in der Nähe von Orten befanden, die man aus andern Gründen besuchte: so der Wasserfall von Terni an der Straße von Florenz nach Rom, das Albanergebirge und Tivoli, die nächsten Umgebungen von Neapel. So blieben bis zum Ende des 18. Jahrhunderts ausschließlich die Städte und die antiken Ruinen die Ziele der Reisenden, um so mehr als die Schwierigkeiten, abgelegene Orte zu erreichen, überall noch sehr groß war. Goethe hat sich im ganzen mehr als sieben Wochen in Neapel aufgehalten und von dort aus Pompeji, Pozzuoli und Pästum besucht, ist aber

weder nach Sorrent gekommen, für das gegenwärtig auch der flüchtigste Besucher Neapels einen Tag übrig hat, noch nach Capri oder Ischia. Volkmann, der 1½ Jahre in Italien war, nennt Sorrent nicht einmal; von Capri weiß er nur, daß Tiber dort abscheuliche Ausschweifungen begangen, von Ischia, daß es herrliche Schwitzbäder hat: gewesen ist auch er offenbar an keinem der drei Orte. Zwar haben einzelne, wie Graf Friedrich Leopold Stolberg (der seine Reise in den Jahren 1791—92 bis Calabrien, Apulien und Sizilien ausdehnte)[1]), jene Punkte schon im 18. Jahrhundert besucht, aber bei der großen Mehrzahl der Reisenden fanden solche Beispiele noch keine Nachahmung.

Es war Rousseau, der dem Naturgefühl zuerst die Richtung auf das Wildschöne, das sogenannte „Romantische", und zugleich der Auffassung der Natur überhaupt eine tiefere Innerlichkeit gab. Er ist im gewissen Sinne für Europa der Lehrer des Naturgenusses geworden, wie Winckelmann der des Kunstverständnisses, und zwar um dieselbe Zeit; die neue Heloise erschien 1761. Aber auch die von ihm gegebenen Anregungen konnten nur allmählich in die Breite wirken. Mit der neuen Vertiefung des Naturgefühls stand ein neuer Aufschwung der Landschafsmalerei in Zusammenhang und Wechselwirkung; und die Landschaftsmaler, die zuerst auch in Italien in abgelegenere und Gebirgsgegenden vordrangen, und ihre Schirme an Orten aufspannten, die noch nie der Fuß eines Touristen

---

1) Erschienen 1794 (4 Bände). Riedesels Reise durch Sizilien und Großgriechenland 1771. Bartels Briefe über Calabrien und Sizilien 1787.

betreten hatte, sind die ersten Pioniere des neuen Naturgefühls gewesen. So ist das Sabinergebirge allem Anschein nach von dem Tiroler Koch (1786—1839, seit 1808 in Rom), entdeckt worden[1]). Erst sehr viel später hat in der Literatur „die ganze Harmonie und stille Selbstgenügsamkeit" der italienischen Landschaft in Victor Hehn (1813—1890) ihren klassischen Darsteller gefunden. (Italienische Ansichten und Streiflichter 1867; 4. Auflage 1892.)

Capri haben Reisende vor dem 19. Jahrhundert (wie bemerkt) äußerst selten betreten. Wenn ein deutscher Sekretär Kaiser Maximilians, ein humanistisch gebildeter Mann, der sich in die Certosa von Neapel zurückgezogen hatte, die Insel als Aufenthaltsort für seine letzten Jahre wählte[2]), so tat er es wohl, um sein Leben in völliger Weltabgeschiedenheit zu beschließen. Diejenigen, die sich wie Addison zum Besuch Capris durch den Wunsch bestimmen ließen, den Spuren des Tiberius nachzugehn, sind schwerlich jemals zahlreich gewesen. Das Naturgefühl früherer Jahrhunderte wurde von der wilden, nackt und schroff aufragenden Felseninsel nicht angezogen. Zu den ersten, die ihrem eigenartigen Reiz ein volles Verständnis entgegenbrachten, mag Schinkel gehört haben, der sich 1804 über ihre Naturschönheit ebenso enthusiastisch geäußert hat, wie über die Unverdorbenheit ihrer Bewohner, die die Fremden verabscheuten[3]). In Menge kamen diese erst, seit die blaue Grotte in Europa bekannt geworden

---

1) Er hat ein Heft mit radierten Ansichten von Landschaften des Sabinergebirges herausgegeben.

2) Gothein, Kulturentwicklung von Süditalien. S. 392f.

3) Aus Schinkels Nachlaß (1862—64) I, 86 f.

war. „Erwähnt wird sie schon in Capaccios Geschichte von Neapel 1607. Er schildert den Eingang als dunkel, die Grotte im Innern aber sich buchtenartig erweiternd, voll von Licht und durch das von oben herabträufelnde Wasser sehr schön gefärbt. Eine bessere Erklärung gab Antonio Parrino in seiner sonst unbedeutenden Beschreibung des Golfs von Neapel 1729. Nach ihm wird die Grotte ein Jahrhundert lang nicht erwähnt — wahrscheinlich weil alle die Mühe des Eindringens scheuten — denn vor noch nicht gar langen Jahren konnte man nur schwimmend oder in Mulden, Kübeln, Fässern sitzend hineingelangen"[1]). August Kopisch, dem man die Wiederentdeckung der Grotte (1826) verdankt, hat davon eine Beschreibung gegeben[2]), die es wohl verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. Die Veranlassung dazu gab der Notar Don Giuseppe Pagano, der damalige Besitzer des allbekannten, jetzt (1875) seinem Sohne gehörigen dortigen Gasthofes. Er glaubte, daß gewisse oberhalb der Grotte befindliche Ruinen von einem der Paläste Tibers herrührten, von welchen ein geheimer Gang wahrscheinlich in die Grotte münden würde. Die Schiffer hielten sich

---

1) R. Schöner, Capri, XI. Beilage zur Münchener allgemeinen Zeitung 10. Februar 1886. Schöner glaubt nach mancherlei Anzeichen, daß der Nordrand der Insel mit der blauen Grotte zur Zeit des Tiberius um etwa 6 Meter höher aus dem Meer emporstieg als heute, die Grotte daher keine ungewöhnliche Beleuchtung hatte, im Laufe der folgenden Jahrhunderte sich fast um 11 Meter senkte, und in der neuern Zeit sich wieder um fast 5 Meter gehoben hat.

2) Italia. Herausgegeben von A. Reumont, Berlin, 1838. S. 155.

von ihr fern, weil darin der Teufel mit vielen bösen Geistern wohnen sollte, doch hieß es, daß vor 200 Jahren zwei Geistliche hineingedrungen seien. Nach ihrer Aussage sollte die Grotte inwendig aussehen wie ein sehr großer Tempel mit einem Hochaltar, rings umher aber alles voll von Götzenbildern, und das Wasser immer so wunderlich beschaffen sein, daß die Angst, darin zu schwimmen, ganz unbeschreiblich sei. Ein Bruder des Notars, Kanonikus, warnte aufs dringendste vor dem Besuch dieses verrufenen Ortes, über den die schaurigsten Sagen auf der Insel umgingen. „Zuweilen erblicke man Feuer darin, zuweilen sähen Tiere wie Krokodile daraus hervor. Der Eingang verändere sich täglich sieben Mal, und sei bald weiter, bald enger. Bei Nacht sängen die Sirenen darin, und inwendig sei alles voll von Totengebeinen. Dann und wann schreie es darin, wie kleine Kinder. Stöhnen und Ächzen sei das allergewöhnlichste, was man da vernähme; auch sei es gar nichts seltenes, daß junge Fischer in jener Gegend verschwänden.“ Ein Fischer, der dort unwissentlich mit der Harpune einen Meermann verwundet hatte, der ihm in Gestalt eines großen Fisches erschienen war, sollte auf schreckliche Weise verdorrt sein, und seine Leiche ausgesehen haben, wie eine getrocknete Wurzel beim Apotheker. Als trotz alledem die Fahrt unternommen wurde, las der Kanonikus eine Messe für die Beteiligten, der das ganze Haus Pagano inbrünstig betend beiwohnte. Als man in der Nähe der Grotte ankam, war der Mut des Don Giuseppe erheblich gesunken. Der Barkenführer drang zuerst hinein, in einer Kufe schwimmend und eine andere Kufe mit einem Pechfeuer vor sich herstoßend. Dann folgte Kopisch schwimmend, und groß war sein

Schreck, als er das Wasser unter sich sah „gleich blauen Flammen entzündeten Weingeist's". Er glaubte im ersten Augenblick an eine vulkanische Erscheinung, und erst bei späteren Besuchen wurde ihm die Ursache der wunderbaren Färbung klar. Seinen Vorschlag, die Grotte Grotta azurra zu nennen, wollte Don Giuseppe anfangs nicht annehmen; azurra sei kein gutes Italienisch und auf Capri verstehe es niemand; doch ließ er sich bedeuten, daß die Fremden es verstehen würden.

Im Jahre 1875 lebte noch ein Teilnehmer an jener Entdeckungsfahrt, der damals zwölfjährige Sohn Don Giuseppe's, jetzt (1875) ein rüstiger Sechziger, Don Michele Pagano. Manche Leser dieser Blätter werden in seinem kleinen, aber überaus behaglichen und herrlich gelegenen Hause gewohnt haben, in dessen Garten die in allen deutschen Ateliers bekannte prachtvolle Palme steht. Die deutschen Künstler, deren Lieblingsquartier das Häuschen geblieben ist, haben das Holzwerk der Zimmer reich mit Bildern geschmückt, und auf dem Piano des Salons findet man Schuberts Lieder und Beethovens Sonaten.

Seit jener Entdeckung gilt nun der Besuch von Capri oder wenigstens der blauen Grotte auch flüchtigen Touristen als unerläßlich; und infolge dessen ist Ischia, das früher eine weit größere Anziehungskraft übte und dessen Besuch in den ersten Jahren nach 1826 noch mit dem von Capri verbunden wurde [1]), in eine Art von Vergessenheit geraten. Obwohl Capri (1875) erst seit kurzem durch eine von und nach Sorrent gehende Postbarke eine regel-

---

1) Vgl. z. B. Reisebriefe von F. Mendelssohn-Bartholdy aus den Jahren 1830—32. S. 149.

mäßige (aber keineswegs bequeme) Verbindung mit dem Festlande hat, während zwischen Ischia und Neapel täglich ein Dampfboot geht, wird man doch unter hundert Reisenden, die auf Capri gewesen sind, kaum einen finden, der Ischia gesehn hat. So sehr herrscht auch in diesen Dingen die Mode. Denn der nordöstliche Teil von Ischia, wo unter den schroff und gewaltig aufsteigenden Höhen des eine unvergleichliche Aussicht gewährenden Epomeo sich Abhänge und Ebenen von wahrhaft paradiesischer Fruchtbarkeit ausbreiten und zahllose freundliche, hellfarbige Häuschen einzeln und gruppenweise aus dem üppigen Grün der Feigenbäume und Reben hervorschauen, deren Altane und platte Dächer die entzückendsten Blicke auf den Golf und die Küsten bieten — dieser Teil der Insel gehört gewiß zu den reizvollsten Gegenden des italienischen Südens. Von der zauberischen Abgeschiedenheit Ischias, von dem harmlosen Frohsinn und der kindlichen Zutraulichkeit seiner Bewohner hat der nachherige Staatsrat G. H. L. Nicolovius († 1833), der auf der Insel 1791 mit dem Grafen Stolberg mehrere Wochen zugebracht hatte, eine überaus anziehende Beschreibung gegeben, die in jener Zeit gerechte Aufmerksamkeit erregte und auch ins Französische übersetzt wurde[1]). Wie sehr Ischia damals in Deutschland die Phantasie der Gebildeten beschäftigte, sieht man daraus, daß Jean Paul eine Hauptszene seines Titan (1800 ff.) dahin verlegt hat: ein heutiger Dichter hätte sie ohne Zweifel auf dem jetzt so viel be-

1) Sie erschien in dem Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden 1796, und ist wieder abgedruckt in der Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius von A. Nicolovius (1841), S. 39—46.

kannteren Capri spielen lassen. Ebenso wenig würde übrigens ein Dichter, der seine Erzählung in einer durch landschaftliche Schönheit berühmten Gegend Oberitaliens beginnen lassen wollte, gegenwärtig, wie Jean Paul, Isola bella wählen. Die Bewunderung der (1671 entstandenen) Anlagen der Borromeischen Inseln hat sich sehr vermindert, seit sich das Naturgefühl von der künstlichen Gestaltung der Landschaft mehr und mehr abgewandt hat. Vor hundert Jahren wurden sie über alles gepriesen; Gibbon, der in dem kurzen Bericht über seine Reise in Italien (1764/65) nur von den Städten spricht, macht eine Ausnahme mit diesem „bezauberten Schlosse, einem Werke der Feen, in der Mitte eines Sees von Gebirgen umgeben, und dem Zugange der Menschen weit entrückt". In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts dürfte übrigens der Titan noch die Richtung der italienischen Reisen unsrer Landsleute nicht selten bestimmt haben[1]).

Auch das Interesse an dem Volksleben Italiens wurde den Touristen im ersten Drittel dieses Jahrhunderts vielfach durch malerische Auffassung vermittelt. Man denke an die Bilder von Leopold Robert († 1835), deren schön posierende Figuren sich freilich zu den lebenswahren Gestalten Späterer etwa so verhalten, wie Lamartines Graziella zu Marc Monniers Donna Grazia. Die bunten und lebensvollen Szenen galten zunächst als erwünschte Staffage zu einer herrlichen Natur, und nur bei wenigen Besuchern Italiens gesellte sich bereits zu dem ästhetischen Interesse menschliche Teilnahme. Den reinsten Ausdruck

---

1) Vgl. z. B. Fr. H. v. d. Hagen, Briefe in die Heimat. I, 247.

fand die Richtung auf ausschließlich ästhetischen Genuß Italiens durch Wilhelm v. Humboldt (preußischer Gesandter in Rom 1803—1808). Bekannt ist sein Wunsch, daß die Campagna nicht angebaut und Rom selbst nicht in eine polizierte Stadt verwandelt werden möchte, in der kein Mensch mehr Messer trüge. „Denn (so schreibt er an Goethe), nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie, um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr ist als dies ganze Geschlecht".

Der erste deutsche Reisende, dem die Kunst und das Altertum in Italien Nebensache, und dessen Hauptzweck war, Land und Leute kennen zu lernen, ist Seume[1] (1802). In dem ohnehin unglücklichen, nun von Aufruhr, Krieg und Plünderung völlig erschöpften Lande fand er überall namenloses Elend. Im Dom zu Mailand sagte ihm ein Italiener vor der Statue des geschundenen heiligen Bartholomäus von Marco Agrate: „Das sind wir, die Augen hat man uns gelassen, damit wir unser Elend sehen können". Seine Empörung über die heillosen Zustände des Landes hinderte ihn nicht, der Nation volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: „Der Italiener ist ein edler, herrlicher Mensch, aber seine Regenten sind Mönche oder Mönchsknechte, die meisten sind Väter ohne Kinder; das ist Erklärung genug. Überdies ist es der Sitz der Vergebung der Sünde". Ähnliche Äußerungen findet man in dem Tagebuch einer Reise durch einen Teil Deutschlands und Italiens in den Jahren 1804 und 1806 von Elise von der Recke[2]). Die Verfasserin ist

1) Spaziergang nach Syrakus.
2) 4 Bände, herausgegeben 1815—17 von Böttiger.

frei von Sentimentalität, die man vielleicht bei der Freundin Tiedges (ihres Reisebegleiters) erwartet. Auch sie zeigt, außer der traditionellen Begeisterung für Italiens Natur, Kunst und Altertum, einen warmen Anteil an den sittlichen, religiösen und politischen Zuständen Italiens. Auch sie nimmt wie Seume den italienischen Nationalcharakter lebhaft in Schutz und erklärt die Entartung des Volks aus seiner Lage.

Doch in der Zeit der Romantik wurde das Interesse an der trostlosen Gegenwart Italiens, das die weihevolle Vertiefung in die Vergangenheit, Kunst und Natur dieses Zaubergartens der Poesie nur gestört haben würde, wieder in den Hintergrund gedrängt. Bücher, wie Fr. H. v. d. Hagens „Briefe in die Heimat"[1]) (um hier nur das vor 50 Jahren am meisten gelesene zu nennen), und zahlreiche andere liefern dafür den Beweis. Die Einflüsse der Romantik zeigen sich auch in der damals hergebrachten andächtigen Schwärmerei für die Ostermusik in der päpstlichen Kapelle[2]). Zwar hörten die nationalen Eigentümlichkeiten nicht auf, das Interesse der Reisenden zu erregen, und fanden dann meist (wie in der noch immer sehr lesenswerten Reise durch Italien und Sizilien von Kephalides, 1818, 2 Bände) eine wohlwollende Beurteilung. Aber den politischen und sonstigen Zuständen des Volks wandte sich die Aufmerksamkeit erst nach der Julirevolution zu, und erst seit dieser Zeit beginnen Mitteilungen und Betrachtungen über dieselben allmählich in den Reise-

1) Fr. H. v. d. Hagen, Briefe in die Heimat aus Deutschland, der Schweiz und Italien. 4 Bde. 1818—1821.

2) Vgl. oben S. 29.

beschreibungen stehend zu werden. Es genügt hier, an Stahrs „Ein Jahr in Italien“ (1847 ff.) zu erinnern.

Je besser man nun in Deutschland die so reich und hoch begabte, so überaus liebenswürdige, und trotz vielhundertjährigen Schmachtens in namenlosem Elend nicht herabgekommene Nation kennen und verstehen lernte, desto wärmer wurden auch die Sympathien für sie. Das früher häufige, meist auf krasser Unwissenheit beruhende schnöde Aburteilen deutscher Reisender über die Italiener hat so gut wie ganz aufgehört. Ein Buch, wie Gustav Nicolais berüchtigtes „Italien wie es wirklich ist“ [1]), würde heute kaum möglich sein. Man begreift überhaupt schwer, wie ein Buch eine zweite Auflage erleben konnte, bei dessen Lesung man im Zweifel bleibt, ob man die Borniertheit, Ignoranz und geistige Stumpfheit des Verfassers oder seine naive Dünkelhaftigkeit mehr anstaunen soll. Gaudy (1800—1840), der Italien 1838/39 bereiste, hat Nicolai in seinem Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen in witziger Weise verspottet. Er läßt den Italienern volle Gerechtigkeit widerfahren („wahrlich in diesem Volke ist ein Kern wie nur in wenigen“) und weist auch das Vorurteil von ihrer Trägheit zurück. Gegenwärtig dürfte sogar die Begeisterung für das italienische Volk in Gefahr sein, über das Ziel hinauszuschießen. Gern stimmen wir der warmen Schutzrede Viktor Hehns „Pro populo Italico“ in seinem klassischen Buche [2]) zu, insofern er die vielen

1) Italien wie es wirklich ist. Bericht über eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden, als Warnungsstimme für Alle, welche sich dahin sehnen. Von Gustav Nicolai, Kgl. Preuß. Divisionsauditeur. 2. Auflage. 1835.

2) Oben S. 482.

guten Seiten des italienischen Nationalcharakters hervorhebt und eine nachsichtige oder doch gerechte Beurteilung seiner Schattenseiten verlangt. Aber bedauern müssen wir, daß ihn seine Vorliebe für Italien gegen Deutschland in hohem Grade ungerecht macht.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so war Italien im 16. Jahrhundert das Ziel der Reisenden als der klassische Boden voll ehrwürdiger Erinnerungen, als ein Land der höchsten Kultur und als Sitz des weltbeherrschenden Papsttums. Im 17. kam das Interesse für seine zahlreichen Merkwürdigkeiten auf allen Gebieten der Natur und Kunst hinzu. Seit dem 18. suchte man dort vor allem Kunstanschauungen, seit dem 19. bestimmt auch der Wunsch, die Schönheiten seiner Natur zu genießen und das Leben des Volkes kennen zu lernen, die Richtungen der Reisen. Im ganzen hat also im Laufe der letzten drei Jahrhunderte eine fortwährende Erweiterung und Vermannigfachung der Ziele und Zwecke wie der Eindrücke der Besucher Italiens stattgefunden. Doch haben die letzteren auch Einbußen erlitten.

Manches, was früher hoch bewundert wurde, findet jetzt keine Beachtung mehr oder wird gering geschätzt, anderes ist verschwunden. Nicht wenige Kunstwerke sind zugrunde gegangen oder bis zur Unkenntlichkeit entstellt; man denke z. B. an das Abendmahl Lionardos, an die Kuppelfresken Correggios in Parma, von denen man nur noch aus den Aquarellen oder Stichen Toschis eine Vorstellung gewinnen kann. Eine Menge bedeutender Antiken ist in den Besitz transalpinischer Sammlungen übergegangen:

so sind die Chigischen nach Dresden, die Borghesischen nach Paris, die Medusa Rondanini und der Barberinische Faun nach München gekommen u. s. w. Im Jahre 1746 wurden hundert Bilder der Galerie von Modena für 100000 Zechinen (etwa 300000 Taler) nach Dresden verkauft, darunter die beiden großen Veronese, der Cristo della Moneta, die sechs Correggios einschließlich der Nacht und der Magdalena u. a.; 1753 wurde Rafaels Madonna vom Hochaltar der schwarzen Mönche zu St. Sisto in Piacenza (daher die Sistinische genannt) für 40000 Scudi erworben.

Auf dem Gebiete der alten Kunst sind jene Verluste allerdings durch Entdeckungen aller Art mehr als ersetzt. Herculanum wurde 1711, Pompeji 1748 entdeckt, und durch die letztere Entdeckung nicht nur unschätzbare Einblicke in das Leben einer römischen Stadt, sondern auch in die Zustände der Kunst des ersten Jahrhunderts, namentlich die Malerei und Bronzeskulptur, gewonnen. Und so haben fort und fort neue Entdeckungen überraschende Anschauungen der schon im Altertum in Italien gleichsam schichtenartig übereinander gelagerten Kulturen gewährt: von den vorhistorischen Zeiten, denen die kyklopischen Mauern, bis zu den christlichen, denen die Katakomben und ältesten Basiliken angehören. Auch die Ruinen von Päfstum, die einzigen Überbleibsel einer griechischen Stadt auf dem Festlande Italiens, sind erst 1755 von einem jungen neapolitanischen Maler entdeckt worden[1]). Winckelmann glaubte der erste Deutsche zu sein, der sie gesehen habe. Durch diese Entdeckung haben unsre Anschauungen eine der wert-

1) Lalande Voyage d'un Français en Italie. VII, 215 ff.

vollsten Bereicherungen erhalten. Die weite, öde, mit Gestrüpp, Thymian und Acanthus bewachsene Ebene, in der kein Laut sich vernehmen läßt, als das Geschwirr der Grillen und das Rascheln der Eidechsen, auf der einen Seite im weiten Kreise von einer herrlichen Gebirgskette mit warm beleuchteten Gipfeln umgeben, auf der andern von dem tiefen Indigoblau des Golfs begrenzt — und in dieser großartig einsamen Landschaft die ehrwürdigen altdorischen Bauten, deren Traventinblöcke und -Säulen eine tiefe Goldfarbe angenommen haben: alles dies vereinigt sich dort zu einem in seiner Art einzigen Eindruck.

Die mannigfaltigen Wandlungen und Umgestaltungen, die der Kunstgeschmack im Laufe der Jahrhunderte erfahren, und die wiederholt Bewunderung in Gleichgiltigkeit oder Abneigung verwandelt und umgekehrt, haben auch bewirkt, daß dieselben Bauwerke, Skulpturen und Bilder in Italien abwechselnd große und geringe Anziehungskraft geübt haben. Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts verschmähte man die Kunst der Renaissance. Der Palast Giraud in Rom, eine der edelsten Schöpfungen Bramantes, galt für platt und gemein; dagegen vor hundert Jahren die Kirche St. Ignazio für die schönste Roms, und das Portal am Palast Sciarra am Korso für das achte Weltwunder, das man neben dem Vatikan und den Obelisken nannte[1]). Die gotische Architektur wurde bekanntlich noch im 18. Jahrhundert als barbarische Verirrung betrachtet. Von dem Mailänder Dom sagt Volkmann: „Inwendig ist die Kirche ganz im gotischen Geschmack, wie die Kathedralkirchen in Paris, Straßburg, Pavia und

1) Hübner a. a O. I. 99.

anderen Städten. Diesen Gebäuden fehlt das gefällige und zugleich feste Ansehn, sie verdienen nur wegen ihrer Größe, wegen der weiten Bogen, der dreisten Baukunst, der Verhältnisse einiger besonderer Teile und des erstaunlichen Fleißes in den Zieraten die Aufmerksamkeit der Kenner."

Es ist bekannt, wie Goethe in Italien den letzten Rest nordischen Kunstgefühls abstreifte, wie er sich förmlich von der einst hochgepriesenen gotischen Architektur lossagte. In Assisi entzückte ihn die Vorhalle eines antiken Tempels (S. Maria della Minerva); „den tristen Dom" und das Franziskanerkloster würdigte er keines Blicks. Wir verstehen es, wenn er Palladio, wenn er die Bologneser Maler höher stellt, als es gegenwärtig geschieht; wenn er aber sich freut, Carl Maratti, einen der schalsten Manieristen, „schätzen und lieben" zu lernen, so sind wir doch befremdet von diesem Abstand zwischen der damaligen und heutigen Art zu sehn. Das größte Ärgernis erregten die Kunsturteile in seiner italienischen Reise in der Zeit der Romantik und des Präraфaelitismus, wo, wie Niebuhr sagt, der herrschende gesundere Sinn ihm das Kunstverständnis überhaupt absprach.

Ist nun auch seit jener Zeit an die Stelle der unbedingten Verurteilung der Kunst des 17. Jahrhunderts eine objektivere Würdigung getreten, die sich bemüht, den relativen Vorzügen derselben gerecht werden, so bleibt doch die Zahl der Werke sehr groß, die vor hundert Jahren andächtig bewundert wurden, dagegen heute nur eine kühle Anerkennung finden oder nur einer flüchtigen Betrachtung wert gehalten werden, und umgekehrt. Wurden doch die Engel Berninis auf der Engelsbrücke in Rom noch gegen

Ende des vorigen Jahrhunderts von Künstlern studiert, die man heute kaum aus einem andern Grunde ansieht, als um sich zu überzeugen, wie weit die Unnatur und Affektation getrieben werden konnte. Volkmann stellt den Plafond des Annibal Carracci im Palast Farnese in Rom neben die Fresken Rafaels, welche „weder so schön koloriert und erhalten sind, noch so angenehme Gegenstände vorstellen"; dagegen den liebenswürdigsten Künstler des 15. Jahrhunderts, Benozzo Gozzoli, kennt er nicht einmal dem Namen nach. Er spricht ausführlich von den älteren Fresken des Camposanto zu Pisa, die seine Aufmerksamkeit durch die Seltsamkeit der Gegenstände erregten: die Reihe von herrlichen Szenen aus dem alten Testament von Benozzo erwähnt er nur ganz flüchtig und nennt den Maler (wie Lalande) Benelzo. Ebenso war Fiesole damals völlig unbekannt, und überhaupt fanden nur wenige Künstler des 15. Jahrhunderts als Vorläufer der großen Meister Beachtung, am meisten Masaccio. Wie infolge dieser Veränderungen des Geschmacks auch die Ziele derer, die in Italien in erster Linie Kunstanschauungen suchen, vielfach andre geworden sind, bedarf keiner Ausführung.

Schließlich ist hier noch zu erwähnen, daß die Eisenbahnen in Italien ähnliche Einflüsse auf die Reisen geübt haben, wie überall. An Orten, die bei der frühern viel langsamern Beförderung Haltpunkte waren, eilt man jetzt vorüber; Orte, die die Bahnen nicht berühren, werden nur von wenigen besucht, wenn sie es auch noch so sehr verdienen. So z. B. Terracina, über welches die alte Fahrstraße von Rom nach Neapel führte, und dessen Schönheit die Reisenden umsomehr entzückte, da sie hier

zuerst den Eindruck der südlichen Vegetation empfingen. Aber diese Einbußen werden mehr als ersetzt, da man nun zu ferneren, früher nur selten erreichbaren Zielen gelangt. Erst die Eisenbahn von Neapel nach Salerno hat für die große Mehrzahl der Reisenden die an Naturschönheiten überaus reichen Gegenden zwischen La Cava und Salerno einerseits und Amalfi andrerseits erschlossen. Das Gebirge tritt hier in einer großartigen Kette, die nicht mit Unrecht den Namen der Alpen des italienischen Südens führt, hart an das herrliche tiefblaue Meer, und die Vegetation, die Täler und Abhänge bekleidet, ist von einer Pracht, Fülle und Mannigfaltigkeit, von der man auch in der Umgegend von Neapel noch keinen vollen Begriff erhält; im Vergleich mit dieser Natur macht die römische Landschaft geradezu den Eindruck nordischer Einförmigkeit und Dürftigkeit. Vielleicht ist der Blick von jener Höhe von Ravello oberhalb Amalfis, wo die Ruine eines Sarazenenschlosses steht, in landschaftlicher Beziehung der reichste und schönste, den das Festland Italiens überhaupt bietet.

Durch die Vollendung der längs den Küsten des tyrrhenischen, jonischen und adriatischen Meers geführten, und eines Teils der die Küsten mit dem Innern verbindenden Schienenwege sind nun wieder in den letzten Jahrzehnten weite, früher schwer zugängliche Gebiete erschlossen worden, wie die Abruzzen, vor allen Calabrien und Apulien. Noch vor einigen Jahren, schrieb 1875 Ferdinand Gregorovius (1821—91), war eine Reise nach Tarent ein so schwieriges Unternehmen, daß nur wenige Aus-

länder, Gelehrte und Altertumsforscher, diese berühmte Stadt gesehn haben. Große Städte, wie Andria, die Lieblingsstadt Kaiser Friedrichs II. (mit 35000 Einwohnern) hatten noch kein Gasthaus, oder doch wie Trani (mit 25000 Einwohnern) keins, in dem der Aufenthalt erträglich war, und der Reisende fand sich wie im Mittelalter auf die Gastfreundschaft der Bürger angewiesen. Die Reisen, die der Geschichtsschreiber der Stadt Rom im Mittelalter in den Jahren 1874/75 in Apulien machte und im 5. Bande seiner „Wanderjahre in Italien" beschrieben hat, waren in gewissem Sinne Entdeckungsreisen. Schon die Titel der Abschnitte der „Apulischen Landschaften" zeigen es: wie Lucera, Manfredonia, Andria, Castel del Monte, Lecce — lauter in ältern Reisebeschreibungen selten oder nie genannte Namen. Gewiß wird die Zahl derer je länger je mehr zunehmen, die, wie Gregorovius, in Süditalien den Spuren der Langobarden, Normannen und Hohenstaufen nachgehn, die Sitten und Zustände der dortigen weltabgeschiedenen Bevölkerungen kennen lernen, vor allem die großartigen Naturszenen jener wilden und einsamen Küsten- und Gebirgslandschaften aufsuchen werden, in denen ohne Zweifel noch manche interessante Punkte der Entdeckung harren. Und so werden die Ziele der Reisenden in Italien im zwanzigsten Jahrhundert wieder weitere sein als im neunzehnten.

XIII.

Aus Italien[1].

1. Italien vor 1860. — 2. Agrarische Zustände des Festlandes. — 3. Neapel (Die Armut. Das Lotto. Die Camorra). — 4. Sizilien (Agrarische Zustände. Die Mafia und das Brigantentum. Der Schwefelbau). — 5. Sardinien.

---

1. Italien vor 1860.

Der gegenwärtige Zustand Italiens erfüllt alle italienischen Patrioten, sowie alle Freunde der edeln, so hoch und reich begabten Nation mit ernster Besorgnis. Wohin auch der Blick sich richtet, „untröstlich ist es allerwärts". Der Norden ist aufs tiefste von politischen Leidenschaften durchwühlt, der Süden bis ins innerste Mark von Korruption angefressen, und überdies in der Kultur so rückständig, daß der Zweifel, ob seine Annexion nicht zu früh erfolgt sei, mindestens erklärlich erscheint. Das Elend des nach Millionen zählenden ländlichen Proletariats, das jahraus jahrein so viele Tausende aus der Heimat treibt, würde bei einer weniger an die geringsten Lebensansprüche

---

1) Beilage der „Münchener Allgemeinen Zeitung": 1902 Nr. 169, 170, 176, 216, 135; 1903 Nr. 20, 32, 36, 42 (hier sehr erweitert).

gewöhnten und weniger geduldigen und resignierten Bevölkerung schon längst zu Massenausbrüchen der Verzweiflung geführt haben. Der bis zur Unerträglichkeit gesteigerte Steuerdruck lastet durch die Verteuerung der notwendigsten Lebensbedürfnisse auf den Armen am schwersten: es ist „eine progressive Einkommensteuer in umgekehrter Richtung", je ärmer man ist, desto mehr hat man zu zahlen[1]). Das Vertrauen auf die Justiz, der man vorwirft, nur die Schwachen und Geringen zu strafen, die Mächtigen zu schonen, ist tief erschüttert. Die von der Nation selbst eingesetzte Regierung hat keine Partei für sich, und ihre Abhängigkeit von der Parlamentsmehrheit nötigt sie fort und fort zu unwürdigen Zugeständnissen, durch die sie an der Fortdauer von Schäden und Mißbräuchen jeder Art mitschuldig wird. Aber auch gegen die Nation selbst werden aus ihrer eigenen Mitte schwere Anklagen erhoben, wird sie des Mangels an Achtung vor dem Gesetze, an Pflichtgefühl, und ihre besitzenden Klassen eines ebenso blinden als herzlosen Egoismus gegenüber den Nichtbesitzenden bezichtigt. Es sind nicht bloß Schwarzseher, denen Italien auf einer schiefen Ebene einem Abgrunde zuzugleiten scheint, und die nur von einer starken Hand seine Rettung erwarten zu dürfen glauben[2]).

Doch nichts wäre ungerechter, als für die schweren Übel, an denen das Land krankt, das neue Königreich und die lebende Generation allein verantwortlich zu machen.

---

1) P. Villari, Nuovi Problemi. Nuova Antologia. 16. Novembre 1899 p. 260.

2) Vidari, La presente vita Italiana politica e sociale (1899) p. 259.

Italien ist am schwersten durch die Erbschaft seiner Vergangenheit belastet. Wol niemals ist an einem Volke so schwer gesündigt worden. Die demoralisierenden Einflüsse der Mißregierungen, die im größten Teil des Landes so lange bestanden haben, kann man kaum hoch genug veranschlagen. Die Schäden, die sich im Laufe von Jahrhunderten tief eingefressen haben, können, auch unter dem Zusammenwirken der günstigsten Bedingungen, nicht innerhalb eines kurzen Zeitraumes ausgetilgt werden.

In einer von den Mächten 1821 den italienischen Höfen überreichten Denkschrift wurde den sämtlichen Regierungen der Halbinsel vorgehalten, daß sie auch die geringsten an die Staatsordnung zu stellenden Forderungen unerfüllt ließen. „Die Autorität ist in den italienischen Staaten nur allzu häufig zugleich unterdrückend und schwach, unterdrückend im einzelnen, schwach im allgemeinen. Die Justiz ist langsam, zuweilen ungleich, willkürlich und selbst feil. Die Verwaltung hat oft weder Ordnung, noch Prinzip, sie ist sowohl habsüchtig als verschwenderisch, sie versteht nicht das Privateigentum heranzuziehen, wo es möglich und nötig wäre. Es fehlt an der notwendigen Sicherheit, die Erziehung wird vernachlässigt, die scheinbare Güte der Regierung ist Schwäche oder Apathie“ [1]).

Seit den Aufständen in Neapel 1820 und Piemont 1821 war es die Angst vor der Revolution und das Bestreben, ihr entgegenzuarbeiten, was fast allen italienischen Regierungen für ihr Verhalten gegen ihre Untertanen so

---

1) Ranke, Histor. polit. Ztschr. I (1832), Rom 1815—1823, S. 756.

gut wie ausschließlich Norm und Richtung gab. Erstickung jeder geistigen Regung und konsequente und systematische Einschüchterung durch brutalen Terrorismus galten als die erprobtesten Mittel zur Sicherung von Thron und Altar. Man regierte mit Priestern, Spionen, Sbirren und dem Henker, in der Gewißheit, etwaigen Verzweiflungsausbrüchen mit der stets bereiten Hilfe Österreichs Trotz bieten zu können. Geheimbünde, Verschwörungen und Aufstandsversuche gehörten zu den permanenten Begleiterscheinungen dieser Zustände, und neben den wirklichen Verschwörungen gab es vielleicht ebensoviel oder noch mehr fingierte oder von der Polizei in Szene gesetzte.

In einer 1829 von Chateaubriand als französischen Gesandten in Rom an den Minister des Auswärtigen Grafen Portalis gerichteten Schreiben heißt es[1]: „Man verwechselt mit sogenannten Verschwörungen, was nur der Ausdruck des Unbehagens, das Ergebnis des Jahrhunderts, der Kampf zwischen der alten und neuen Gesellschaft, der Krieg verfallender alter Institutionen gegen die Energie junger Geschlechter ist: der Vergleich mit einem Wort, den Jedermann zwischen dem was ist und jenem was sein könnte, anstellt. — — — Das gleichzeitige Bestehen von repräsentativen und absoluten Regierungen ist auf die Dauer unmöglich, die einen oder die andern müssen zu Grunde gehn, und wie einst im Mittelalter die Gleichförmigkeit der Politik wieder hergestellt werden. Die Zollschranken einer Grenze sind häufig nicht mehr imstande, Freiheit und Sklaverei von einander zu scheiden; das Rinnsal eines Flüßchens genügt nicht, um die Tatsache zu rechtfertigen,

1) Lady Blennerhasset, Chateaubriand (1903) S. 112.

daß auf dem einen Ufer ein Mensch der dort eingeführten Grundsätze wegen gehängt wird, während er auf dem andern Ufer kraft entgegengesetzter Anschauungen unbehelligt bleibt. Nur in diesem Sinne kann in Italien von Verschwörungen die Rede sein, nur in diesem Sinne ist es französisch. Von dem Tage an, an dem Italien in den Besitz der von ihm ersehnten Rechte und des von seiner geistigen Entwicklung bedingten Fortschritts getreten ist, wird es beruhigt und nur noch italienisch sein. Einige arme Teufel von Carbonari, durch die Polizei zu Verschwörungen verleitet und dann unbarmherzig aufgeknüpft, sind nicht die Macht, die dieses Land mit sich fortreißen kann. Das Bild, das man von ihm entwirft, ist falsch, und es verwirrt die Anschauungen der Regierungen durch die Vorstellung, allgemeine unaufhaltsame Ursachen ließen sich durch das Getriebe einer Handvoll Jakobiner erklären.

Überdies ist jeder einzelne seiner Staaten neben der allgemeinen Bewegung der Geister von einem besondern Übel geplagt. Piemont ist einer fanatischen Partei ausgeliefert. Das Mailändische knechten die Österreicher. Die päpstlichen Staaten ruiniert eine schlechte Finanzwirtschaft; die Steuern belaufen sich auf nahezu 50 Millionen und lassen dem Besitzer kaum ein Prozent seines Einkommens; die Zölle tragen fast nichts und die Kontrebande ist allgemein. Der Herzog von Modena hat in seinem Lande (der Freistätte aller alten Mißbräuche) eine Niederlage verbotener Waren errichtet, die nachts ins Bolognesische geschmuggelt werden. In Neapel wird die Schwäche der Regierung nur durch die Feigheit der Bevölkerung gerettet. Das Fehlen militärischer Eigenschaften wird Italiens Todeskampf verlängern. Es gelang Bonaparte

nicht, sie im Lande des Cäsar und Marius aufzuwecken. ... Die territorialen Einteilungen vermehren die Schwierigkeit der innern Bewegungen. Käme jedoch ein Antrieb von außen oder bewilligte über die Alpen wieder einer der Fürsten seinen Untertanen eine Charte, so würde die Revolution ausbrechen, weil alles für eine solche reif ist." ...

Der milde Absolutismus in Toscana erschien im Vergleich mit der brutalen Gewaltherrschaft in den übrigen Staaten als liberal. Zu den am schwersten gedrückten gehörte Modena, das 45 Jahre lang die Tyrannei des durch Menschenverachtung und Grausamkeit ausgezeichneten Herzogs Franz IV. (1814—46) und des „weniger grausamen" Franz V. (1846—59) zu ertragen hatte. Beide standen ganz unter dem Einfluß der Jesuiten, beide hielten jede liberale Regung mit mitleidloser Härte nieder, beiden erlaubte die Gewißheit stets über österreichische Bajonette verfügen zu können, im Sinne des Oderint dum metuant zu regieren. In Parma war Karl III. (seit 1849) „das wahre Muster eines mittelalterlichen kleinen Tyrannen; ausschweifend, unwissend, gewalttätig und ruchlos; unter ihm wurde die Peitsche die oberste Staatseinrichtung, in vier Jahren erduldeten 300 Personen die Prügelstrafe". Als er 1854 auf offener Straße ermordet wurde, konnte der Mörder, den ganz Parma kannte, entfliehn[1]).

Doch allgemein galten die inneren Zustände des Kirchenstaats und des Königsreichs Neapel als die heillosesten. Über die Nichtswürdigkeit des Priesterregiments,

---

1) Pietro Orsi, Das moderne Italien, dtsch. v. F. Götz (1902) S. 63. 204—206.

meint Treitschke, sei 1831, als die Mächte in einer von Bunsen verfaßten Denkschrift dem Papst die notwendigsten Reformen empfahlen, jedermann einig gewesen[1]). Daß dennoch gerade damals der Kirchenstaat einen Verteidiger fand, ist minder auffallend, als daß Ranke ihn (in seinem Essay „Rom 1815—1823") ernst nehmen zu sollen geglaubt hat. Graf Tournon, dessen Etudes Statistiques sur Rome etc. 1831 erschienen, war 1810—1814 dort Präfekt gewesen. Niemand also, sagt Ranke, konnte die Verwaltung der Päpste besser überschauen, als er, und er war „weit entfernt, sie zu verwerfen, sondern fand sie in den meisten Stücken löblich und nachahmenswert". Wenn Ranke dann noch sagt: „Selbst die kommerzielle Lage des Landes weiß er nicht so geradezu zu verdammen", und „nicht einmal, daß der Unterricht vernachlässigt sei, gibt dieser Präfekt zu" —, so fragt man sich allerdings, ob er beim Niederschreiben dieser Sätze selbst ernst bleiben konnte. Freilich, er ist imstande gewesen, von den sogenannten Reformen Gregors XVI., „dessen nichtswürdige Regierung von allen seinen Untertanen verflucht wurde"[2]), mit Hochachtung zu sprechen, und sogar den Asylen eine gute Seite abzugewinnen: sie seien ein Mittel gewesen, dem Überhandnehmen des Banditentums zu steuern, indem sie einen Weg offen ließen, auch nach begangenem Verbrechen sich mit der Gesellschaft auszusöhnen. Man möchte glauben, hier einen mit der Apologie des päpstlichen Regiments beauftragten Monsignore zu hören.

Doch Ranke hat in seinem Essay nicht bloß einige

1) Deutsche Geschichte IV 68.
2) Treitschke, D. G. V 284 f.

Tatsachen mitgeteilt, aus denen sich für jeden Unbefangenen ergibt, daß in diesem Staat so gut wie alles faul war, sondern sich auch in unbewachten Momenten hinreißen lassen, die Sache beim rechten Namen zu nennen. „Was", ruft er aus, „ließ sich von einem Staate hoffen, in welchem es in einem so hohen Grade an der Moralität fehlte, welche allein die öffentlichen Dinge zusammenzuhalten vermag." Man hatte nämlich 1817 ein regelmäßig eingerichtetes Bureau von Verfälschungen entdeckt, mit einem Vorsteher an seiner Spitze. „Hier wurden Anweisungen auf die öffentlichen Kassen ausgefertigt, förmliche Gratifikationen und Pensionen erteilt. Die Dokumente waren mit täuschenden Unterschriften versehen und wurden honoriert. Man trieb dies lange, ohne entdeckt zu werden. Endlich wurde mit der Unterschrift des Papstes ein aufgehobenes Monopol hergestellt. Dies führte zur Entdeckung, aber diese brachte eine neue Verlegenheit. Die Unterschriften waren so gut nachgemacht, daß der Papst Bedenken trug, sie für falsch zu erklären. Er sagte nur soviel, die Breven, unter denen er sie finde, seien ihm niemals vorgelegt worden." Die Rechtspflege war „ein Spott der Gerechtigkeit". „Bis in die geringste Sache hing alles von Gunst und Persönlichkeiten ab. Leute, die es nicht leugneten, einen Diebstahl begangen zu haben, bei denen man das Gestohlene gefunden, wurden dennoch von den Gerichten freigelassen, weil sie mächtige Freunde hatten. Mit dem Rekurs an die Gnade des Papstes wurde großer Mißbrauch getrieben. Es gab Fälle, daß man acht gleichlautende Urteile für sich hatte, und doch niemals zu seinem Rechte gelangte." Mit den Banditen von Sonnino schloß Consalvi 1818 einen Vertrag. Sie „versprachen, sich auf

ein Jahr lang ins Gefängnis zu stellen. Der Staat versprach ihnen alsdann die erforderlichen Mittel zu geben, um ein friedliches Leben zu führen. Und so kamen die Assassini von Sonnino, drei Wagen voll, um ihr Jahr abzusitzen; Leute, welche viele Jahre dies Gewerbe getrieben; einer, der sich rühmte, 60 Menschen umgebracht zu haben." „Noch öfter empörte sich das räuberische Gebiet von Sonnino, man mußte noch öfter unterhandeln." Die eigentliche Verwaltung hat Ranke nur gestreift. Doch was er mitteilt, ist charakteristisch genug, um ihr ganzes Wesen zu kennzeichnen. „Man gab die Pflichten des Staates, sowie seine Rechte in Unternehmung; von der Art, wie dies geschah, werden uns kaum glaubliche Dinge erzählt." Die Beköstigung der Gefangenen, deren es 1820 11000 gab, wurde an Unternehmer für 15 Soldi des Tages für den Kopf übergeben. Es gab aber Pächter zweiter und dritter Hand, welche die Verpflegung um 10, um 8 Soldi übernahmen und doch noch Gewinn machten. So hatte der Staat eine übertriebene Ausgabe, das Geschäft ward auf das schlechteste verwaltet. Ein paar Unternehmer machten ungeheuern Gewinn. Die Verhafteten litten Hunger. Nicht viel besser war die Verpflegung der kleinen Armee, die einen unverhältnismäßigen Aufwand verursachte und niemals komplett war."

Die Zeit ging an diesem Staat spurlos vorüber. Im Jahre 1839 schrieb August Reichensperger in Rom in sein Tagebuch: „Das Unglück liegt darin, daß die hohen Stellen alle von Geistlichen verwaltet werden. Die Bettelklöster geben das Beispiel des Nichtstuns, die Arbeit kommt nicht zu Ehren, das Betteln ist keine Unehre. Alles Land gehört den Adeligen, deren Rentmeister die Bauern aus-

saugen. Der Papst ist zwar absolut, kennt aber die weltlichen Geschäfte nicht und kann unmöglich in die Routine einbrechen. Alles hängt zusammen, Waffen darf man bei Galeerenstrafe nicht tragen, und doch kann die Regierung die Straßen nicht sichern. Viele Anstalten zur Gratiserziehung der Jugend, aber sie läuft durch. Alles ruht auf Oesterreich. In Rom kompletter politischer Indifferentismus"[1]). Im Jahre 1841 nannte Gino Capponi gegen Döllinger die Regierung des Kirchenstaats die schlechteste in Italien[2]). Als der letztere 1861 sein Buch „Kirche und Kirchen, Papsttum und Kirchenstaat" herausgab, durfte er sich nicht bloß zu den treuesten Söhnen der Kirche zählen, sondern vermochte auch den Glauben festzuhalten, daß alle Schäden und Gebrechen des Kirchenstaats heilbar seien, seine Regierung „eine Musterregierung, ein Vorbild für alle anderen Staaten und Verwaltungen" sein könnte. Um so schwerer fällt sein Zeugnis ins Gewicht. Gerade aus seiner, sicherlich mit so viel Schonung als sein unbestechlicher Wahrheitssinn irgend zuließ, abgefaßten Darstellung ergibt sich, daß auch beim besten Willen der Päpste die Reform des Priesterregiments unmöglich war, nicht bloß, weil sie die Forderung der Übergabe der Regierung an die Laien niemals zuzugestehn, sondern auch, weil sie den passiven Widerstand nicht zu brechen vermochten, der aus einem durch alle Klassen verbreiteten Interesse an der Fortdauer der bestehenden Mißbräuche entsprang. Mochte auf dem päpstlichen Stuhl ein Eiferer wie Leo XII. sitzen, der die Inquisition und ein ausgedehntes Spioniersystem

1) L. Pastor, August Reichensperger, I 128.
2) Friedrich, Döllingers Leben, II 109.

zur Bewachung der Beamten und der Volksmoral ein-einführte, als Sprache der Gerichtshöfe das Latein vorschrieb, die Asyle herstellte und den Impfzwang aufhob, oder ein Mönch wie Gregor XVI., „der die kirchlichen Dinge sehr gut, die weltlichen aber um so weniger verstand", nur eine Zeitung las, den klerikalen Univers, und alles glaubte, was darin stand, oder Pius IX., der als seinen Beruf erkannte, „ein Reformator in der Landesverwaltung, ein Versöhner der Regierten mit den Regierenden zu sein", — der Staat blieb immer derselbe. Man kannte dort nicht „die ruhige, feste, für Regierende und Untergebene gleichmäßig bindende Herrschaft und Heiligkeit des Gesetzes", und „bei dem Mangel fester Ordnungen war Freiheit, Vermögen, Ehre der Einzelnen der Willkür der Herrschenden preisgegeben." (S. 573 f.) Bestechlichkeit und Justizwillkür charakterisierten nach Cantù die Rechtspflege unter Gregor XVI., aber nicht weniger unter Pius IX. Nach dem Berichte des Gouverneurs von Faenza (1853) schmachtete dort schon seit Jahren eine große Anzahl von Personen ohne Verhör, ohne Prozeß, vielleicht selbst ohne Verdacht, bloß zur Vorsicht, in Gefängnissen (und in welchen!), und mehr als 450 Prozesse waren sei Jahren anhängig. Wohin die auch in der Justiz bevorrechtete Stellung des Klerus führen konnte, zeigte der 1852 zum Vorschein gekommene Fall des Dominikanermönchs Achilli. Dieser wegen wiederholter schändlicher Verbrechen, die in Deutschland infamierende Zuchthausstrafe zur Folge gehabt hätten, vor die geistlichen Tribunale gestellte, aber mit einer in keinem anderen Lande möglichen Gelindigkeit behandelte Mann war trotz der Verurteilungen von dem Provinzial des Ordens als

Begleiter bei der Visitation mitgenommen, dann zum Professor im Kollegium der Minerva zu Rom gemacht und als Prediger nach Capua geschickt worden. Die Ausschließung der Laien von allen höheren Ämtern hatte die Abwendung der besseren und gebildeten Stände vom Staatsdienst zur Folge, aber selbst zu den untersten Stellen gelangte man nur als Schützling eines Prälaten oder eines Mönchsordens. Unter den etwa 5000 Beamten waren die 200 bis 300 Geistlichen die besseren, fast nie durch Geld bestechlich, aber weichlich, ohne Energie, träge, die Laien fast ohne Ausnahme so bestechlich und unzuverlässig wie russische Beamte. Die Bedingungen zum Eintritt in den Priesterstand waren sehr niedrig, Unwissenheit und Geistesroheit keine Hindernisse; der päpstliche Klerus galt als der unwissendste in beinahe ganz Italien Die Landpfarrer lebten in kläglicher Armut und ließen darum und aus Trägheit das Volk ohne Unterricht. Der Zustand der Finanzen war durch Anlehen unter den ungünstigsten Bedingungen (einmal zu 62,5 Prozent des Nennwerts), durch ein großes jährliches Defizit und eine bodenlose Willkür und Unordnung im Staatshaushalt aufs tiefste zerrüttet. Die ewige Geldnot machte es unmöglich, das die Spielsucht nährende und ermunternde, von Alexander VII. und Benedikt XIII. unter Exkommunikation verbotene Lotto aufzugeben.

Daß der Kirchenstaat bis zum letzten Tage seines Bestehens derselbe blieb, wird kein Kundiger bestreiten, und die „Lebenserinnerungen eines Bildhauers" von Professor Joseph v. Kopf (1899) reichen allein schon hin, um die Unveränderlichkeit seines Wesens zu zeigen. Der angesehene, in Rom seit 1852 ansässige Künstler, ein Katholik aus

Württemberg, wurde 1868 auf die Denunziation des in Preußen wegen Fälschung bestraften, steckbrieflich verfolgten Bildhauers Schäffer aus Trier unter dem Verdacht verhaftet, päpstliche Soldaten zur Desertion verleitet zu haben. Aus dem mit Gesindel aller Art angefüllten Gefängnis, in das er eingesperrt ward, befreite ihn schnell die Verwendung des preußischen Gesandten und anderer einflußreicher Personen. Kopf klagte nun gegen Schäffer wegen Verleumdung. Doch sein Advokat riet ihm nach einiger Zeit, einen klerikalen Anwalt zu wählen, da er als Liberaler übel angeschrieben sei, was Kopf auch tat. Es stellte sich bald heraus, daß Schäffer einen mächtigen, geheimnisvollen Beschützer (einen Jesuiten) hatte. Der Untersuchungsrichter stand ganz auf seiner Seite. Die gegen Schäffer aussagenden Zeugen wurden abgewiesen, die von Kopf geforderten nicht vorgeladen oder eingeschüchtert. In dem Bericht, den ein Preuße, Dr. Paul Friedmann, über diese Angelegenheit in Kopfs Interesse an Bismarck erstattete, heißt es, daß, da in Rom fast immer nur nach Belieben der Richter entschieden werde, Kopf seinen Prozeß leicht verlieren könnte. Das Gericht würde durch den Beweis seiner Unschuld nach einer bereits 15 Monate währenden Untersuchung kompromittiert sein, und man behaupte auch, daß die Unterbeamten ein Interesse an Kopfs Verurteilung hätten. Denn die ihnen aus den Prozeßkosten zustehenden, bei 700 Folioseiten der Protokolle bedeutenden Sporteln würden sie bei der Verurteilung Schäffers nie erhalten, da er zwar immer Geld für seine Zwecke, aber kein faßbares Vermögen besitze. Auf den Rat des preußischen Gesandten v. Arnim ersuchte Kopf die württembergische Regierung, ihn unter preußischen Schutz zu stellen,

was auch geschah. Außerdem verwendete sich die Königin Olga am 1. Mai 1870 durch einen eigenen Gesandten für Kopf bei dem Papst, der auch versprach, Kopf begnadigen zu wollen, falls er verurteilt würde. Von der Furcht vor der Verurteilung zu einer 20jährigen Galeerenstrafe, die bei der Fortdauer der päpstlichen Herrschaft wahrscheinlich erfolgt wäre, wurde Kopf durch deren Ende befreit. Nach einer dreitägigen Verhandlung vor Geschworenen im März 1871 erklärte der Staatsanwalt jene Anklage nicht aufrecht erhalten zu können.

Auch manches andere, was Kopf aus dem damaligen Rom berichtet, könnte sich in keinem anderen Lande Europas, mit Ausnahme der Türkei, zugetragen haben. Der Maler Schweinfurt, abends auf der Straße von Räubern angefallen, tötete den einen in der Notwehr und zeigte den Fall auf der Polizei an, erwartete aber vergeblich, vor Gericht gefordert zu werden, es geschah niemals. Einen Mörder, der sich in das Kloster der Padri di Gesù e Maria geflüchtet hatte, sah Kopf in dessen Garten täglich mit den Mönchen Boccia spielen. Der am Tor als Wache aufgestellte Polizeisoldat, der den Mörder verhaften sollte, sobald er freiwillig das Kloster verließe, verschwand eines Tages, bald darauf auch der Mörder, und die Mönche spielten ohne ihn Boccia weiter. Die Franzosen, die sich an das Asylrecht der Kirchen und Klöster, selbst das von S. Luigi Francese, nicht kehrten, galten dem Volk wegen ihres Einschreitens gegen Poveretti, die das Unglück gehabt hatten, mit den Gesetzen in Konflikt zu kommen, als Barbaren. Ein Mann, den Kopf als Modell zu einer Prometheus-Statue benutzte, war wegen eines Mordes bereits dem Kriminalgericht überliefert worden,

doch die Fürsprache des Pfarrers der Parrochia S. Andrea della Fratte reichte hin, ihn sofort zu befreien, und die Sache hatte für ihn keine weiteren Folgen. Die etwa 50 Pfarrer Roms besaßen eine Art von Allmacht. Ohne ihr Zeugnis erhielt niemand eine Anstellung, niemand einen Paß ins Ausland, ohne ihre Unterstützung konnte kein geschäftliches Unternehmen gedeihen. Selbstverständlich war der Zudrang zum geistlichen Stande sehr groß, und jede Familie galt als glücklich, die einen zio prete besaß. Über die Verteilung der großen Summen, die ihnen zuflossen, verfügten sie ganz nach eigenem Ermessen, und namentlich, daß die Ausstattung armer Bräute mit einem oft verhältnismäßig bedeutenden Hochzeitsgeschenk, ganz von ihrer Gunst abhing, gab Anlaß zu argen Mißbräuchen; Kopf erzählt auch hier einen selbsterlebten Fall. Nächst der geistlichen war die Beamtenlaufbahn in gewissen Kreisen die gesuchteste. Oft ging das Amt vom Vater auf den Sohn über, der Knabe wurde schon gleich nach der Geburt in die Rangliste eingetragen, in der er so regelmäßig aufrückte, als die auch hier herrschende Willkür es zuließ. Mit 40 Jahren hatten die Beamten Anspruch auf Pension und konnten dann den Signore machen. Die römischen Kanzleistuben waren voll von Leuten, die hinter großen grünen, sie ganz verbergenden Kasten einige Stunden am Tage sich beliebig beschäftigten oder schliefen. Auf der Post wurde mit den Briefen Handel getrieben. Für einen Brief aus Deutschland wurden von Kopf 5 Lire verlangt; als er die Annahme verweigerte, fragte man ihn, was er geben wolle, und er erhielt den Brief für zwei. Vor der brutalen Willkür der Polizei waren auch die Fremden keineswegs sicher. Ein junger russischer Maler

hatte in einer Nacht mit römischen Freunden beim Wein zusammengesessen, einer derselben hatte aus Schnupftüchern eine grün-weiß-rote Trikolore hergestellt. Die Polizei, die zur Verletzung des Domizils bei Tage und bei Nacht keiner besonderen Vollmacht bedurfte, kam dazu, und verhaftete mit den anderen auch den Russen, obwohl er nur Zuschauer dieses Staatsverbrechens gewesen war. Man hielt ihn 5 Wochen ohne Verhör im Gefängnis, achtete weder auf die Beteuerungen seiner Unschuld, noch beförderte man seine Briefe an seinen Konsul, und bedeutete ihm bei der Entlassung, er solle sich hüten, jemals von der Sache zu reden. Er zog es vor, Rom zu verlassen.

Was Goethe 1786, überwältigt von den bei der Überschreitung der Grenze Toskanas empfangenen Eindrücken, schrieb, daß dieser Staat sich nur zu erhalten scheine, weil die Erde ihn nicht verschlingen wolle, galt buchstäblich bis zum 20. September 1870, wo sie ihn wirklich verschlang.

Die Bezeichnung des Regiments der Bourbonen im Königreich beider Sizilien als la negazione di Dio e della moralità war keine bloße Phrase. Es ist bekannt, wie bei seiner Wiedereinsetzung im Jahre 1799 die königstreuen Lazzaroni in den Bürgerhäusern Neapels schändeten, plünderten und das gebratene Fleisch ihrer langsam abgefolterten Opfer fraßen; im ganzen sollen damals 40000 Menschen (die Mehrzahl der gebildeten Bürgerschaft) geschlachtet worden sein[1]). Seit dieser Inauguration ist die Bourbonen-Herrschaft eine durchaus terroristische geblieben. Die, wenn auch noch so unverständigen, doch

---

1) Reuchlin, Geschichte Italiens, I 30.

in der Regel wohlwollenden Absichten der Päpste fehlten hier ebenso wie die Verbindung der Willkür mit einer freilich der Schwäche gleichkommenden Milde. Die Bourbonen wollten und konnten durch nichts anderes herrschen als durch die Furcht, und sie schreckten vor keinen Greueln, vor keinen Schandtaten zurück, wenn sie ihnen zur Einschüchterung der Klassen geeignet erschienen, von denen sie Gefahren für den Bestand ihres Regiments befürchteten. Immer wieder bedienten sie sich zu diesem Zweck der nur zu zahlreichen halbwilden oder ganz vertierten Elemente der Bevölkerungen. Auch nach der Rückkehr Ferdinands I. (1815) konnten die royalistischen Banditen stets auf Straflosigkeit für ihre Missetaten rechnen. Ein Calabrese Ronca, der, außer vielen anderen Verbrechen, seinem Kinde, dessen Geschrei ihm Ärger und Gefahr brachte, an einem Baum das Hirn einschlug und sein Weib, das darüber im Tränen ausbrach, erschoß, wurde endlich gefangen und in Reggio zum Tode verurteilt, aber wegen anderer im Dienste Ferdinands begangener Verbrechen begnadigt. „In einem Dorfe bei Salerno lebte die Familie Pugli, die Murat ergeben gewesen war, nach dessen Tode in Zurückgezogenheit. Einige aus Sizilien zurückgekehrte Bourbonisten erstürmten an einem Festtage das „Jakobiner-Haus", plünderten es und steckten es in Brand. Um fünf Mitglieder der Familie, einen Priester und eine Mutter mit zwei Kindern, häuft die Rotte Holz und verbrennt sie. Das Kriegsgericht in Salerno verurteilt die Mörder zum Tode, aber ihr Verteidiger eilt nach Neapel, erzählt dem Könige ihre für ihn begangenen Verbrechen und kehrt mit ihrer Begnadigung zurück. Durch allerlei Verzögerungen kam er zu spät, die Hinrichtung war bereits vollzogen. Der König

bestrafte dafür den Präsidenten des Gerichts und andere, so sehr sie ihm ergeben waren." Von der Tortur wurde bei den ganz willkürlich angestellten, politischen, sowie bei anderen Untersuchungen, ein sehr reichlicher Gebrauch gemacht. Der konservative Geschichtschreiber Abbate Coppi erzählt mit fleißiger Verweisung auf die offiziellen Akten zum Jahre 1823: der Intendant von Cosenza, der Hauptstadt des diesseitigen Calabriens, de Mattheis, ein Handlanger des schrecklichen Principe die Canosa, wollte sich zu einer höheren Stellung, vielleicht dem Staatssekretariat, aufschwingen. Er nahm gehässige Anklagen gegen eine permanente Verschwörung an und erlangte die Vollmacht, dieselbe in ganz Calabrien zu verfolgen. Er kerkerte Frauen, Kinder, Greise, Dienstboten zu Hunderten ein, und verhängte über Angeklagte und Zeugen selbsterfundene Torturen aller Art, unter anderem Zusammenknüpfung der Daumen mit den großen Zehen, worauf die so zum Knäuel Gebundenen mit einem Fußtritt eine Treppe hinabgeschleudert wurden. Der Intendanturpalast hallte vom Jammergeschrei der Gemarterten wieder. An dem Ort Rogliano ordnete de Mattheis in einem Hause so schreckliche Foltern an, daß ein Mitglied der Familie vor Entsetzen wahnsinnig wurde, und als er bald darauf einige „Gelbe" (so nannte man die Schergen des Intendanten) erblickte, in der Furcht vor Verhaftung aus dem Fenster sprang und sich zu Tode fiel. Nach Vollstreckung einiger Hinrichtungen erhob sich ein Geschrei über diese Greuel, das bis nach Neapel drang. Der Minister Medici, der de Mattheis haßte, ließ ihn verhaften, und übergab 1824 die Untersuchung dem höchsten Gerichtshofe. Als bei der öffentlichen Verhandlung 1829 Frauen, Greise und Priester

bei der Erzählung ihrer Leiden ihre verstümmelten Hände erhoben, und ein Gemurmel des Entsetzens und der Entrüstung durch den Saal ging, rief de Mattheis (wie L. Settembrini als Augen- und Ohrenzeuge berichtet): Ich habe für Cäsar gefehlt, und Cäsar wird mir das Übermaß des Eifers zu verzeihen wissen. Er irrte nicht. Der Staatsanwalt hatte für ihn und zwei Helfershelfer Todesstrafe beantragt, der Gerichtshof erkannte auf zehnjährige Verbannung. Der neue König Ferdinand II. begnadigte ihn 1830 nicht nur völlig, sondern wollte ihn auch zum Rat an dem Gerichtshofe ernennen, der ihn verurteilt hatte, doch der Minister del Carretto, der in ihm einen Rivalen zu erhalten fürchtete, verhinderte es.

Noch schrecklichere Torturen als 1823 wurden 1832 gegen die der Teilnahme an einem Aufstandsversuche zur Erlangung einer Konstitution Angeklagten angewendet. Ihnen wurden die empfindlichsten Teile stundenlang mit feinem Bindfaden geschnürt, Eimer kalten Wassers über sie ausgegossen, einige an einem Strick am Gewölbe aufgehängt und unter ihren Füßen nasses Stroh angezündet: der Rauch, so berichtete einer der Gemarterten, der bis 1859 im Gefängnis blieb, sei die schrecklichste Qual gewesen.

Die unaufhörlichen Aufstandsversuche konnten nur durch Schweizertruppen oder österreichische Hilfe niedergehalten werden, und das unglückliche Land hatte zur Aufbringung der kostspieligen Mittel für ihre Unterdrückung immer größere Lasten und Entbehrungen zu ertragen. Infolge der zu sehr ungünstigen Bedingungen geschlossenen Anleihen stiegen die Zinsen der Staatsschuld 1820—1827 auf mehr als das drei- und vierfache. Deshalb wurden

die Besoldungen einige Jahre lang herabgesetzt, neue Steuern auferlegt, und zum Teil für eine höhere Summe in Pacht gegeben als bisher. Der Mehrertrag wurde unter die Regierung und die Beamten verteilt. Den Untertanen blieben die geschärften Plackereien und Vergewaltigungen.

Franz II. (1825—1830) war ebenso ausschweifend als abergläubisch, bigott und grausam. Korruption war der Stempel dieses sechsjährigen Regiments. Alles, Gerechtigkeit, Ehren, die ersten Stellen des Königreiches, waren feil. Am meisten trieben diesen Handel eine Kammerfrau der Königin und der Kammerdiener des Königs, Viglia, der die für diese Stelle erforderliche Eigenschaft hatte: er konnte nicht schreiben und lesen. Die Regierung, sagt Chateaubriand in der oben angeführten Depesche, ist in das Stadium tiefster Verachtung geglitten. „Die Art, wie der von seinen Garden umgebene Hof lebt, stets zitternd vor Angst, mit kostspieligen Jagdvergnügungen und der Aufrichtung von Galgen beschäftigt, erniedrigt mehr und mehr das Königtum in diesem Lande."

Der vorletzte der Bourbonen, Ferdinand II., dessen entsetzliche Regierung fast ein Menschenalter dauerte (1830 bis 1859), war so unwissend, daß er nicht orthographisch schreiben konnte. Er verspottete Wissen und geistige Begabung und schätzte nur Schlauheit im Betrügen. Jeder des Lesens und Schreibens Kundige war für ihn ein „Pennal" und galt ihm als Feind. Er umgab sich mit unwissenden und rohen Menschen. Erzogen von niedrigen Dienern, die die Bourbonen als Freunde und Ratgeber zu wählen pflegten, eignete er sich die der Hefe des Volkes eigentümliche Verlogenheit sowie dessen Hang zur Possenreißerei an. Höfliche Worte, Versprechungen, Händedrücke

waren für ihn Künste der Lüge; kehrte er den Rücken, so blinzelte er hohnlächelnd den Seinen zu, und sagte, die Welt wolle gefoppt sein, und ein König müsse die Kunst, zu foppen, am besten verstehn. Jedem, der ihm vorkam, legte er einen Spottnamen bei, für jeden hatte er ein verletzendes Wort, er ergötzte sich daran, der Königin den Stuhl wegzuziehen, auf dem sie sich ans Klavier setzen wollte, den alten Cavaliere Caracciolo della Castelluccia auf die Beine zu hauen, und ihn schreiend und weinend umherhüpfen zu sehn. Er war ein wahrhafter Lazzaronikönig, von niedrigster Gesinnung, in gemeiner Weise gaunerhaft, habsüchtig, abergläubisch; er fühlte seinen Unwert und glaubte an den Unwert der anderen.

Von seinen Ministern besaß del Carretto, Minister der Polizei und Chef der Gendarmerie, die größte Macht und übte sie mit entsetzlicher Willkür auf allen Gebieten der Rechtspflege und Verwaltung. Er mischte sich in alles, in Kriminal- und Zivilprozesse, Familienstreitigkeiten, den Handel, den Unterricht, und stets mit gendarmenartiger Insolenz. Ein gewesener Carbonaro, ohne Treu und Glauben, hatte er sich 1828 dem Thronfolger durch ein schreckliches, an dem Flecken Bosco vollzogenes Strafgericht empfohlen, wo eine carbonarische Verschwörung entdeckt worden war. Der Minister des Innern, Santangelo, stand im Ruf, seine Antiquitätenliebhaberei durch Diebstahl zu befriedigen. Als er einmal hinter dem König die Treppe hinaufging, legte dieser die Hände auf die Rocktaschen und forderte seine Begleiter auf, dasselbe zu tun. Der Finanzminister Sant' Andrea war in Person, Sprache und Denkweise eine Mischung von Pulcinell und Priester An jedem Morgen bekleidete er sich mit heiligen Para-

menten und feierte in seinem Hause eine sogenannte messa secca. Er knauserte überall, bezahlte nicht oder sehr spät, antwortete Gläubigern, die ihr Geld verlangten, mit Possenreißerei, steckte ihnen ein Stück Schokolade in den Mund und dergleichen. Dem König, der ihn sehr gern hatte, und Papa nannte, brachte er jährlich die in seiner Verwaltung gemachten Ersparnisse, die unbedenklich angenommen wurden. Übrigens war Ferdinand, wie abscheulich auch als Regent, ein guter Gatte und Vater, und der einzige gesittete in der ganzen königlichen Familie. Von seinen Brüdern war Carlo Principe di Capua durch seine Bösartigkeit und Schandtaten bekannt. Er tötete eigenhändig einen armen Mann, den er an einer für die königliche Jagd vorbehaltenen Stelle bei Castellamare ertappte, mißhandelte jeden, der seinen Zorn erregte, in brutaler Weise, borgte und bezahlte nicht; einen Gläubiger, der das geliehene Geld zurückforderte, ließ er von Hunden zerfleischen, und der Mann starb nach wenigen Tagen. Leopoldo, Conte di Siracusa, mußte als Statthalter von Sizilien abberufen werden, da seine Ausschweifungen „selbst für einen Fürsten" zu weit gingen. Alle übertraf Antonio Conte di Lecce an Gemeinheit, Roheit und Wildheit. In Giugliano, wohin er sich zurückgezogen hatte, umgab er sich mit Bravi, die für ihn Frauen und Mädchen raubten, und jeden, der sich widersetzte, niederschlugen. In der Kleidung eines Verwalters besuchte dieser Prinz die benachbarten Märkte, kaufte und verkaufte Schweine, Ochsen, Pferde, Korn und Mais, zankte mit den Bauern, gab und empfing Schläge, betrog, übervorteilte, und rühmte sich seiner Gaunereien. Infolge seiner Ausschweifungen und der Verletzungen, die er, von einem beleidigten Ehemann

aus dem Fenster gestürzt, erlitten hatte, starb er jung. Die Mutter dieser Söhne, Königin Isabella, lebte in wilder Ehe mit einem Deutschen, dem sie mehrere Kinder gebar; als der Skandal zu groß wurde, entschloß sie sich auf das Drängen des Königs zur Ehe mit einem hübschen, jungen Manne.

Der bekannte Brief Gladstones an den Earl of Aberdeen über die politischen Verfolgungen der neapolitanischen Regierung (11. Juli 1856) war durch die Prozesse veranlaßt, in denen eine Anzahl der besten Männer des Königreichs (wie Carlo Poerio) wegen ihrer konstitutionellen Gesinnung auf Grund von Aussagen meineidiger, von der Regierung angestellter und bezahlter Zeugen, nach langer, qualvoller Untersuchungshaft in scheußlichen Kerkern, durch feile Richter zu vieljähriger oder lebenslänglicher Kerkerstrafe verurteilt wurden, die sie zusammengeschmiedet mit gemeinen Verbrechern zu verbüßen hatten. Gladstone erklärt das Verfahren der bourbonischen Regierung für eine fortgesetzte Beschimpfung der Religion, der Zivilisation, der Menschlichkeit und des öffentlichen Anstandes. Er hat in diesem Brief ausführliche Mitteilungen aus einem 1850 in Neapel erschienenen, angeblich von einem an der Spitze der Unterrichtsverwaltung stehenden Geistlichen verfaßten Catechismo filosofico per uso delle scuole inferiori gemacht. Darin wird in der Form eines Dialogs zwischen Lehrer und Schüler ausgeführt, daß die königliche Macht eine göttliche und infolge ihres göttlichen Ursprungs unbegrenzte ist, und daß Monarchen, die eine Verfassung beschworen haben, nicht verpflichtet sind ihren Eid zu halten, wenn die Verfassung dem Staatsinteresse zuwiderläuft; ob dies der Fall ist, entscheidet der

Monarch selbst. . . . Diejenigen, die liberale (bezw. in Neapel als solche angesehene) Ansichten hegen, verfallen, selbst wenn sie daran nicht aus böser Absicht, sondern als Opfer einer Täuschung festhalten, ewiger Verdammnis [1]).

Marc Monnier, der Neapel oft, sowohl vor als nach 1848 besucht hatte, sagt, er habe viele Länder gesehen, wo man in Furcht vor der Regierung lebte, aber keines, wo die Angst eine solche Gewaltherrschaft übte [2]). Die Unterdrückung, sagt Settembrini, erstreckte sich bis auf die untersten Klassen. „Der Priester und der Gendarm herrschten erbarmungslos über die unglücklichen Bevölkerungen, und quälten und erbitterten durch Willkür, Erpressung und Übervorteilung jeder Art alle unter ihnen stehenden; aber auch der Richter, der Steuereinnehmer, überhaupt jeder Beamte, der irgend eine Macht hatte. Sie ließen uns keine Stunde Ruhe, bedrängten uns jeden Tag auf der Straße und im Hause, und sprachen wie Räuber: gib' mir oder ich steche. Selbst die kleinen Tyrannen klagten über die Bedrückung durch die großen. Eine solche Unterdrückung verdirbt ein Volk bis auf die Knochen" [3]).

Den Banditen gegenüber war auch diese, nur gegen Wehrlose starke Regierung machtlos. Sie kapitulierte mit Giosafatte Talarico, einem Räuber, der zwölf Jahre lang im Silawald gehaust hatte. Del Carretto übergab ihm eigenhändig in Cosenza das Gnadendekret, und nachdem der gefürchtete Hauptmann sich unterworfen hatte, sandte man ihn und seine tapfersten Gefährten nach Lipari mit

1) Gladstone Gleanings of past years. Vol. IV. Foreign. 3 impression (1898) p. 59 ff.

2) Marc-Monnier, La Camorra (1863), p. 152.

3) Settembrini, Ricordanze, I p. 205 f.

einer monatlichen Pension von 18 Ducati[1]). Noch heute, sagt Misasi (1884) lebt er, ein Achtzigjähriger, im Regierungssolde auf der Insel Ischia, mit Liebe und Stolz fast nennen ihn die Gebirgsbewohner, und einige Alte rühmen sich seiner persönlichen Bekanntschaft und haben ihn, den stolzen Briganten, als eleganten Herrn in den Cafés, auf der Straße, im Theater gesehn[2]).

Am härtesten war das Los der Gebildeten; denn jeder Gebildete war verdächtig, und jeder Verdächtige mußte darauf gefaßt sein, wie ein gemeiner Verbrecher behandelt zu werden. Kenntnisse und Fähigkeiten suchte man sorgfältig zu verheimlichen. Sprach jemand an einem öffentlichen Ort von einem großen Zeitereignis, so zog sich alles zurück wie vor einem Polizei-Agenten. Trat ein Unbekannter in eine Gesellschaft, so fiel das Gespräch sofort auf Bälle oder die Oper. Die Greuel der auf den Aufstand vom 15. Mai 1848 folgenden Reaktion hatten im Volke ein so lähmendes Entsetzen verbreitet, daß es jedes politische, jedes sittliche Gefühl verloren hatte. Sprach man zu einem Neapolitaner von dieser Zeit, so hieß es: ich erinnere mich nicht mehr daran. Zwölf Jahre, von 1848 bis 1860 lebten 3000 Personen in irgend einem Dorf oder im Gebirge interniert, mit dem Verbot, ihre Aufenthaltsorte zu verlassen (attendibili), überwacht, ausspioniert, denunziert, von der Bevölkerung, die sich zu kompromittieren fürchtete, wie Aussätzige gemieden. Selbst

---

1) Gregorovius, Neapel und Sizilien von 1830—1852. Wanderjahre in Italien III (1865) S. 346.

2) Nicola Misasi, Kalabrische Novellen, übersetzt und eingeleitet von W. Kaden, 1884, S. 27.

die unter dem Schutze ihrer Gesandten stehenden Fremden erschraken beim Anblick eines Gendarmen oder Polizisten. An einem Abend wurde ein Reisender, der erst seit kurzem in Neapel war, in der Villa Reale von einem Grenadier, der zu einem dort aufgestellten Wachtposten gehörte, seiner Barschaft beraubt. Als er tags darauf gegen einen schon seit längerer Zeit ansässigen Ausländer seine Entrüstung äußerte, riet ihm dieser, von der Sache zu schweigen, da es ihm sonst übel ergehen könne. Selbst Gesellschaften von Schachspielern waren verboten. Die Einführung des ersten photographischen Apparats konnte nur auf Verwendung eines königlichen Prinzen erfolgen, da man ihn für eine Höllenmaschine gehalten hatte. Die einzigen geduldeten Blätter waren literarische, Ferdinand II. hieß darin der Erhabene, der Milde, der Fromme, der Anbetungswürdige. Als Padre Curci in der 1850 gegründeten, damals noch in Neapel erscheinenden Civiltà cattolica einmal meinte, jetzt sei es doch Zeit, dem Volke Lesen und Schreiben beizubringen, erlitt der König einen seiner „spanischen Wutanfälle“: er erklärte, so eine liberale Zeitschrift wolle er in seinem Königreich nicht dulden: die Jesuiten mußten ihr Organ nach Rom verpflanzen. Die königlichen Inspektoren des Schulwesens, die zugleich bischöfliche Beamte waren, hatten den obersten Grundsatz zu üben: non tanta istruzione, non tanta istruzione[1]. Politische Zeitungen konnte man sich nur durch die fremden Gesandtschaften verschaffen. Heimlich gekaufte, mit Gold aufgewogene Bücher verbarg man unter den Betten oder in Löchern, die man in die Wände höhlte. Trotzdem fand

1) F. X. Kraus, Cavour, S 14.

Robert v. Mohl 1842, daß manche verbotene Bücher leicht zu erhalten waren, da der Polizeiminister selbst solche für seine Privatrechnung nachdrucken und bei bestimmten Buchhändlern verkaufen ließ[1]).

Nie hat eine Regierung, wie die der Bourbonen in Neapel, so viel getan, um den Glauben an göttliche und menschliche Gerechtigkeit zu zerstören, und das Volk zu verdummen und zu entsittlichen. Ja, man darf sagen, daß es ihr gelungen ist, einen großen Teil des Volkes in völliger Unkenntnis der Sittlichkeit zu erhalten, da ihm auch seine Religion, soweit man von einer solchen sprechen kann, von ihr nur einen höchst unvollkommenen Begriff gab und noch gibt. Das Volk in Süditalien glaubt, daß die Madonna und die Heiligen im Himmel für ihre Schützlinge ebensoviel zu erreichen vermögen, wie hochgestellte Gönner in irdischen Verhältnissen, daß auch jene ihre Macht in energischem Eintreten für ihre Anhänger und Klienten zu zeigen lieben, ohne viel nach deren Würdigkeit zu fragen, und sie suchen sich ihren erwählten Beschützern unaufhörlich durch Anrufungen, Gebete und Gelübde in Erinnerung zu bringen. Aber sie geben ihnen auch ihr Mißfallen in der unzweideutigsten Weise zu erkennen. Daß Bilder von Heiligen, die in der Zeit großer Dürre den erbetenen Regen nicht senden, mit Stricken gebunden und im Wasser untergetaucht werden, ist in Süditalien und Sizilien gewöhnlich. In Sejano, unweit Neapel, wurde im Oktober 1882 der hl. Marcus, der seit Jahrhunderten der Schutzheilige des Ortes gewesen war, durch einen um Mitternacht auf der Piazza gefaßten

1) Lebenserinnerungen, II 385.

Beschluß der Einwohner als seines Amts verlustig erklärt, da er den Erwartungen nicht entsprochen hatte, und Santa Maria Vecchia zur Schutzpatronin ernannt[1]).

Die religiöse Erziehung und den Glauben der calabresischen Landleute schildert Nicola Misasi aus Cosenza folgendermaßen[2]):

„Aus der Christenlehre erfuhr der Knabe, daß es einen sehr schönen Ort gebe, das Paradies genannt, und einen sehr reichen und mächtigen Herrn, fast noch reicher und mächtiger als der größte Latifundienbesitzer, der „Gott" genannt werde, ein Tyrann, dem man in Allem dienen und gehorchen mußte und der Beleidigungen ganz schrecklich rächte. Weiter gab es einen Jesus Christus und eine Madonna, d. h. viele Madonnen: jene vom Karmel, der Gnaden, vom Guten Rat, jede mit ganz besondern Attributen, und eine auf die andere eifersüchtig; neben den Madonnen sodann existierten die Heiligen; aber der wahre Heilige, der Heilige, der, ohne Scherz, mächtiger war als der Herrgott selber, an den man sich wenden mußte um Alles zu erlangen, war der Schutzheilige des Dorfes.

Mit solchem Glauben wuchs der arme Bauernsohn heran, zum Bösen geneigt, weil er es nicht verstand, zur Sünde, weil Sünde für ihn nichts war als eine Herausforderung, die man jenem übermütigen und rachsüchtigen Gotte, der für nichts und gar nichts in Zorn geriet, ins Gesicht schleuderte.

Was brauchte er im übrigen sich um Gott zu kümmern? Im Paradies hatte er seine Beschützerin, die

1) Trede, Heidentum in der römischen Kirche.
2) Nicola Misasi, Kalabrische Novellen. S. 16.

Madonna vom Karmel, die weit, weit mehr vermochte als alle übrigen, und ihren Anhängern die Pforten des Paradieses öffnete, was immer sie begangen hätten: eine Madonna mit einem weiten Gewissen, welche zu allen Zeiten die Protektorin der Briganten gewesen war, wenn diese ihr Bild nur immer auf der Brust trugen und es nie zu küssen vergaßen, nie, auch nicht nach einer Schändung, einer Brandstiftung, und die sie immer anriefen in allen Gefahren und Nöten und Krankheiten und die sie im Augenblick des Zorns auch verfluchten. Aber jeden Abend wurde das Bild vor dem Niederlegen geküßt und wieder geküßt, wozu unverständliche und unverstandene Worte gemurmelt wurden, die kein Sprachforscher hätte enträtseln können."

Das unersättliche Verlangen des ganz unter dem Einfluß des Affekts und einer ebenso ungezügelten wie schöpferischen Phantasie stehenden Volkes nach immer neuer Betörung, sowie die Bestärkung und Verwertung dieses Verlangens durch einen geistesverwandten Klerus mag ein von Settembrini berichteter Fall veranschaulichen[1]).

Im Jahre 1824 spielten außerhalb des Dorfes S. Nicola bei Caserta Kinder bei einer verfallenen Kapelle. Aus der Ruine tritt eine Dame hervor, die Kinder laufen davon, nur einer, Pascariello, bleibt zurück; sie liebkost ihn, spricht mit ihm und geht fort. Der Knabe erzählt dies einer Tante, die Nonne war. Es ist die Madonna, sagt sie, und ruft die Nachbarinnen zusammen. Diese fragen: War sie schön? War sie weiß gekleidet? Hatte sie Augen, leuchtend wie die Sonne? Sie hat dir gewiß

1) Ricordanze I p. 10 ff.

gesagt, daß wir vergessen haben, die Lampe in der Kapelle anzuzünden. Der Knabe gibt ihnen, sowie dem Pfarrer, zu dem er geführt wird, die ihm in den Mund gelegten Antworten. Man findet in der Kapelle ein altes Frescobild der Madonna, löst es von der Mauer ab, rahmt es ein und stellt es mit vielen Kerzen und Lampen in der Kirche zur Anbetung aus. Die Kunde verbreitet sich in die Umgegend, dann weiter und weiter, dann durch das ganze Königreich. Personen jeden Standes strömten zu Tausenden herbei, man erbaute Baracken, um sie zu beherbergen. Vor aller Augen geschahen zahlreiche Wunder. Ein Lahmer bedurfte seiner Krücken nicht mehr, ein Blinder wurde durch Einreibung seiner Augen mit dem Oel der vor der Madonna brennenden Lampe sehend, ein im Bett herbeigetragener Sterbenskranker gesund. Bei jedem neuen Wunder erhob sich Geschrei und Weinen. Vor der Madonna standen drei Fässer, ein kleines, in das man Goldsachen (Ringe, Ohrringe, Halsbänder, Münzen) warf, ein mittleres für Silber, ein großes für Kupfer und ein Gerüst mit Wachskerzen; der Pfarrer und andere Priester sangen Psalmen und Litaneien. Männer und Frauen, barfuß, mit Dornenkronen auf dem Kopf, Rosenkränze in den Händen, zogen singend in Prozession nach S. Nicola. Alle wollten Pascariello sehen, den die Tante Nonne unter Verschluß hielt und von Zeit zu Zeit auf einem Balkon sehen ließ: die Menge warf ihm dann Kußhände zu und überhäufte ihn mit Segenswünschen; wenn er Kirschen aß und die Kerne herabwarf, rauften sich die Leute darum und breiteten Tücher aus, um sie aufzufangen. Die Verkäufer von Obst, Fischen u. s. w. boten ihre Körbe dem Jungen dar, ließen ihn nehmen, so viel er wollte,

und schrien: Obst, von Pascariello gesegnet! Fische von Pascariello gesegnet! Der Intendant fand es geraten, ihn zu sich zu nehmen und bewachen zu lassen. Die Regierung stellte aus Scham (?) oder Mißtrauen gegen die Massenansammlungen in S. Nicola Wachen auf; die Menge verlief sich und die Sache geriet allmählich in Vergessenheit. Aber die Einnahmen waren so groß gewesen, daß nach Befriedigung des Priesters und der übrigen Interessenten eine Kirche gebaut wurde, in der man noch die Madonna di Pascariello sieht, und ein Kloster, in dem jetzt arme Mädchen erzogen werden. Pascariello wurde in das Albergo de' Poveri in Neapel gegeben, wo er als junger Mann einem anderen einen Messerstich gab; nach der Insel Ponza verbannt, starb er dann selbst an einem Messerstich.

Settembrini lernte später die schöne und galante Dame kennen, die für die Madonna gehalten worden war, erfuhr aber nicht, auf welche Weise der mit ihr in der Kapelle zusammengewesene Hauptmann der Lanciers verschwunden war, den die Kinder nicht gesehen hatten.

Der systematisch festgehaltene Tiefstand der Sittlichkeit und der Zivilisation in der Italia barbara (wie ein Norditaliener den Süden genannt hat) — diese Hinterlassenschaft des Bourbonenregiments ist es, die dem neuen Königreich die Aufgabe, Italien zu einem einheitlichen Kulturstaat zu gestalten, am meisten erschwert. An dem im ganzen Lande mehr oder weniger verbreiteten Mangel an Achtung vor dem Gesetz und an Bewußtsein der Pflichten gegen den Staat, an der Auffassung des Staats als einer feindlichen Macht, der gegenüber Selbsthilfe und Notwehr erlaubt sind: an allem diesem sind freilich auch die früheren

Mißregierungen im übrigen Italien in hohem Grade mitschuldig.

2. Agrarische Zustände des Festlandes.

Die unerschöpfliche Fülle und Mannigfaltigkeit bedeutender Eindrücke, die Kunst und Natur, sowie die Ueberreste einer mehr als zweitausendjährigen Vergangenheit in Italien bieten, haben bis auf das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts die meisten Besucher des Landes so völlig in Anspruch genommen, daß sie weder Zeit noch Neigung hatten, dessen wirtschaftliche und soziale Zustände genauer kennen zu lernen. Die Betrachtung des Volkslebens war eine vorwiegend ästhetische, und die bunten Bilder, die es überall bot, waren als geeignete Staffage der unvergleichlichen Szenerie willkommen, selbst Schmutz und Zerlumptheit waren dort malerisch. Das Glücksgefühl, das der nordische Wanderer in dem endlich betretenen Lande seiner Sehnsucht empfand, setzte er oft unwillkürlich auch bei dessen Bewohnern voraus, selbst bei dem „Bettler an den Engelspforten". Die sittlichen Mängel dieser interessanten und liebenswürdigen Naturkinder war man geneigt, zu entschuldigen, oder von der heiteren Seite zu nehmen. In dem vortrefflichen Buche von K. A. Mayer, „Neapel und die Neapolitaner" (1842) erscheint die Existenz der Lazzaroni als ein harmloses Phäakentum, ihr Dasein dem der Lilien auf dem Felde vergleichbar. Selbst die auch bei der flüchtigsten Beobachtung nicht zu übersehenden schweren Schäden der öffentlichen Zustände mochte man, als charakteristische Eigen-

tümlichkeiten des in jeder Hinsicht einzigen Landes, nicht immer fortwünschen. Nur halb im Scherz tat W. v. Humboldt[1]) jene Aeußerung, daß es nur zwei gleich schreckliche Dinge geben könnte: Rom zu einer polizierten Stadt zu machen, in der niemand mehr Messer trüge, und die Campagna anzubauen, wodurch der Raum für die Schatten verloren gehen würde, deren einer mehr wert ist als dies ganze Geschlecht. Der erste und für lange Zeit fast einzige deutsche Reisende, der ein offenes Auge und inniges Mitgefühl für das (damals — 1802 — allerdings kaum noch erträgliche) Leiden des Volkes hatte, war Seume, er selbst ein Unglücklicher, bei dem die Empfindung für menschliches Elend und der Abscheu gegen Ungerechtigkeit und Unterdrückung durch eigene Schicksale gesteigert war. Was ihm ein Italiener vor der Statue des vom Scheitel bis zu den Zehen geschundenen hl. Bartholomäus von Marco Agrate im Dom zu Mailand sagte: Das sind wir, die Augen hat man uns gelassen, damit wir unser Elend sehen können[2]) — das hat auch heute noch für einen großen Teil des Volkes eine gewisse Wahrheit: zwar sind jetzt die Leiden geringer als vor 100 Jahren, aber sie werden schmerzlicher empfunden.

Seit den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts begannen die politischen Zustände Italiens, je länger, je mehr, das Interesse seiner Besucher zu erregen, und seit den 60er und 70er Jahren richtete sich die Aufmerksamkeit immer weiterer Kreise auch im Auslande auf die sozialen und wirtschaftlichen Mißstände und Schäden, an denen das Land

---

1) Oben S. 488.
2) Oben S. 488.

krankte, und die die freigewordene Presse nun schonungslos aufdeckte. So wurde ihre völlige Ignorierung allmählich seltener, auch flüchtige Reisende konnten die Augen nicht immer ganz dagegen verschließen, und die Zahl derer, die in Italien nur den Lustgarten Europas sahen, war im Abnehmen begriffen. P. Villari erhielt 1872 von zwei aus Italien zurückkehrenden Deutschen auf die Frage, welchen Eindruck ihnen das Land gemacht habe, die Antwort: einen schmerzlichen. Das unbeschreibliche Elend des zu einem Sklavendasein verurteilten ländlichen Proletariats hatte ihnen den Genuß der Pracht und Herrlichkeit dieses irdischen Paradieses vergällt. Überall, schrieb René Bazin 1893, fällt der Kontrast zwischen dem Reichtum des Bodens und der nur zu oft traurigen Lage der Landbevölkerung auf. Betrachtet man die Ortschaften Italiens, die, von weitem gesehen, so anziehend sind, in der Nähe, so ist alles so traurig, so völlig elend, daß der anfänglich vorherrschende Eindruck des Malerischen schwindet und von dem Mitleid für die Menschen völlig ausgelöscht wird.

Le nostre plebi non mangiano, heißt es in einem 1898 erschienenen Buche[1]). Die ungenügende Ernährung des Volkes gehört zu den für den Zustand Italiens vorzugsweise charakteristischen Erscheinungen. In dem von der Natur überreich ausgestatteten Lande verfällt ein nicht geringer Teil der Ärmsten dem „weißen Tode", d. h. dem langsamen Hungertode. Unter allen Ländern Europas ist der Fleischgenuß hier am geringsten. In den italienischen Krankenhäusern wird die durch unverdauliche Nahrungs-

1) Alfredo Niceforo, L'Italia barbara contemporanea S. 318—321.

mittel herbeigeführte Magenerweiterung besonders häufig beobachtet. Von dem aus den Donaufürstentümern eingeführten Getreide wird das durch Havarie verdorbene und folglich wohlfeile zuerst verbraucht.

Daß die Lage der Landbevölkerung eine schwere Gefahr für den Staat in sich birgt, haben einsichtige Patrioten schon vor mehr als zwanzig Jahren ausgesprochen. Nur Unverstand oder Verblendung kann leugnen, daß die soziale Frage in Italien eine agrarische ist, und daß die Zukunft des Landes auf einer besseren Bodenverteilung und einer besseren Regelung der ländlichen Arbeiterverhältnisse beruht. Etwa der dritte Teil der Gesamtbevölkerung lebt vom Landbau. Aber Bauernhöfe mit selbst wirtschaftenden Eigentümern gibt es sehr wenig, und die Sprache hat für Bauer nicht einmal ein Wort; denn contadino heißt ebensowohl der Pächter, Knecht und Tagelöhner, wie der Besitzer auf dem Lande. Einen sehr unvollkommenen Ersatz für den fehlenden Freibauernstand gewährt die sehr verschieden beurteilte, vorzugsweise in Toskana heimische Mezzadria, ein Teilbau, wobei der Besitzer dem Bebauer den Boden gegen einen Anteil (meist die Hälfte) des Rohertrages überläßt: diese von Jahr zu Jahr gehenden Verträge setzen sich nicht selten durch Generationen fort. Aber selbstverständlich ist auch die Lage des Teilbauern eine unsichere und abhängige, besonders, wenn er Vorschüsse oder Stundung der Pacht erbitten muß. Ein Hauptübelstand der agrarischen Zustände ist ferner, daß der Absentismus der Grundherren und die dadurch herbeigeführte Einschiebung von Zwischeninstanzen zwischen Gutsherrschaft und Landbevölkerung die Regel bildet. Die Großpächter (mercanti di campagna) verpachten Parzellen

an Afterpächter, so daß der Boden eine vierfache Rente zu tragen hat: für den Grundherrn, den Groß- und die Afterpächter, endlich den Bebauer, dessen Lage die ungünstigste ist. Wo Latifundienwirtschaft vorherrscht, wie in Süditalien und Sizilien, überlassen die Besitzer die Leitung des Betriebs und die Herrschaft über das Personal meist ganz und gar Verwaltern (fattori). Dort nimmt das ländliche Massenelend mit seinen Begleiterscheinungen die größten Dimensionen an[1]).

Die bisherigen Versuche zur Reform der Bodenverteilung sind nicht nur völlig erfolglos geblieben, sondern haben das Übel noch verschlimmert. Die veräußerten Domänen und Kirchengüter, sowie das durch Entwässerung und Austrocknung gewonnene Land ist von Großkapitalisten angekauft und so die Latifundienwirtschaft, an der das heutige Italien in viel höherem Grade leidet als das antike, noch erweitert worden. Die Extensivkultur, die beim geringsten Aufwand für Betrieb und Löhne die höchste Verzinsung des im Boden angelegten Kapitals ergibt, hat daher noch zugenommen. Gründlich kann hier nur durch ein gesetzlich geregeltes Expropriationsverfahren geholfen werden. Die Technik des Betriebes ist vielfach noch eine überaus rückständige. Das irrationell bewirtschaftete Land überwiegt entschieden. Italien ist trotz aller Vorzüge seines Klimas und trotz der unverdrossenen Arbeitsamkeit der Landbevölkerung seit 1885 beständig und in zunehmendem Maße darauf angewiesen, einen Teil seines Bedarfs an

1) Vgl. P. D. Fischer: Italien und die Italiener am Schlusse des 19. Jahrhunderts (1899) S. 204 ff. W. Deecke, Italien (1898) S. 202 ff.

70er Jahren des vorigen Jahrhunderts, und einige aus noch älterer Zeit; aber die Fortdauer der Zustände, die sie schildern, ist bei der Fortdauer der sie mit Notwendigkeit bedingenden Ursachen auch ohne ausdrückliche Zeugnisse unzweifelhaft, und auch an diesen fehlt es nicht. Mögen auch hier und da Besserungen eingetreten sein, so können sie doch keine wesentlichen Änderungen herbeigeführt haben.

In Venetien, schrieb 1873 Stivanelli, wohnen die ländlichen Tagelöhner in halbeingefallenen Hütten aus Rohr und Lehm, dort rekrutiert sich die Schar von Armen, die ihre Löhnung durch Diebstahl in den Städten ergänzt. Auch gegenwärtig gehört Venetien zu den Teilen des Landes, die eine sehr starke bäuerliche Auswanderung haben, und wo die Agrarstreike besonders häufig sind (Rovigo hatte deren 1884—1891 26)[1]. In der lombardischen Ebene, zwischen Ticino und Adda, in der Umgegend des reichen Mailand, war nach der Schilderung von Jacini (1856) bei einer vorzüglichen, die reichsten Erträge liefernden Bodenkultur das Los der Feldarbeiter das härteste. Aus dem Boden ihrer mitten in Reisfeldern gelegenen Wohnungen quoll das Wasser, ihre Ernährung war völlig ungenügend, Wechselfieber und Pellagra richteten entsetzliche Verheerungen an. Der Anblick dieser verkommenen Menschen machte schaudern. Die Arbeitsverträge waren für die Arbeiter so ungerecht, daß menschliche Gerechtigkeit zu ihrer Bestrafung nicht hingereicht haben würde, doch das Gesetz stand immer auf der Seite der Besitzenden. Alles dies,

1) H. Rudloff, Bäuerliche Auswanderung in Italien. M. A. Z. 21. März 1900.

schrieb Villari 1878 (1885), ist für einen großen Teil der Lombardei noch heute wahr. In der Provinz Mailand waren 1884—1891 36 Agrarstreike. Die letzten heftigen Unruhen bei Vercelli machten aller Welt bekannt, daß die Tagelöhner in den Reisfeldern noch nicht 80 Cent. erhielten und einen Lohn von 1 Lira nicht durchsetzen konnten[1]). Die Provinz Mantua, wo in derselben Zeit 35 Agrarstreike waren, ist der Hauptherd der Pellagra. Diese ist eine Folge der Not, an der dort 20 000 Familien leiden, die bei härtester, von früh bis spät währender Arbeit vielfach von verdorbenem Maismehl leben. Die Pellagra, eine stete Begleiterin des Maisbaues, befällt nur die Feldarbeiter, gewinnt stets durch schlechte Ernten eine größere Verbreitung, ist erblich und hat häufig Geisteskrankheit zur Folge. Im Jahre 1856 gab es in der Lombardei über 20 000 Pellagrakranke, 1878 über 38 000; die Ausgaben der Provinzialirrenanstalt stiegen von 1869 bis 1877 von 51 000 auf etwa 115 000 Lire. Die Auswanderung hatte sich bis 1878 schon zu einer Art Exodus gestaltet. Hunderte von Familien verkauften alles, um nach Brasilien gehen zu können; in Genua von gewissenlosen Agenten im Stiche gelassen, kehrten sie großenteils als Bettler zurück. In der ganzen Po-Ebene war 1876 nach Sonnino die Lage der Landbevölkerung die jammervollste in ganz Italien, elender als selbst in den Abbruzzen oder dem Innern von Sizilien. Frau Jessie White Mario sah bei einem Besuche der 1872 vom Po überschwemmten Gegenden Frauen, die nicht gerettet sein

1) Deecke: Italien S. 226.

wollten, es sei besser, daß alle zusammen zugrunde gingen, als einzeln durch Hunger und Typhus.

In weiten Landstrichen fehlt es noch jetzt den zu vorübergehenden Arbeiten herangezogenen Arbeitern an jeder festen Behausung, namentlich in der römischen Campagna. Sie errichten Hütten aus Stroh und Schilf um kegelförmige Holzgestelle, in denen die ganze Familie mit Schweinen und Hühnern schläft. Aber auch Ruinen, Felslöcher und Höhlen dienen zur dauernden Behausung. Ihre Nahrung sind Salatblätter oder rohe Bohnen, in Wasser getaucht, und damit begnügt sich hier und anderwärts nicht bloß der Tagelöhner, sondern auch der Priester und der kleine Besitzer[1]). R. Bazin sah 1893 im Agro Romano auf einem Gut, das seinem Besitzer, einem vornehmen römischen Herrn, jährlich 100 000 Lire einbrachte, eine Art Dorf oder Lager, wo 3000 Menschen 9 Monate hindurch in Hütten wohnten, „mit denen kein Wilder sich begnügen würde“. Die Wohnung der nur für die Zeit der Ernte zuwandernden Arbeiter war eine Scheune mit einer Küche an einem Ende. Männer und Weiber, jung und alt, Kranke und Gesunde, schliefen dort im größten Durcheinander zusammengepfercht; die Hygiene kam wenig, die Sittlichkeit gar nicht in Betracht. Die meisten Besitzer, fügte er hinzu, tun nicht mehr. Wenn endlich der Sklavenkrieg ausbricht, werden sie ernten, was sie gesäet haben.

In den Provinzen Abbruzzi und Molise lebte 1875 nach Franchetti die Landbevölkerung in einer an Sklaverei grenzenden Abhängigkeit von den Besitzenden, die in den

1) P. D. Fischer a. a. O. S. 232 f.

an ihre Arbeiter gestellten Forderungen übermäßiger Leistungen keine Grenzen kannten. Wenn, sagt Franchetti, die unteren Klassen, die bis jetzt viel mehr ohne Kenntnis der Sittlichkeit als positiv unsittlich seien, den Unterricht erhielten, den man ihnen geben will, würden sie angesichts des schweren von den Arbeitgebern auf sie geübten Drucks entweder zu bewußter Unsittlichkeit gelangen oder einen noch größeren Haß gegen die Herren und die Regierung empfinden, der für die Zukunft gefahrvoll wäre. In den Provinzen Chieti und Teramo war eine Form des Teilbaues verbreitet, der mit dem toskanischen nur den Namen gemein hatte. Sie legte dem Teilbauer drückende Lasten auf und richtete ihn bei schlechten Ernten zugrunde, zumal, da ein Teil der Eigentümer in Geld, statt in Korn, bezahlt sein wollte, die Geldschuld nach den höchsten für das letztere gezahlten Preisen berechnete und für rückständige Zahlungen Zinsen verlangte, die bis 12 Prozent stiegen. Im April 1874 war nach einer schlechten Ernte die Stadt Chieti von verhungernden, bettelnden Landleuten überschwemmt und Fälle von Hungertod nicht selten. Dabei ist die Bevölkerung der Abruzzen nüchtern und arbeitsam. Auch in Sulmona, Aquila, Città Ducale fiel in der Regel der Verlust durch eine schlechte Ernte dem Pächter zur Last, der dann seinen einzigen Schutz in seiner Zahlungsunfähigkeit fand.

Das Hauptgebiet der Latifundien, des Absentismus, der Willkür und Tyrannei der Fattori, des Extensivbetriebes, der niedrigen Löhne und des Massenelends ist (wie gesagt) der eigentliche Süden. Nach allen Berichten aus den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts fand man in beiden Calabrien, der Basilicata und Apulien überall wenige

Reiche, unter ganzen, täglich mit dem Hunger kämpfenden, durch Leiden abgestumpften oder zur Verzweiflung getriebenen Bevölkerungen: und schwerlich haben sich diese Zustände bis heute wesentlich geändert.

In Calabrien, wo 1893 zwei Drittel des Bodens im Besitz von 20 Baronen waren, herrschte die Weidewirtschaft vor. Die Feldarbeiter verdienten bei einer 13stündigen Arbeit 0.85—1.25 Lire, die Arbeiter in einer Bergamottölfabrik in Reggio mit 17 Stunden einer hauptsächlich nachts betriebenen Arbeit 1.25 Lire. Die Nahrung bestand in gesottenen oder in Öl getauchten Kräutern und schwarzem Brot. Die dies Elend ausbeutenden Wucherer ließen sich oft von einer Lira 1—2 Soldi wöchentlich als Zinsen bezahlen. Die Auswanderung war so groß, daß manche Flecken zuweilen in einem Jahre 200 Köpfe verloren[1]). Einige Jahre vor 1872 schrieb eine neapolitanische Dame, die zu einer Reise in Calabrien genötigt gewesen war: ich kannte das Elend der unteren Klassen in Neapel und wußte, daß in Calabrien Teuerung war, aber, was ich sah, überstieg jede Vorstellung. Gruppen von Männern und Weibern warteten vor den Häusern, bis sich ein Fenster öffnete, aus dem man Schalen von Gurken und Melonen auf die Straße warf, die sie wie eine köstliche Frucht mit unbeschreiblicher Gier verzehrten. Ich wunderte mich, daß sie meinen Wagen nicht angefallen hatten, um mir alles zu nehmen, was sie bei mir fanden, und begriff zum erstenmale, daß Räuber mehr Mitleid als Haß verdienen können.

---

1) R. Bazin: Les Italiens d'aujourd'hui. Revue des deux mondes 1893 V. Vol. 62.

Auch in der Basilicata fand Lenormant[1]) 1883 bei der Abneigung der niemals auf ihren Ländereien anwesenden Grundherren, Ausgaben für Meliorationen zu machen, die Weidewirtschaft vorherrschend und die Entvölkerung des Landes, dessen Boden seine Bewohner nicht ernährte, in Zunahme begriffen, dem alten Lucanien schien entweder völlige Verödung oder eine Agrarrevolution zu drohen. In S. Fele stand 1890 etwa ein Drittel der Häuser leer. Als Mittel, um der Auswanderung Schranken zu setzen, hatte ein dortiger Großgrundbesitzer P. Materi in einer eigenen Schrift (La questione agraria in Basilicata, 1879) höhere Löhne, Schutz vor Wucher und Wohnungen bezeichnet, die etwas besser seien als Ställe. Die Leiden der Bevölkerung wurden durch das rauhe Klima noch ererhöht. Von 1897 bis 1899 zählte man in der Basilicata an 8000 Auswanderer, die 1900 auf 10700 und 1901 auf 16500 stiegen. Als Ursachen der Massenemigration sah man folgende an: Niedergang der Landwirtschaft wegen Erschöpfung des Erdreichs, Mangel an Fortschritt in der Agrikultur und Ablehnung künstlicher Dungmittel, die Entwaldung, die große Änderungen im Lauf der Flüsse und Wildbäche verursacht hat, das Aufhören der Viehwirtschaft und die Krankheiten (besonders die Phylloxera), die gewisse Kulturen fast zugrunde gerichtet haben[2]).

Villari teilt einiges aus einem 1861—1868 geführten Tagebuch eines Offiziers mit, der während dieser Zeit in

1) Lenormant: A travers l'Apulie et la Lucanie. Rev. d. deux mondes 1883, II p. 102.

2) P. Baumgarten, Die italienische Auswanderung. Grenzboten LXIII (1904) 3 S. 192 f.

Viggiano stand. Ob und wie viel sich seitdem in den agrarischen Zuständen der Basilicata gebessert hat, muß dahingestellt bleiben. Damals verdienten Feldarbeiter täglich einen Carlino (42 Cent.), und dieser Hungerlohn wurde oft noch dadurch verkürzt, daß die Auszahlung nicht in Geld oder Korn erfolgte, sondern in Produkten, die im Überfluß vorhanden und bei dem Mangel an Straßen und Absatz fast wertlos waren (z. B. Agrumi). Aus der Feudalzeit hatte sich das Gewohnheitsrecht der Eigentümer erhalten, an bestimmten Tagen unentgeltliche Leistungen der Arbeiter zu verlangen. Diese wanderten in der Erntezeit (Juni und Juli) nach Apulien und die Terra di Lavoro, wo sie täglich 2 Lire außer der Kost erhielten; doch kehrten sie infolge der Anstrengungen, Entbehrungen, und der Malaria oft als Sieche zurück. Die Unterwürfigkeit dieser unglücklichen Heloten gegen ihre Bedrücker hatte kaum eine Grenze. Manche Reiche kauften die Töchter ihrer Kolonen schon als Kinder für wenige Dukaten; waren sie ihrer überdrüssig geworden, so bewogen sie irgend einen Elenden durch einige Scudi und eine kleine Mitgift, sie zu heiraten; aber auch diese geringen Summen gaben sie nicht aus eigener Kasse, sondern aus denen der Gemeinden oder wohltätiger Stiftungen, über die sie kraft ihres Einflusses verfügten. Zu den traurigsten Symptomen der durch das Massenelend bewirkten sittlichen Abstumpfung gehörte (und gehört noch) die erbarmungslose Ausbeutung der Kinder zur Linderung der Not der Familien. Sie wurden und werden in vielen Orten an Spekulanten verkauft, die sie nach Frankreich, Deutschland, Algerien, Malta, Amerika führen, um sie auf den Gassen singen und spielen zu lassen; musikalische Begabung ist in der

Basilicata häufig. Diese Verkäufe werden (nach der Libertà cattolica vom 10. November 1885) durch regelmäßige Kontrakte vor den Sindaci und anderen Kommunalbehörden abgeschlossen. Das jammervolle Los der Kinder, die außer allen sonstigen Leiden und Entbehrungen auch grausame Züchtigungen zu erwarten haben, wenn sie ihren Padroni zu wenig Geld bringen, hat H. Malot in dem Roman Sans famille (1878) gewiß ohne Übertreibung geschildert. Nach Lenormant kamen auch Kastrationen solcher Kinder vor, deren Verstümmlungen den Bissen der in den Wäldern der Basilicata hausenden wilden und halbwilden Schweine zugeschrieben wurden. Übrigens ist der Kinderhandel nicht auf den Süden beschränkt. In Ala wurde 1890 ein Mann angehalten, der fünf von ihren Eltern in Lucca gekaufte Kinder nach Hamburg führen wollte, wo sie Gipsfiguren verkaufen sollten.[1])

Der Verfasser jenes Tagebuches sah in der trostlosen Lage des Volkes im Süden die einzige Ursache des Brigantentums. Das Volk, sagt er, ist von lebhaftem Geist, von sanftem und unterwürfigem Charakter und besitzt außerdem in den Abruzzen und beiden Calabrien eine beneidenswerte Energie. Das Brigantentum ist eine brennende agrarische und soziale Frage, eine notwendige Folge des Hasses der Unterdrückten gegen die Unterdrücker, und für die ersteren ist der Bandit die rühmliche und legitime Personifikation des Widerstandes gegen die Tyrannei. Auch Misasi betrachtet das calabresische Brigantentum

---

1) Trede: Heidentum in der römischen Kirche III 304 und 442 f.

als ein spontanes Produkt einerseits des Elends und der Vertierung, in der die ländliche Bevölkerung aufwächst und lebt, und andrerseits des kühnen und stolzen und zugleich phantastischen und zum Abenteuerlichen neigenden Geistes der Calabresen. Es gibt, sagt er, kein hochherzigeres edleres, zur Aufopferung bereiteres Volk; Räuber werden sie, weil ihnen versagt ist auf andere Weise Helden zu sein. Sie kennen den Helden nur als Briganten, die Traditionen von den Taten der großen Banditen wie Talarico und Seinardi gehören zu ihren liebsten Erinnerungen, und die Mutter nennt ihren Knaben in Momenten der Zärtlichkeit brigantiellu miu[1]).

Zwar hat das Brigantentum, das in den sechziger Jahren die größten Dimensionen angenommen hatte, aufgehört, eine Landplage zu sein, seit es in dem damals mit Aufbietung großer militärischer Mittel geführten Kampfe unterlegen ist; aber ausgerottet ist es nicht und kann es nicht werden, solange es unmöglich bleibt, seine Wurzeln abzugraben. Nicht minder bedrohliche Symptome als das Brigantentum sind die agrarischen Morde und sonstigen Gewalttaten, in denen sich die Verzweiflung und der Haß der Heloten des Südens in den siebziger und achtziger Jahren kundgegeben hat. Turiello gibt eine Liste von Brandstiftungen in den neapolitanischen Provinzen allein aus den Monaten August und September 1877, und sagt, daß ihre Abnahme bis 1888 aus der Zunahme der Auswanderung zu erklären sei[2]).

---

1) Misasi a. a. O. S. 7—30 (Brigantaggio).

2) P. Turiello: Governo e Governati (2. ed. 1889) S. 154 ff.

Apulien ist wohl der am weitesten zurückgebliebene Teil des Festlandes, dessen Gewinnung für die Kultur zu den schwersten Aufgaben des modernen Italiens gehört, eine wahre Italia irredenta. Sein Tafelland, eine ungeheure (70 Kilometer lange, 4—5 breite), seit vier Jahrhunderten dem Ackerbau entzogene Steppe, die nur von November bis Mai von gewaltigen, aus den Abruzzen herabsteigenden Herden belebt wird, könnte die Kornkammer von ganz Italien sein. Allerdings sind durch die 1865 begonnene Beförderung des Ackerbaues auf diesem Gebiete bereits große Fortschritte erzielt worden, aber im Vergleich mit dem, was noch zu tun bleibt, sind sie gering. Wer die volkswirtschaftlichen Verhältnisse des Landes nicht kennt, schrieb Gregorovius 1874 beim Anblick der unabsehbaren Mandelgärten der Gegend von Andria, möchte glauben, daß die in solcher paradiesischen Fülle der Natur lebenden Menschen in Reichtum schwelgen, und er wird dann mit Verwunderung wenige reiche Leute unter mühselig ihr Leben fristenden Bauern und Tagelöhnern vorfinden. Die Bevölkerung erschien ihm stumpfsinnig, unter dem Druck eines Jochs trauriger, seit Jahrhunderten ertragener Lebensbedingungen, in hilfloser Verlassenheit, ohne Bewegung, ohne Hoffnung, in einem Zustande von Erstarrung, von der Welt vergessen und selbstvergessen[1]).

Zu den augenscheinlichsten Beweisen des agrarischen Charakters der sozialen Frage gehört der Umfang der bäuerlichen Auswanderung. Die ländliche Bevölkerung beträgt 35 Prozent der Gesamtbevölkerung, stellt aber 70 Prozent der Emigration. In den drei Jahren 1895

1) Wanderjahre V 145 f.

bis 1897 wanderten jährlich etwa 81000 bis 99000 Landbewohner für immer, 31000 bis 35000 zeitweise aus[1]). Die Gesamtzahl der für immer Auswandernden ist in den letzten 20 Jahren sehr stark gestiegen, sie betrug 1895 bis 1897 etwa 159000 bis 182000 jährlich. Ihre Hauptziele waren Argentinien und Brasilien, wo die schon einige Millionen zählenden Ansiedler eine nationale Zukunft haben[2]). Ein großer Teil der Emigranten erkauft die Möglichkeit, sich jenseit des Ozeans mit harter Arbeit eine bescheidene Existenz zu gründen, sehr teuer; sie bleiben, auch wenn sie sich ihren Bedrückern in der Heimat entzogen haben, noch Ausbeutungsobjekte. Bis jetzt, heißt es in einem 1894 geschriebenen Artikel über die Auswanderung nach Amerika, haben die Emigranten das Schauspiel eines ungeheuern Marktes für weißes Fleisch geboten, eine leichte Beute für eine organisierte Bande schurkischer Händler, die mit Erfolg auf das Elend einer unwissenden oder getäuschten Masse spekulieren und sie wie Sklaven kaufen. Namentlich die kostenfreie Beförderung nach Brasilien sei in Wahrheit eine Deportation[3]). Das zu einem wirksamen Schutz der Emigranten nicht ausreichende Gesetz vom 30. Dezember 1888 ist zwar 1901 durch ein besseres ersetzt worden, doch da auch dies nicht allen Mängeln abhilft, bereitet man ein neues vor. Unterdes hat sich die Einrichtung eines General-Kommissariats für die Auswanderung als durchaus zweckentsprechend

---

1) Rudloff, Bäuerliche Auswanderung aus Italien. M. A. Z. 21. März 1900.

2) Fischer, Italien und die Italiener S. 294.

3) Vincenzo Grossi, L'emigrazione italiana in America. Nuova Antologia Vol. 139 (1894). Nuova serie 55.

erwiesen. Der Schutz derselben ist für die Vereinigten Staaten noch notwendiger als für Südamerika. In New-York und Chicago bieten die Italiener in Kleidung, Wohnung und Nahrung das Bild einer völligen Ergebung in das Elend und sind verachteter als Chinesen und Neger; die von ihnen in New-York bewohnten Quartiere würden in Neapel schon seit Jahrzehnten niedergerissen sein; der schmerzlichste Anblick ist der der in diesem rauhen Klima halb nackt auf die Straße geworfenen Kinder. Und diese Emigranten sollen jährlich 25—27 Millionen Lire (?) in die Heimat senden, und in New-York stellt ihnen der Chef der Polizei das Zeugnis aus, daß sie zu den Mördern, Dieben und sonstigen Verbrechern das kleinste Kontingent stellen[1]). Auch die sizilischen Auswanderer, deren Zahl von 1897—1902 von 20000 auf 54000 gestiegen ist, senden große Ersparnisse an die Ihrigen, namentlich die von Termini, Sciacca und Cefalu, die fast alle nach den Vereinigten Staaten gehn. Allmonatlich trafen auf dem Postamt von Termini Imerese 100000 Lire ein, und auch in Sciacca zeigt sich ein großer Geldzufluß aus Nordamerika. Von den 23—24 Millionen Lire, die 1903 an Ersparnissen (an die mit deren Verwaltung beauftragte Banco di Napoli) nach Italien kamen, stammten aus den Vereinigten Staaten 18—19 Millionen, der Rest aus Brasilien, Argentinien und Tunis. Vielleicht sind noch größere Summen auf anderm Wege nach Italien gelangt[2]).

---

1) Giacosa, Gli Italiani a New-York e a Chicago. N. Antologia Vol. 121 (1892) 3. s. 40. Derselbe, Chicago e la sua colonia italiana. N. A. Vol. 128 (1893) 3. s. 44.

2) P. Baumgarten, Die italienische Auswanderung. Grenzboten LXIII (1904) 3, S. 193 f.

Wie hoffnungsvoll könnte man der Zukunft Italiens entgegensehn, wenn die Lage der so geduldigen, genügsamen und arbeitsamen ländlichen Bevölkerung endlich eine menschenwürdige würde! Aber solange nicht eine gründliche Reform des Steuersystems, sowie der Besitz- und Pachtverhältnisse erfolgt, „werden Millionen leistungsfähiger und williger Menschen wirtschaftlich und moralisch weiter verkommen — nur weil ein Häuflein satter, kurzsichtiger und indolenter, aber politisch mächtiger Großbesitzer nicht erlauben will, daß sie ihre Arbeitskraft zum eigenen und allgemeinen Wohl betätigen." Nur wenn die besitzenden Klassen noch in der zwölften Stunde die Gefahr ihrer Lage erkennen und sich zu den notwendigen Zugeständnissen entschließen, dann, „nur dann könnte man hoffen, daß dem ersten Stoß aus der Tiefe, den das Frühjahr 1898 brachte, keine weiteren, stärkeren folgen werden. Aber die Kurzsichtigkeit auf der einen Seite, die gährende Erbitterung auf der anderen ist so groß, daß man diese Hoffnung kaum hegen kann"[1]) und die Prophezeiung eines bevorstehenden dies irae mindestens nicht befremdlich erscheint[2]).

III. Neapel.

1. Die Armut.

Jeder Besucher Italiens weiß, daß man auch in den Städten oft genug zuviel Verödung, Verfall und stumm

1) Ed. v. d. Hellen, Italiens Volkswirtschaft S. 23, 38, 40.

2) Vidari, La presente vita Italiana (1894) p. 166: ma verrà pure, il dies irae! Però allora sarà troppo tardi

flehende Armut sehen muß, um des Anblicks ihrer alten Herrlichkeit ganz froh zu werden. Am meisten vielleicht in Venedig. Hier, wo 1766—1789 die Durchschnittszahl der Armen 2000 betrug, waren 1860 bei einer Bevölkerung von 123920 Einwohnern 31890 Personen in die Liste der Almosenempfänger eingeschrieben. Im Jahre 1869 betrug ihre Zahl 35000, 1871 36200, zu denen noch 700 verschämte Arme kamen, die ebensoviele Familien repräsentierten. Die Armut war aber noch immer im Zunehmen, und 1878 erhielt ein Drittel der Bevölkerung Unterstützung oder war unterstützungsbedürftig.

Das Massenelend der Armen in Neapel, die vier Fünftel der Gesamtbevölkerung ausmachen, ist oft geschildert worden, so von der Engländerin Jessie White Mario, die ihr ganzes Leben in den Dienst der Bestrebungen für die Freiheit und Unabhängigkeit Italiens gestellt hatte (La miseria in Napoli 1878), von Renato Fucini (Napoli à occhio nudo 1878), von Pasquale Villari, der die seiner Vaterstadt gewidmeten Lettere meridionali (1878 2. ed. 1885) ein zum Schutz der Armen Neapels geschriebenes Buch nennt, von Matilde Serao (Il ventre di Napoli 1884) und anderen. Diese Schilderungen sind so erschreckend, daß man gemeint hat, ihnen trotz ihrer Uebereinstimmung den Glauben versagen zu müssen, aber sie haben sich trotz aller Beschönigungen und Ableugnungen als nur zu wahr erwiesen.

Die Überfüllung der ärmsten Quartiere mit Menschen war (und ist noch immer) eine fast unglaubliche. In

---

per i gaudenti d'oggi, per questi tementi dell' ira ventura, a cui neanche la paura non sa insegnar nulla.

den fünf Gäßchen der an den Hügel von Pizzo Falcone gelehnten Häusergruppe, die das Quartier von Santa Lucia bilden und durchschnittlich 30 Meter lang und zwei Meter breit sind, krochen (1878) abends 15000–20000 Menschen in ihre Löcher. Die Häuser sind hoch, das sehr spärlich einfallende Licht wird überdies durch trocknende Wäsche und zahlreiche andere Gegenstände ausgeschlossen, die an den in allen Stockwerken von Balkon zu Balkon gespannten Leinen aufgehängt sind. Die Bewegung der Luft wird durch den Abhang des Hügels gehindert. Pflaster ist nicht vorhanden, oder es ist lückenhaft und stets von einer Schicht faulender Abfälle bedeckt; die Luft ist schwer, der Gestank oft unerträglich.

Im Jahre 1885 wohnten 9800 Menschen in sogenannten fondaci. Dies sind Gebäude, die einen viereckigen Hof umgeben; auf einer Treppe gelangt man zu den in allen Stockwerken an den vier inneren Mauern entlang laufenden Altanen, auf die die Türen zahlreicher, meist fensterloser Wohnräume sich öffnen. Die bei geschlossenen Türen völlig finsteren, jeder Ventilation entbehrenden, sehr feuchten Wohnungen, „schlechter als Hundeställe", sind von entsetzlichem Schmutz und Gestank erfüllt und enthalten oft nichts als einen Haufen Stroh, der für Mann und Weib, Knaben und Mädchen, als gemeinsames Lager dient. Abtritte gibt es nicht. Der Hof wird zu den unsaubersten Verrichtungen aller Art benutzt und ist mit Kot und ekelhaften Abfällen bedeckt, der in der Mitte befindliche Brunnen, aus dem alle Bewohner schöpfen, von Kothaufen, die in schwarzem Schlamm schwimmen, umgeben. Einer der schlimmsten fondaci gehörte dem sehr reichen Ospedale degli incurabili.

Doch eine sehr viel größere Zahl von Armen wohnte in sogenannten bassi, ebenfalls gewöhnlich fensterlosen, nie ventilierten, sehr feuchten und höchst ungesunden Räumen zu ebener Erde, oft unter dem Niveau der Straßen, in die bei deren Schmalheit und der Höhe der Häuser nie ein Sonnenstrahl dringt; es gab deren in den reichsten Palästen. Im Jahre 1885 wohnten in 45 000 bassi 128 000 Menschen.

Die grotte dei spagari, nach Art der Katakomben in den Tuff der Berge gehauene Höhlen, hatten ursprünglich den Seilern als Werkstätten gedient. Bei der mit der Zunahme der Bevölkerung wachsenden Wohnungsnot wurde die Arbeit der Seiler ins Freie verlegt und die Grotten als Wohnungen benutzt. Man stellte darin Betten, deren jedes mehrere Personen faßte, nebeneinander, wie in einem Hospital. Villari fand in einem solchen Raume vier Familien, deren jede eine Ecke gemietet hatte; eine Frau sagte ihm, daß sie in ihrer Ecke sechs Kinder geboren habe. Für eine Stelle in der Nähe des Fensters wurde in einer solchen Grotte eine Miete von 10 Lire monatlich bezahlt; in den hinteren, völlig finsteren Teilen, wo man nur mit Licht umhergehen konnte, zahlte man monatlich 25 Soldi. Eine Witwe mit fünf Kindern erwarb durch Seilerarbeit täglich 10 Soldi, vorausgesetzt, daß ihre Hände nicht zu sehr durch Kälte erstarrt waren; die Kinder durch Drehen der Räder anderer Frauen täglich einen Soldo, für den sie tagüber mit trockenen Kastanien ihren Hunger stillen konnten, bis die Mutter abends ihren Lohn erhielt. Sie schliefen auf dürren Blättern, nur mit ihren Lumpen zugedeckt, zusammengedrängt, um weniger zu frieren, und oft von Ratten geweckt, die über sie hinliefen,

und die die Mutter dann dadurch zu verscheuchen suchte, daß sie mit einem Stein an die Wand schlug.

Nach der Choleraepidemie von 1884, die hauptsächlich in den ungesunden Quartieren unter den Armen wütete und 8000 Menschen hinraffte, beschloß das Parlament unter dem Ministerium Depretis, daß auf die Verbesserung der hygienischen Verhältnisse Neapels (das risanamento, populär sventramento di Napoli genannt) 100 Millionen Lire verwandt werden sollten. Insofern man dabei die Herstellung gesunder Wohnungen für die Armen und Aermsten, d. h. die ganz überwiegende Mehrheit der Bevölkerung, im Auge hatte, ist der Zweck völlig verfehlt worden. Man hat eine große Anzahl der bassi zerstört und eine Anzahl der fondaci geschlossen (deren aber R. Bazin 1893 fünf, die er besuchte, noch ganz in dem oben beschriebenen Zustande fand). Tausende der Aermsten haben ihre Wohnung und damit häufig die Gegend, in der sie ihren Erwerb hatten, verlassen müssen, ohne zu einem für sie erschwinglichen Preise eine bessere zu finden, zum Teil um in ebenso ungesunden Räumen wie bisher noch dichter zusammengepfercht zu sein. Man hat den größten Teil der Millionen nicht auf den Bau gesunder Wohnungen für kleine Leute, sondern auf Straßenanlagen verwandt. Man hat große, herrschaftliche Häuser gebaut, in denen der Mittelstand gute und billige Wohnungen findet, die aber nur zum vierten Teil von Armen bewohnt werden; von den Aermsten, deren Wohnungsnot gehoben werden sollte, gar nicht, da für diese die Mieten viel zu hoch sind. Auch hier ist eine gute Absicht zum Teil durch Mangel an Erkenntnis des zu lösenden Problems, zum Teil durch gemeine Spekulation vereitelt

worden, wie schon bei einem früheren Versuch, billige Arbeiterwohnungen herzustellen. Man konnte sie nicht unter 34 Lire monatlich vermieten, und das ist mehr als ein Arbeiter in der Regel überhaupt verdient. Sie wurden von Familien des Mittelstandes bezogen, die ihre Armut verbergen und eine Marmortreppe haben wollten, von kleinen Beamten, Pensionären und dergleichen, nicht von Arbeitern.

Daß an der Not der unteren Klassen in Neapel Arbeitsscheu so gut wie keine Schuld trägt, ist unbestritten. Das alte Märchen vom dolce far niente der Italiener findet wol nirgends mehr Glauben: die Arbeitswilligkeit der Lazzaroni hat ja schon Goethe anerkannt. Wenn man sie aus dem Schlaf weckt, sagt Fucini, springen sie auf, wie von einer Feder in die Höhe geschnellt, reiben sich die Augen und gehen für wenige Centesimi an die schwersten Arbeiten. In den ständigen wie in den gelegentlich betriebenen Gewerben arbeitet das Volk von Neapel mit größerer Energie als in Mittelitalien und besonders in Rom; Handwerker und Handwerkerinnen arbeiten dort oft bis in die Nacht hinein [1]).

Die Lage von zwei Dritteilen der Bevölkerung Neapels hat sich seit 1860 verschlechtert. Die Löhne haben sich verdoppelt, aber die Steuern verdreifacht. Freilich sind auch jetzt die Löhne dort noch geringer als in irgend einer anderen großen Stadt Italiens. Schreiner, Schuster, Schneider, Maurer verdienen bei zwölfstündiger Arbeit 1 bis 1.25 Lire, Handschuhschneider 80 Centes., geringere

1) Turiello, Governo e Governati p. 178.

Handwerker 75—50 Centes.; Frauen und Mädchen im günstigsten Fall (als Schneiderinnen, Hutmacherinnen, Arbeiterinnen in Tabakmanufakturen) 15—20 Soldi; aber dies sind wenige, der größte Teil der armen Frauen und Mädchen fristet sein Leben durch Magddienste. Aufwärterinnen, die oft wenigstens 2 bis 3 Miglien bis zur Wohnung ihrer Herrschaft zurücklegen, 40mal am Tage die Treppen steigen, 20 Eimer Wasser aus einem tiefen Brunnen schöpfen, überhaupt die anstrengendsten Arbeiten verrichten müssen, verdingen sich für 10 Lire monatlich ohne Beköstigung. Es gibt deren, die zwei halbe Dienste zu je 6 Lire, ja drei zu je 5 Lire übernehmen, und beständig zwischen dem einen und dem anderen Hause unterwegs sind. Viele finden dabei noch Zeit, einem Kinde die Brust zu geben, einen Strumpf zu stricken und dergleichen; aber mit 30 Jahren sehen sie wie Fünfzigerinnen aus; sie klagen nicht, aber sie sterben gewöhnlich vor dem vierzigsten Jahr im Hospital. In den außer dem Hause betriebenen Gewerben der Wäscherinnen, Haarkräuslerinnen, Büglerinnen, Stuhlflechterinnen verdienen Frauen und Mädchen 10 bis 15 Soldi den Tag; bringen sie es auf eine Lira, so legen sie zurück und heiraten. Kinderarbeit wird natürlich noch schlechter bezahlt. Die Mütter betrachten es als ein Glück, wenn ein herrschaftlicher Kutscher einen zwölfjährigen Knaben für die bloße Kost als Stallburschen annimmt; oder ein Ladeninhaber ihn tagüber wie einen Hund arbeiten läßt und ihm abends eine Suppe gibt, wo dann die Mutter einen Soldo für das Frühstück beisteuert. Zwölfjährige Mädchen, die von Modistinnen, Blumen- oder Korsettarbeiterinnen als Lehrmädchen angenommen, in der Tat aber als Dienstboten verwendet

werden, erhalten fünf Soldi die Woche. Doch die meisten bleiben zu Hause und sind tagüber auf der Straße.

Unter den Hunderttausenden, die von der Hand in den Mund leben, verfällt ein großer Teil bei jeder Stockung ihres Erwerbs, jeder Vermehrung ihrer Ausgaben, in jeder verschuldeten oder unverschuldeten Not dem Wucher, dem die Sorglosigkeit, Unwirtschaftlichkeit und Unüberlegtheit des Volkes den größten Vorschub leistet. Auf Kredit, also immer zu einem über den Wert gesteigerten Preise kaufen die kleinen Leute fast alles, Kleider, Hausgeräte, oft sogar Nahrungsmittel. Auch ist für sie der Drang, den Augenblick zu genießen, trotz aller Not, nur zu oft unwiderstehlich, und unter der Herrschaft der durch alle Stände verbreiteten Sucht des far figura stehen auch sie. Kurz vor einem Hauptfeste sind die Leihhäuser überfüllt von Menschen, die stundenlang warten, um vorgelassen zu werden und ihre Bündel und Goldsachen versetzen zu können. Die meisten Opfer liefert dem Wucher die Spielwut, von der noch die Rede sein soll: die Armen wenden sich in der Regel an eine der zahlreichen, mit kleinen Summen arbeitenden Geldleiherinnen. In den Volksquartieren Neapels und anderer Städte des Südens erhält man auf die Frage: wo wohnt die Usuraja? stets prompten Bescheid. Juden gibt es auch unter den mit größeren Kapitalien wuchernden Geldleihern nur ausnahmsweise[1]).

Daß die Ernährung der unteren Klassen eine nach Qualität und Quantität sehr dürftige ist, versteht sich

1) Trede, Das Heidentum in der römischen Kirche, IV, 107 ff.

von selbst. Von dem größten Teil der Armen muß das Frühstück oder Mittagessen mit einem Soldo bestritten werden. Ihr Lieblingsgericht ist die echt neapolitanische Pizza: runde Fladen von dickem Teig, der nicht gekocht, sondern geröstet wird, belegt mit fast rohen Tomaten, Knoblauch, Pfeffer und dergleichen, die in Stücke zu einem Soldo zerschnitten werden; es gibt auch Stücke zu 2 Centesimi für Schulkinder. Für einen Soldo erhält man auch eine Düte mit ganz kleinen in Öl gesottenen Fischchen, Pfannkuchen mit einem Stückchen Kohl, Artischocke oder Sardelle, neun gesottene Kastanien, die, von der Schale entblößt, in einer rötlichen Brühe schwimmen; in diese taucht man das Brot und ißt die Kastanien als Nachspeise. Für einen Soldo erhält man ferner zwei in Wasser gekochte oder geröstete Kolben Mais. Ebensoviel kostet die aus kleinen Kürbissen, die in Öl gesotten und mit Pfeffer, Käse oder Tomaten gewürzt sind, bereitete Scapece, die der Verkäufer mit einem Löffel auf das in zwei Stücke gebrochene Brot des Käufers gießt; für zwei und drei Soldi gibt es schon kleine Portionen Maccaroni mit Tomaten und Käse gewürzt; für zwei Soldi auch ein Stück von einem in Seewasser gekochten Polypen, sehr stark mit spanischem Pfeffer gewürzt, und Schnecken in einer Brühe, in die ein Zwieback gebrockt ist; auch wird für diesen Preis aus einer großen Pfanne, in der Stücke von Schweineschmeer, Geschlinge und Stücke des Tintenfisches mit Zwiebelchen sieden, ein großer Löffel sorgfältig so auf das Brot des Käufers geleert, daß die Mischung sich ganz in die Krume einzieht. Haben die kleinen Leute 3, 4, 8 Soldi für ihr pranzo auszugeben, so verzehren sie es zu Hause, auf der Schwelle ihres basso.

Für 4 Soldi bereitet man einen Salat von rohen Tomaten und Zwiebeln, oder abgekochten Kartoffeln und roten Rüben, oder Kohlrüben und frischen Gurken. Leute, die 8 Soldi ausgeben können, essen aus großen Schüsseln Kräutersuppen von Endivien, Kohlblättern, Zichorien oder all diesem zusammen, oder, je nach der Jahreszeit, von Kürbissen mit viel Pfeffer, oder kleinen grünen Bohnen oder gekochten Kartoffeln mit Tomaten, besonders aber wohlfeile Maccaroni, deren schwärzlicher Teig aus zusammengerührten Abfällen und Resten besteht, mit Tomaten und Käse. Früchte lieben die Neapolitaner sehr. Für einen Soldo erhält man sechs etwas wurmstichige Birnen, $^1/_2$ Kilo etwas welk gewordene Feigen, 10 bis 12 kleine, gelbe Pflaumen, eine blaue Weintraube, eine zerstoßene oder etwas angefaulte gelbe Melone oder zwei Schnitte einer roten von geringerer Sorte. Sehr beliebt ist der Spassatiempo, Melonenkörner, Bohnen und Erbsen im Ofen gekocht; für einen Soldo kann man einen halben Tag lang daran knabbern und den Magen füllen, als ob man gegessen hätte. Am beliebtesten ist der Soffritto, Schnitte von Schweinefleisch mit Öl, Tomaten und spanischem Pfeffer gekocht und zu einer roten Masse kondensiert, wovon Schnitte für 5 Soldi abgegeben werden. Gebratenes Fleisch kennt das Volk von Neapel ebensowenig wie Fleischbrühe, gesottenes (doch nur von Schwein und Lamm) ißt es nur an Sonntagen und hohen Festtagen, und trinkt auch nur dann Wein zu vier oder fünf Soldi das Liter.

So bemitleidenswert wie die Existenz des neapolitanischen Proletariats dem nordischen und auch dem norditalienischen Beobachter erscheint, ist sie in der Tat nicht. Die Ungesundheit der Wohnungen, die im Norden uner-

träglich sein und mörderisch wirken würde, ist in einem Klima, das meistens den Aufenthalt im Freien während des ganzen Tages erlaubt, weit minder gefährlich. Die Sonne, sagt Fucini, ist in Neapel das einzige Wesen, das sich ernsthaft und uneigennützig mit der Wohnungsfrage beschäftigt, unermüdlich für Kleider im Winter, für Arzneien und Desinfektionsmittel in den anderen Jahreszeiten sorgt, Wohltaten und Liebkosungen spendet. Der Schmutz wird nicht als Übelstand empfunden, wo die Reinlichkeit unbekannt ist. Das Bedürfnis des Fleisch- und Weingenusses haben die Südländer, wenn überhaupt, nur in geringem Maße.

Freilich erstickt die lebenslängliche Gewöhnung an ein Übermaß des Elends vielfach das Gefühl der Menschenwürde, und erzeugt nicht bloß eine sklavische Unterwürfigkeit gegenüber den Besitzenden, sondern auch nicht selten eine an Vertierung grenzende Stumpfheit, die selbst das Verlangen nach einem erträglicheren Dasein nicht aufkommen läßt. Aber ganz und gar vermag auch der schwerste Druck die Schnellkraft des südlichen Naturells nicht so leicht zu brechen, und die Anspruchslosigkeit und Bedürfnislosigkeit, in der die Süditaliener ihre nördlichen Landsleute weit übertreffen, läßt sie noch in dem, was anderwärts auch der Bettler verschmäht, einen Genuß finden. „Ein Neapolitaner leckt sich die Lippen wie nach einem köstlichen Mahl, wenn er zum Mittagessen einen Kohlstrunk oder eine Lattugastaude gehabt hat, ohne Essig, Öl, Salz und Pfeffer, und dankt der Vorsehung tausendmal für die gewährte Gnade“[1]). Im allgemeinen sind sie frei von der Verbitterung, die

---

1) Turiello, Governo e Governati p. 171.

sonst überall bei den Stiefkindern des Glücks die Vergleichung ihrer Existenz mit der der Glücklicheren erzeugt. Der Luxus zieht sie an und erfreut sie, anstatt sie zu beleidigen. Der geschwollene Caballero, der auf der Straße mit seinem Reichtum prunkt, ist für diese armen Heloten ein Gegenstand enthusiastischer Bewunderung. Mann und Frau haben mit ihren sechs Kleinen die Nacht zusammengedrängt auf einem moderigen Strohsack verbracht, von Wanzen und Läusen zerbissen, von der feuchten Kälte erstarrt, von Ratten im Schlaf gestört und von der verpesteten Luft, die sie geatmet haben, halb erstickt. Aber sieht man sie aus ihren Gäßchen auf eine öffentliche Promenade hervorkriechen, so erscheinen sie so zufrieden wie die glücklichsten Menschen, betrachten die wohlgekleideten Spaziergänger und eleganten Fuhrwerke wie das herrlichste Schauspiel, lächeln, stoßen sich an und rufen einander zu: „Schau, schau! Unser Graf, unser Herzog!" Jeder Eindruck, der ihre Teilnahme erregt, ihre Phantasie beschäftigt, füllt für den Augenblick ihre Seelen völlig aus und läßt sie alle Entbehrungen und Leiden vergessen: mag es nun der seltene Genuß einer Schüssel Maccaroni in einer Osteria am Strande von Sta. Lucia, die Musik einer marschierenden Truppe, ein Feuerwerk, ein prachtvoller Gottesdienst oder eine Prozession sein, in der sie das geliebte Bild ihres Schutzheiligen sehen und begrüßen können. Noch im tiefsten Abgrunde des Elends vermögen sie zu scherzen. Kommen Sie in meinen Palazzo, sagte ein altes Weib zu Fucini, der ihren Basso zu sehen wünschte. Ein junger Mann, der ihm in einer Grotte die Abteilung zeigte, in der sein Bett stand, entschuldigte sich, daß er die Fenster nicht öffne, die nicht vorhanden seien. In einem Fondaco, wo der Boden des Hofs von dem Inhalt

einer Kloake ganz überschwemmt war, so daß man nur längs der Mauern auf den Zehspitzen gehen konnte, betrachteten die auf den Altanen stehenden Frauen lachend die im Kot umherschwimmenden Ratten und sagten: Sehen Sie, Herrchen, diese Reisenden. Neapel, sagt Fucini mit Recht, macht jedem, der es zum erstenmal betritt, den Eindruck einer Stadt, die ein Fest feiert. Man sieht in diesem wild bewegten Menschenmeer selten ein trauriges Gesicht. Der Wiederschein der in diesem Schauspiel vorherrschenden Heiterkeit ist so blendend, daß die Einzelheiten sich dem Auge entziehen, oder doch die etwa empfangenen schmerzlichen Eindrücke nicht bleibende sind. Wer das Elend in Neapel kennen lernen will, muß es geflissentlich aufsuchen.

2. Das Lotto.

Der Gesamtertrag des Lottos in ganz Italien erreicht eine Höhe von 90 Millionen Lire jährlich und darüber (1888: 76.3 Mill. L., 1893: 76.1 Mill. L.), wovon dem Staat nach Abzug der Gewinne und Verwaltungskosten eine Reineinnahme von 30 bis 33 Mill. Lire bleibt: eine Summe, zu der der Süden einen unverhältnismäßig hohen Beitrag liefert.

Die Ziehungen des Lottos geschehen in allen Hauptstädten am Sonnabend Nachmittag. Auf dem Balkon eines öffentlichen Gebäudes werden im Beisein von Magistraten die 90 zu dem Spiel gehörigen Nummern von einem Amtsdiener vor den Augen des Volkes Stück für Stück vorgewiesen, ausgerufen und in eine Urne getan, aus der dann ein Waisenknabe die fünf allein gewinnenden zieht. Die Spieler, die auf diese gesetzt haben, erhalten

ein Vielfaches ihres Einsatzes, dessen Höhe nach der Art der Besetzung sehr verschieden ist. Man kann entweder einzelne Nummern besetzen, mit der Aussicht zu gewinnen, wenn sie überhaupt gezogen werden (estratto, estra), oder wenn sie an einer bestimmten Stelle unter den fünf als zweite, dritte u. s. w.) herauskommen (situato), oder mehrere zugleich, so daß man eine Ambe, Terne u. s. w. gewinnt. Der Gewinn ist bei einer Nummer das $10^1/_2$-fache, bei der Ambe 250, bei der Terne 4250, bei der Quaterne 60 000 mal so viel, als der Einsatz betrug.

Die Leidenschaft für das Lotto ist ganz vorzugsweise im Süden endemisch. Die Hälfte aller Lottokontore entfällt auf das frühere Königreich Neapel. Während die Ausgaben für das Lotto in ganz Italien durchschnittlich 2.89 Lire auf den Kopf betragen, kommen in Neapel 15.75 Lire auf den Kopf. Alle Stände, alle Klassen fröhnen dort der Leidenschaft des Spiels. Die gezogenen Nummern werden mit Blitzesschnelle in der ganzen Stadt und weit über ihr Weichbild hinaus bekannt. Die Verbreitung der Spielwut unter den Armen und Ärmsten, für die die niedrigsten zulässigen Sätze des staatlichen Lotto unerschwinglich sind, besorgen überall Unternehmer und noch mehr Unternehmerinnen des (verbotenen) Privatlotto (giuoco piccolo), wo man für zwei Soldi spielen kann. Die Bedingungen sind dieselben wie beim öffentlichen Spiel. Die dort gewinnenden Nummern gelten auch hier als solche, und es werden auch dieselben Beträge ausgezahlt, falls die Inhaber nicht bei zu großen Gewinnen ihrer Kunden vorziehn, sich für insolvent zu erklären und für einige Zeit zu verschwinden. Im Jahre 1881 entdeckte die Polizei im ganzen Königreich 789

giuochi piccoli, davon 237 in Neapel. Natürlich wird dies Geschäft im verborgenen betrieben, in schwer zugänglichen Schlupfwinkeln, und die Inhaber suchen sich durch Wachen, die sie rechtzeitig warnen, gegen unangenehme Überraschungen zu schützen. In Neapel ist es sehr einträglich; einer dort 1863 festgenommenen Frau warf es monatlich 1000 Lire ab, und manche Unternehmerin soll es zu einer Loge im Theater und einem eigenen Wagen bringen.

Bei der Allgemeinheit der Leidenschaft für das Spiel und der fast unglaublichen Stärke des Hanges der Südländer zur Selbstbetörung hat der Glaube, daß es möglich sei, die Glücksnummern voraus zu wissen, der sich gern mit anderen Formen des Aberglaubens, am liebsten mit dem religiösen verbindet, zahllose Anhänger. Man glaubt an Offenbarungen der Nummern in Ekstasen, in Träumen, deren besonders heilige, der Welt entfremdete Personen (Mönche und Nonnen) gewürdigt werden, aber auch an deren Ausrechnung durch eine kabbalistische Geheimwissenschaft, an ihre Prophezeiung durch schwarze und weiße Magie, durch Eingebungen guter und böser Geister. Offenbarungen von Nummern in Träumen erwartet und erfleht man besonders von der Madonna und den Heiligen, unter deren Schutz man sich gestellt hat; doch gilt der heilige Pantaleone als derjenige, der vorzugsweise Nummern spendet, und wird deshalb vielleicht am meisten angerufen. Die Offenbarungen erfolgen entweder direkt durch Angaben der Zahlen oder durch Traumgesichte, die man mit Hilfe des libro de' sogni in Ereignisse umdeutet, denen bestimmte Zahlen entsprechen. Träumt man, daß man einem Begräbnis beiwohnt, so bedeutet das eine Heirat,

und diese die Zahl 22. Das Küssen von Freunden bedeutet den Tod und dieser 49, das Küssen von Feinden bedeutet Glück, d. i. 69, das Küssen eines Toten langes Leben, d. i. 27; das Finden eines Schatzes Verlust: 4; ein Kruzifix 33 (die Zahl der Lebensjahre Christi). Nicht blos die Heiligen, auch die Seelen von Abgeschiedenen erteilen Glücksnummern in Träumen und sorgen so für ihre Hinterbliebenen.

Ebenso allgemein ist der Glaube an Offenbarungen von Glücksnummern durch eine im Zufall waltende geheimnisvolle Macht. Wie sehr die Italiener dazu neigen, in jeder Zahl oder Zahlengruppe, die auf ungewöhnliche Weise zu ihrer Kenntnis gelangt, eine Verheißung des Schicksals zu sehn, daß ihnen das Glück im Lotto hold sein werde, zeigt folgender Vorfall. Der Kardinalstaatssekretär Nina sah einmal bei dem Kardinal Hohenlohe (der dies dem damaligen deutschen Botschafter in Rom, v. Keudell, erzählte) ein Bild Bismarcks, ein Geschenk des Fürsten, unter das dieser das Datum der Ueberreichung in drei Ziffern (des Tages, des Monats und des Jahres) geschrieben hatte. Er notierte sich sogleich die drei Ziffern in seine Schreibtafel und antwortete auf Hohenlohes Frage, weshalb er es tue: für das Lotto. Auch in allen ungewöhnlichen und sensationellen Ereignissen, vor allem Unglücksfällen und Bluttaten, werden Lotto-Orakel gesucht und mit Hülfe allbekannter Auslegungen gefunden. Als der deutsche Kaiser im Oktober 1888 Neapel besuchte, setzte man allgemein auf die zu Kaiser, König, Volk, Schwert, Freude gehörigen Nummern. Im Mai 1883 verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, auf dem Campo Santo sei ein Scheintoter zum Leben

erwacht. Tausende strömten hinaus, um einen so seltenen Vorfall für das Lotto zu verwerten. Sie fanden die herbeigerufene weinende Witwe, und man spielte nun auf Friedhof 1, Weinen 48, Aufleben 67. Kurz vor der Ziehung ward bekannt, daß der Tote wirklich tot sei, und man fand es nun ganz in der Ordnung, daß die Nummern nicht gewannen. An den Lottokontoren sind oft die Gegenstände angeschrieben, die sich zum Wählen von Zahlen empfehlen (wie Dolch, Blut, Volk, Polizei, Tod) und die dort Angestellten werden viel (auch als Traumdeuter) zu Rat gezogen. „Nicht selten erreichen die Einsätze auf die durch derartige Deutungen angezeigten Ziffern eine solche Höhe, daß die Verwaltung sich weigert, auf diese Ziffern bis zur nächsten Ziehung noch weiter setzen zu lassen.“

Manche Lotto-Orakelbücher empfehlen sich durch die Namen ihrer Verfasser, wie Zoroaster, die Sibylle von Cumä. Es gibt auch Gebete, die für besonders wirksam gelten, besonders an den heiligen Joseph (der mit Joseph, dem Deuter der Träume des Pharao verwechselt wird). Das bei weitem am meisten verbreitete Buch, das über den Orakelgehalt von Personen, Sachen und Ereignissen die umfassendste Auskunft erteilt, die Smorfia, ist überall auf den Straßen käuflich, in allen Winkelkaffees zu finden und fehlt auch in den Lottokontoren nicht. Jede der 90 Nummen entspricht einer großen Zahl von Personen und Sachen, z. B. bedeutet 90 Soldat, Äbtissin, Überschwemmung, Schande, Unglücklicher, Volk u. s. w. Die Bedeutung der Zahlen kennt jedermann, selbst die Kinder; man ruft sie einander bei jedem auffallenden Vorgange zu und gebraucht sie auch als Injurien. Sagt man zu

jemand 22, so erklärt man ihn für verrückt, denn 22 ist pazzo.

Das Volk glaubt, daß jedes ihm unbegreifliche Wissen eine Zaubermacht verleiht, und wie könnte diese besser verwendet werden, als durch Offenbarung von Glücksnummern? Ein Gefängniswärter Settembrinis, der ihn (1839) in einem griechischen neuen Testament lesen sah, beschwor ihn aufs flehendlichste, ihm drei Nummern zu geben, denn wer eine solche Schrift lesen könne, wisse alle fünf. Er konnte sich die Nichterfüllung seiner Bitte nur durch Mangel an gutem Willen erklären und sah Settembrini jedesmal, wenn er in seine Zelle trat, vorwurfsvoll an. Auch der Glaube an eine Kabbala, mit deren Hilfe Eingeweihte die Glücksnummern ausrechnen können, ist sehr verbreitet, und es fehlt nicht an Büchern, aus denen man sich über die Methode unterrichten kann. Nähere Beziehungen zu den himmlischen Mächten traut man, wie gesagt, besonders den Mönchen zu, man glaubt in den Bassi von Neapel, daß sie Nummern aus den Gräbern der Heiligen holen. Aber es gibt auch Leute, die sich nicht scheuen, die Hilfe der Höllengeister anzurufen. Wenn ein Priester zu Ehren des Satans eine sogenannte schwarze Messe liest und das Abendmahl erteilt, gibt der Böse eine Terne, und wenigstens unter den Bourbonen soll dies Ansinnen fortwährend an verhungerte und verkommene Priester gestellt worden sein.

Doch die sogenannten assistiti, d. h. Leute, die Beistand von Geistern haben, scheinen nur mit himmlischen Mächten zu verkehren, selbst mit der Madonna, besonders aber mit den Heiligen. Diese gewähren ihre Hilfe selbstverständlich nicht umsonst, sondern müssen fortwährend

durch Opfer und Darbietungen in guter Stimmung erhalten werden, wenn sie Glücksnummern geben sollen. Daß die Assistiti sich gewöhnlich in dürftigen Umständen befinden, ist ganz natürlich; denn sie erhalten ihre Eingebungen nur unter der Bedingung, nicht selbst zu spielen. Das sehr einträgliche Gewerbe ist aber nicht ungefährlich. Wenn die von dem Geist gegebenen Nummern niemals herauskommen, lassen sich die Kunden nicht immer mit der Erklärung beschwichtigen, ihre Sünden seien zu groß oder ihr Glaube zu schwach. Nichts ist aber für die Natur dieses Aberglaubens und seine Unerschütterlichkeit so bezeichnend, als daß auch fortwährende Enttäuschungen in der Regel keinen Zweifel an dem Verkehr der Assistiti mit der Geisterwelt hervorrufen, sondern daß man auch bei ihnen nur Mangel an gutem Willen voraussetzt, den man dann oft mit Gewalt zu erzwingen sucht. Daß Assistiti in Neapel eingesperrt und mißhandelt werden, ist nicht selten, ja sie werden zuweilen zu Tode gemartert. Am 19. September 1892 fand die Polizei einen Mann mit verbranntem Rücken auf der Straße. Man hatte ihn in ein Haus geschleppt, und war ihm mit einem auf eine Gabel gespießten brennenden Stück Speck über den entblößten Rücken gefahren, um ihn zum Angeben der richtigen Nummern zu bringen.

Das Lotto und die sittlichen und wirtschaftlichen Verwüstungen, die es in allen Schichten der Bevölkerung Neapels anrichtet, sind der Gegenstand eines Romans von Matilde Serao, Il paese di Cuccagna (3a edizione 1891). Es ist die Fata Morgana eines Schlaraffendaseins, das die Tausende und aber Tausende mit unwiderstehlicher Anziehungskraft ins Verderben lockt. Die

Verfasserin schildert das Treiben in einem für glücklich geltenden Lottokontor am Toledo während des Karnevals, dessen Inhaber mit zwei Gehilfen den ganzen Freitag bis halb zwei Uhr nachts und Sonnabend von sieben bis zwölf beschäftigt ist, die von den Spielern diktierten Nummern und die darauf gesetzten Summen zu buchen und ihnen ihre Scheine auszustellen. Schon am Freitag Abend ist der Gesamtbetrag der Einsätze auf 32527 Lire gestiegen. Zu den Kunden, die sich an den Schaltern drängen, gehören Personen aus allen Ständen und Klassen, der Schuhputzer und der Marchese, die Zigarrenarbeiterin, die ihre Ohrringe versetzt hat, um spielen zu können, und ihren Einsatz in Kupfermünzen aufzählt, und die Principessa, die ihren geschlossenen Wagen am Eingange halten läßt und einen galonierten Diener in das Kontor sendet. In vorgerückter Nachtzeit stellen sich die Verkäufer von Gebäck, von Zeitungen, von Zigarrenstummeln, von Gras für die Pferde der Nachtdroschken ein, endlich die Omnibuskutscher, die ihre letzte Fahrt gemacht haben.

Zu den festen Kunden dieses Kontors gehörten die Hauptfiguren des Romans: ein alter Marchese, ein Wechselagent, ein Arzt, ein Advokat, ein gewesener Priester und nunmehriger Lyzealprofessor und ein Konditor. Alle schwören auf denselben Assistito, der seine Prophezeiungen teils ausdrücklich gibt, teils in symbolischen Phrasen, z. B. die Kamelien blühen am Strande; besonders wichtig ist alles, was er am Freitag Abend sagt. Seit drei Jahren hat er Tausende von ihnen empfangen (zu häufigen und reichlichen Gaben an die Heiligen, zu Trinkgeldern für Küster, die ihn nachts in eine Kirche einschließen, wo er den Besuch des Geistes erwartet u. s. w.), ohne daß sie einen

nennenswerten Gewinn gemacht haben. Endlich sperren sie ihn in einen ungesunden Raum ein, wo seine Haft durch Mißhandlungen und Fasten verschärft wird, halbtot wird er nach einem Monat durch Zufall befreit. Aber sie befragen noch andere Orakel. Der eine besoldet einen Schuhflicker, der seine Ziffern mit Kohle auf schmutziges Papier schreibt, mit 60 Lire monatlich, und beruft sich darauf, daß die von ihm angegebenen Nummern herausgekommen seien, wenn auch nicht immer ganz in der erwarteten Weise, z. B. 48 statt 84, aber doch herausgekommen. Ein anderer hat ein Liebesverhältnis mit einer Modistin im Vicolo Baglievo Uries angeknüpft, die in dem Rufe steht, Glücksnummern zu wissen; er hat ihr die Ehe versprochen, aber noch hat sie nichts gesagt. Einige dieser Spieler werden Verbrecher, alle richten sich und ihre Familien zugrunde. Der Wechselagent erschießt sich, nachdem er bankerott geworden ist; den Advokaten trifft der Schlag, als es entdeckt wird, daß er Stempel gefälscht hat. Der Arzt, ein Bauernsohn, bewegt seine alten Eltern, die lebenslänglich wie Lasttiere gearbeitet haben, um ihn zum Signore zu machen, Haus und Hof zu verkaufen, und nimmt ihnen den letzten Heller, um nach Amerika auswandern zu können. Der Professor, der abgesetzt wird, weil er Prüfungsthemata an Schüler verkauft hat, geht auf das Anerbieten der evangelischen Gesellschaft ein, an einem von ihr zu bestimmenden Ort mit einem Gehalt von 200 Lire monatlich protestantischer Prediger zu werden; auch für jeden Sohn, der protestantisch wird, soll er eine kleine Summe erhalten. Der Konditor, der ein flottes Geschäft an der Piazza S. Spirito besitzt, aber gern noch einen eleganteren Laden an der

Piazza S. Ferdinando eröffnen und außerdem seiner eben geborenen, zärtlich geliebten Tochter eine Mitgift sichern möchte, verspielt sein ganzes Vermögen. Aber auch der Inhaber des Lottokontors, der seinen besten Kunden Kredit gewährt und, um das wachsende Defizit in seiner Kasse zu decken, selbst gespielt hat, wird mit in den Abgrund gezogen. Daß in einer Darstellung der Spielwut und ihrer Folgen die Wucherer nicht fehlen dürfen, versteht sich. Ein vornehmer Wucherer zieht von der vorgestreckten Summe gleich die Zinsen von 12 Prozent monatlich ab; eine Geldverleiherin für kleine Leute, deren Schwester ein giuoco piccolo betreibt, läßt sich für jede geliehene Lira wöchentlich einen Soldo (5 Prozent) zahlen, was ihre Kunden ganz in der Ordnung finden.

Im Mittelpunkte der Handlung steht jener alte Marchese, der letzte eines vornehmen Geschlechts, bei dem die Spielwut und der Glaube an Offenbarungen von Glücksnummern zur Monomanie ausgeartet ist. Durch das Lotto zur Bettelarmut herabgekommen, bewohnt er in dem ihm ehemals gehörigen Palazzo eine, schon von allen irgend entbehrlichen Ausstattungsstücken entblößte Mietwohnung und wird mit seiner Tochter von einem in seinem Dienst stehenden alten, treuen, jeder Aufopferung fähigen Ehepaar vor dem Hungertode geschützt. Diese Tochter, der er seine Einwilligung zur Verbindung mit einem von ihr geliebten Manne verweigert, weil sie nur als Jungfrau übernatürlicher Eingebungen teilhaftig werden kann, bestürmt er unablässig, diese Eingebungen durch Gebete, Askese und Ekstasen herbeizuführen, und martert sie zu Tode. Da der Assistito ihn versichert hat, daß sie eine himmlische Erscheinung gehabt habe, weckt er sie nachts,

bedrängt sie mit Fragen, bis sie, halb tot vor Angst, in Fieberphantasien verfällt und nun wirklich einen Geist zu sehen glaubt, dessen Gebärden sie genau beschreiben muß, denn alle sind bedeutungsvoll. Der Geist weint, das ist 63; er erhebt die Hand: 5, und zwar drei Finger: 3. Er hat mitleidig auf das junge Mädchen wie auf eine Tote geblickt: man muß ermitteln, was „totes Mädchen" bedeutet. Das Geld für die Einsätze hofft der Marchese durch seinen Hausgötzen zu erhalten, eine lebensgroße, mit natürlichen Farben bemalte Halbfigur des Ecce Homo, dessen Gunst er durch unablässige Gebete und große Versprechungen zu gewinnen bemüht ist. Doch ohne Erfolg. Schon einmal hat er ihm seine Unzufriedenheit durch Auslöschen der vor ihm brennenden Lampe zu erkennen gegeben. Da der Ecce Homo halsstarrig bleibt, stürzt er ihn in den Brunnen des Hofs.

Man wünschte, diese Schilderungen der Übertreibung zeihen zu können, aber unzweifelhaft hat hier, wenn irgendwo, reiner Verismus die Feder der Verfasserin geführt. Leider ist, wie P. D. Fischer bemerkt, an Abschaffung des Staatslottos nicht zu denken, weil man auf eine so bedeutende Einnahme nicht verzichten kann, und weil die Privatunternehmung sich augenblicklich der Ausbeutung der im Volke tief eingewurzelten Spiellust bemächtigen würde. Außerdem würde die Aufhebung des Staatslottos im Süden eine allgemeine Unzufriedenheit hervorrufen, die die Abneigung gegen die Regierung in bedenklicher Weise steigern könnte. Das Volk, schrieb M. Monnier 1863, will von diesem seiner ewigen Betörung auferlegten Tribut nicht befreit sein. Schon zwei- bis dreimal seit der Revolution hat es mit Aufruhr gedroht, wenn man

das Lotto aufheben wolle. Selbst Garibaldi hat es trotz seiner wahrhaft übermenschlichen Allmacht nicht vermocht. Das Volk würde Franz II. zurückgerufen haben, um das Recht zu behalten, sich im Interesse des Fiskus zugrunde zu richten.

3. Die Camorra.

Der Name der Camorra ist ebenso in Dunkel gehüllt, wie ihr Ursprung. Nach Marc Monniers Vermutung stammt der Name (der vielleicht auf ein arabisches Wort zurückzuführen ist) aus Spanien. Eine von Cervantes in seiner zweiten Novelle geschilderte Erpresserbande in Sevilla zeigt eine überraschende Ähnlichkeit mit der neapolitanischen Camorra. In einem Edikt des Vizekönigs Kardinal Granvella von 1573 ist von Gefangenen in den Kerkern der Vicaria in Neapel die Rede, die sich dort zu Herren aufwerfen, von ihren Mitgefangenen das Öl für die Lampe der Madonna bezahlen lassen und andere Abgaben erheben; und eine Schrift von 1674 handelt von einer umfassenden Organisation der in demselben Gefängnis unter Androhung des Todes verübten Plünderungen und Erpressungen. Eine lange Reihe von Edikten aus dem 17. Jahrhundert bezieht sich auf Erpressungen, die durch Bravi in den Gefängnissen und in der Stadt verübt wurden, ohne daß jedoch der Name Camorra jemals vorkommt. Auch in den Berichten über die Greuel von 1799 ist von ihr keine Spur zu finden.

Die Darstellung, die Marc Monnier von der Camorra unter der Bourbonenherrschaft gegeben hat (La camorra, mystères de Naples, 1863), beruht auf sehr umfassen=

den und sorgfältigen Nachforschungen und dürfte auch heute noch im großen und ganzen zutreffen, wenn vieles sich auch im einzelnen geändert haben mag. Die Camorra war und ist eine über das ganze Festland des ehemaligen Königreichs Neapel verbreitete Verbindung gewalttätiger und verbrecherischer Menschen aus dem niederen Volk zur Erpressung durch Einschüchterung. Sie herrschte überall in den Gefängnissen. Jeder neu eingelieferte Gefangene wurde einem Camorristen zugewiesen, in dessen Händen er bis zu seiner Befreiung blieb. Zuerst hatte er, gewissermaßen als Eintrittsgeld, einen Beitrag für das Öl in der Lampe der Madonna zu zahlen. Jede seiner Handlungen wurde fortan überwacht und besteuert, ohne Erlaubnis seines Aufsehers konnte er weder essen, noch trinken, noch spielen, noch rauchen. Er entrichtete eine Abgabe von allem Gelde, das in seine Hände kam, zahlte für das Recht, zu kaufen und zu verkaufen, für Notwendiges wie für Überflüssiges, selbst wenn er den letzten Heller ausgeben mußte. Wer die Zahlung weigerte, wagte sein Leben, falls er sich nicht durch einen ungewöhnlichen Beweis von Mut (besonders die Tötung eines Gegners) Respekt verschaffen konnte. Die meisten ergaben sich in die Botmäßigkeit eines Schurken, der sie bis aufs Hemde auszog und dann gegen andere schützte und sich selbst für sein Opfer schlug. Politischen Gefangenen wurde 1848 Respekt erwiesen, man gab ihnen Messer, an denen es trotz aller Inspektionen niemals fehlte, zu ihrer eigenen Verteidigung und wies andere Gefangene zu ihrer Bedienung an. Am meisten wurden die Armen ausgebeutet. Manche verkauften, um rauchen, einen Likör trinken, besonders um spielen zu dürfen, ihre Kleider, die den Ge-

fangenen zweimal im Jahre geliefert wurden, ja selbst die Hälfte ihrer täglichen aus Brot und Suppe bestehenden Mahlzeit an Camorristen, die sie dann wieder an die Lieferanten zurückverkauften. Zum Spiel wurden die Gefangenen aber auch gezwungen, bei Strafe von Stockschlägen. Das gewonnene Geld teilten die Camorristen mit dem Oberaufseher des Gefängnisses. Nach der Angabe eines politischen Gefangenen beliefen sich die Einnahmen der Camorra in der Vicaria (Kastell Capuano) in einer Woche auf fast 1200 Lire. Die Sekte hielt in den Gefängnissen eine gewisse Ruhe und Sicherheit aufrecht, was die Kerkermeister nicht vermochten. Sie erpreßten und mordeten, hinderten aber andere daran.

Erst nach 1830 soll sich die Camorra aus den Gefängnissen Neapels in die Stadt und über das ganze Land verbreitet haben. Ihre Organisation gewann allmählich feste Formen. Nach einem noch heute in Kraft stehenden Statut aus dem Jahr 1842 teilt sie sich in eine obere und eine untere; zur ersten gehören die camorristi, zur zweiten die picciotti und giovani onorati oder d'onore, die Novizen und Aspiranten. Unter dem Oberhaupt der ganzen Gesellschaft capintesta stehen die in jedem der zwölf Stadtviertel gewählten Vorsteher (caposocietà) der Unterabteilungen (paranze). Die Viertelsabteilungen der niedern Camorra heißen chiorme.[1])

Allem Anschein nach hat sich in Wesen, Organi-

---

1) Paul Baumgarten, Die Camorra Neapels (Grenzboten LXIII 3 (1904) S. 568 u. S. 637), der sich hauptsächlich an die in den wissenschaftlichen Zeitschriften Tribuna giudiziaria und Archivio di Psichiatria ed Antropologia criminale erschienenen Aufsätze gehalten hat.

sation, Betriebsweise und Macht der Camorra seit 1860 nichts geändert, und alles, was über sie aus der Bourbonenzeit berichtet wird, trifft auch heute noch zu. Der Bund rekrutierte sich und rekrutiert sich hauptsächlich aus den in so großer Menge auf den Straßen und Plätzen Neapels herumvagabundierenden, verwahrlosten halbwüchsigen Knaben, in der Volkssprache Quaglioni (große Wachteln) genannt, die von Betteln, Stehlen und der Benutzung jeder Gelegenheit zur Erhaschung eines Gewinnes (buscare) leben. Sie wurden im Stehlen von Taschentüchern unterwiesen, die sie an einen Camorristen ausliefern mußten, und erhielten dann ab und zu einen Soldo. Durch einen Beweis von Tapferkeit erwarben die Mitglieder den Anspruch, zu einer höheren Stufe der in der Verbrüderung herrschenden Hierarchie aufzusteigen, namentlich vom giovane d'onore (onorato) zum camorrista. Zwischen Ueber- und Untergeordneten sind die Anreden caro zio und caro nipote üblich. Gleichgestellte nennen einander caro fratello. Duelle sind unter den Camorristen häufig, die Zeitungen berichten darüber unter der Bezeichnung dichiaramento (Herausforderung)[1]. In einem 1891 erschienenen Roman von Matilde Serao wird ein Camorristenduell von vier Kämpfern auf jeder Seite mit Revolvern ausgefochten. Todesurteile werden nach ordnungsmäßiger Verhandlung ausgesprochen, besonders gegen Verräter und Angeber, und solche, die die Gesellschaft betrogen oder bestohlen haben, und stets vollstreckt. Ohne Urteil durfte kein Camorrist einen anderen töten. Doch kamen Morde nicht blos aus Haß und Rache vor, sondern auch infolge

1) Trede, Heidentum in der römischen Kirche 73 f.

der Rivalität von Parteien, und in den Gefängnissen kam es zu förmlichen Gefechten.

Daß die Camorra alles, was in Neapel vorgeht, zuerst erfährt und überall sofort eingreifen und ihren Vorteil wahrnehmen kann, verdankt sie einem vortrefflich organisierten Wach- und Meldedienst. In jedem Viertel haben die camorristi und picciotti di jurnata (giornata) die Meldungen aller Genossen entgegenzunehmen und darüber dem Viertelsmeister Bericht zu erstatten, der die Befehle zur Einleitung von Vorteil versprechenden Unternehmungen dann sofort erteilen kann. Die überall erhobenen Abgaben (tangende) müssen bis auf Heller und Pfennig an die Obern abgeliefert werden; die Steuererheber werden von Leuten, die ihnen unbekannt sind, überwacht. Der oberste Vorsteher verteilt ein Viertel aller Einnahmen, der Rest fließt in eine gemeinschaftliche Kasse, die von Zeit zu Zeit verteilt wird. Alte und kranke Camorristen werden unterstützt, getötete gerächt, Witwen und Waisen erhalten Pensionen. Da die Camorra stets besser unterrichtet ist als die Polizei, nimmt diese in schwierigen Fällen oft ihre Hilfe in Anspruch, und die Camorra hält ihre Verpflichtungen genau ein, wenn die Polizei auf ihre Bedingungen eingegangen ist.

Unter den Bourbonen, sagt Villari[1]), herrschte in Neapel der Camorrist. Er konnte aus Männern und Frauen machen, was er wollte. Er flößte nicht nur Furcht ein, sondern auch Achtung, Bewunderung und selbst Zuneigung, sogar denen, die er ausbeutete und unterdrückte. Er war in seinem Quartier der Friedensrichter, dessen

---

1) Lettre meridionali p. 4.

Urteilen jedermann Gehorsam leistete, wodurch oft kostspielige Prozesse vermieden wurden.

Die Camorra besteuerte vor allem Verbrechen und Laster in jeder Form. Sie erhob Abgaben von den Spielern in Tavernen und auf den Straßen, von Kupplern und Prostituierten und hielt in Bordellen und Spielhäusern die Ordnung aufrecht. Zu ihren gewinnreichsten Industrien gehörte der Wucher und das heimliche Lotto. Sie betrieb den Schmuggel und brandschatzte zugleich die Schmuggler und alle, die vom Schleichhandel Nutzen zogen. Aber sie übte auch an allen Toren, an allen Aemtern des Oktroi und der Douane die Polizei und hinderte und bestrafte Betrügereien und Durchstechereien, die nicht in ihrem Interesse geschahen. Großkaufleute hatten Camorristen im Solde und bezahlten sie für die Sicherung ihrer Geld- und Warensendungen nach einem streng festgehaltenen Tarif. Unter den Bourbonen kaufte die Camorra auch Stellvertreter für den Militärdienst, um sie an wohlhabende Militärpflichtige zu verkaufen; bis dahin wurden sie wie Negersklaven gefangen gehalten und behandelt.

Von allen auf Straßen und Märkten betriebenen Geschäften erhob und erhebt die Camorra Abgaben nach festen Sätzen; auch Kofferträger, Droschkenkutscher, Barkenführer, Zeitungsverkäufer, selbst Bettler sind ihr tributpflichtig. Gemüse- und Fruchthändler, namentlich Verkäufer von Wassermelonen hatten so viel zu zahlen, daß ihnen wenig übrig blieb. Ein seit langem in Neapel ansässiger Schweizer erzählte 1874 dem Schreiber dieser Zeilen, ein Camorrist habe kürzlich eine Gemüsehändlerin auf offenem Markt niedergestochen, weil sie die geforderte

Abgabe nicht sofort gezahlt hatte, obwohl sie bereit gewesen war, zu zahlen, sobald sie Geld eingenommen haben würde. Eine übliche Form der Tributerhebung ist, daß der Camorrist für einen Gegenstand, der einen Soldo kostet, dem Verkäufer eine Lira (20 Soldi) gibt und 21 Soldi zurückerhält; ebenso erhält er von dem Geldwechsler für 19 Soldi eine Lira. In Frattamaggiore kam es vor, daß der regierende Camorrist die Priester brandschatzte, die von jeder Messe 3 Soldi erlegen mußten. Uebrigens waren alle diese Tributpflichtigen keineswegs mit der Camorra durchaus unzufrieden. Sie schützte sie gegen andere Diebe und Betrüger und war ihnen bei ihren eigenen Betrügereien behilflich. Der Respekt vor ihr war so groß, daß die Abgaben an die Camorristen selbst dann pünktlich entrichtet wurden, wenn sie im Gefängnis saßen.

Daß die in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts gemachten Versuche, die Camorra gewaltsam auszurotten, vollständig scheitern mußten, hatte jeder Kundige und Unbefangene vorausgesehen. Schwerlich ist ihre Macht jemals ernstlich in Frage gestellt worden. Wie groß sie war und wie weit sie reichte, zeigen besonders anschaulich die 1875 von Woldemar Kaden, der seit 1867 in Neapel ansässig war, gemachten Mitteilungen[1]). Ein ihm befreundeter Reisender hatte in einem der 4000 Mietswagen Neapels, dessen Nummer er sich nicht gemerkt hatte, ein Buch liegen lassen, das er gern wieder gehabt hätte. Kaden wandte sich an einen ihm als Camorristenchef bekannten Kaffeewirt, und

1) Kaden, Die Camorra. Im neuen Reich 1875, II, S. 1001—1013.

dieser überreichte es ihm nach sechs Stunden, jede Belohnung standhaft ausschlagend. Ein Jahr darauf wurde derselbe Kaffeewirt unter dem dringenden Verdacht, an dem Morde eines Zollbeamten teilgenommen zu haben, verhaftet. Nach einem halben Jahr saß er wieder unbehelligt in seiner Bude. Jeder wußte, welche Mächte ihn befreit hatten, und sein Ansehn hatte nur gewonnen.

Im Sommer 1874 nahm die Camorra für einen jungen Mann aus ziemlich angesehener Familie Partei, der auf offenem Toledo einen andern niedergeschossen hatte. Sie schickte am Tage vor der Gerichtsverhandlung einen Deputierten zu dem Präsidenten des Gerichtshofs, der die Freisprechung ihres Schützlings verlangte und mit blutiger Rache drohte, falls sie nicht erfolgen würde. Die Frechheit ging so weit, daß sie für den andern Tag ein großes Mittagessen bei Frisio, einer bekannten Posilipporestauration bestellten und vereint die Ankunft des Freigesprochenen erwarteten. Da ermannte sich die Regierung dazu, das ganze Nest aufzuheben und nach den Inseln zu schicken, und nun folgten Aufhebungen über Aufhebungen. Stadtbekannt war aber, daß diese Maßregeln aus Rücksicht auf die bevorstehenden Wahlen getroffen wurden. Bisher hatte die Camorra meist für die Regierung gestimmt oder stimmen lassen. In den letzten Zeiten war aber eine Verstimmung eingetreten, und es war bekannt, daß sie mit der Opposition gehn werde. Die in das Domicilio coatto wandernden waren übrigens keineswegs niedergeschlagen. Sie erwiderten die Sympathiekundgebungen der zum Abschiede von ihnen versammelten Menge mit dem Versprechen baldiger Wiederkehr.

In den letzten zwei, drei Jahren (vor 1875) hatten

die Camorra den Preis aller Waren, vor allem der Lebensmittel durch die den Händlern auferlegten Abgaben zu einer fabelhaften Höhe hinaufgetrieben, so daß Fleisch selbst von den Tischen besser gestellter Familien nach und nach verschwunden war.

Munizipale Maßregeln, schrieb kurz vor 1878 ein neapolitanischer Gemeindebeamter an Villari, können nur Erfolg haben, wenn sie den Interessen der Camorra nicht zuwiderlaufen. Die Straßenreinigung ist erst in Gang gekommen, seit die Camorra Gewinn davon zieht. Die Haus- und Gartenbesitzer haben sich zu der angeordneten Restauration und Abputzung der Straßenmauern erst entschlossen, als die Camorra die Sache in die Hand nahm. Als 1879 ein Monstreprozeß gegen Camorristen anhängig gemacht war, mußte er in Viterbo verhandelt werden, weil zu erwarten war, daß ein Schwurgericht in Neapel die Schuldigen freisprechen würde. Auch in den übrigen Städten des Südens dürfte die Verbindung ihre Herrschaft behauptet haben. Als Gregorovius 1874 von Manduria nach Tarent fuhr, setzte sich ein Mann neben den Kutscher auf den Bock, und er erfuhr von diesem, daß jener, ein wohlhabender Bürger von Manduria, ein Haupt der Camorra sei.

Im vorigen Jahr hat die Regierung ihr völliges Unvermögen zur Ausrottung dieses Krebsschadens vor dem Parlament offen eingestanden. Auf eine Anfrage des Abgeordneten Colosimo über die öffentliche Sicherheit in Neapel gab der Unterstaatssekretär des Innern di Sant' Onofrio am 17. Juni 1904 folgende Gründe des Fortbestehens der Camorra an: die Masse der von manchen (wol zu hoch) auf hunderttausend geschätzten, ganz brot-

und obdachlosen Menschen in Neapel, das Zuströmen von Verbrechern aus den Nachbarstädten, die Unzulänglichkeit der an Zahl viel zu geringen Polizeimannschaften, der Mangel einer Unterstützung der Sicherheitsbehörden durch die Einwohnerschaft, die vielmehr der Camorra Vorschub leistet. Nicht einmal in den Gefängnissen hat man sie unterdrücken können. Fast täglich gibt es Tumulte unter dem Vorwande, daß das Brot, die Suppe nicht gut seien, und die Gefangenen bauen sogar Barrikaden[1]).

Daß ein so ausgezeichneter Kenner Neapels, wie Marc Monnier, 1863 die Hoffnung äußern konnte, die Camorra werde bald vergessen sein, ist schwer zu begreifen. Leider muß man vielmehr Villari recht geben, daß bis zu ihrer Ausrottung selbst dann ein Jahrhundert vergehen müßte, wenn man den richtigen Weg einschlüge. Mit Repressivmaßregeln ist gegen sie nichts auszurichten: sie ist ein natürliches und notwendiges Produkt der sozialen Zustände Neapels in ihrem gegenwärtigen Zustande. Tausendmal ausgerottet, wird sie tausendmal neu entstehn. Um ihr den Boden zu entziehen, in dem sie wurzelt und auf dem sie gedeiht, müßte das Volk von Neapel zu einem strengeren Rechtsgefühl, einem strengeren Pflichtbewußtsein erzogen, und diese Erziehung durch mehr als eine Generation fortgesetzt werden.

4. Sizilien.

1. Agrarische Zustände.

Sizilien, das die mittelalterlichen Kosmographien als das Kleinod der Dame Europa abbilden, nennt Sebastian

1) P. Baumgarten a. a. O. S. 641.

Münster (1544) ein Land, in dem „Alles was der Mensch, beide zur Notturft und Wollust mag wünschen und begehren, überflüssig zu bekommen sei"; aber es gibt wohl kaum eines, dessen Bewohner, mit Ausnahme einer sehr kleinen Minderheit, immer das eine wie das andere in höherem Grade entbehrt haben und noch entbehren. Der Wortführer des sizilianischen Bauernaufstandes von 1649 sprach schon damals die Losung aus, die seitdem oft genug in Tumulten und Revolteversuchen auf dem Lande wiederholt worden ist: „Die Vorsehung hat die Gefilde für alle fruchtbar gemacht, wir sind nicht verpflichtet, Hungers zu sterben, damit einige Diebe sich mästen" [1]. Es ist wirklich ganz unbegreiflich, schrieb 1776 der Irländer Patrik Brydone, wie eine Regierung vermögend ist, ein Land arm und elend zu machen, das alles, was selbst die Üppigkeit verlangen kann, fast von sich selbst hervorbringt. Doch ach! Armut und Elend haben immer das spanische Joch, so wohl auf dieser als auf der andern Seite der Erdkugel begleitet [2]. Die Insel glich 1802 nach Seume im Innern einer Wüste, die er in Amerika kaum so schrecklich gesehen hatte, und eine so entsetzliche Armut, wie er sie hier sah, hatte er sich (nach einer Durchwanderung des ganzen, im tiefsten Elende schmachtenden Italiens) kaum denken können. Cesare Abba, einer der Tausend Garribaldis, erzählt, ein Mönch habe ihm erklärt, er würde sich dem Zuge anschließen, wenn er für das leidende Volk unternommen würde. Doch die erstrebten Ziele, Einheit, Freiheit,

---

1) Fischer, Italien S. 322 f.

2) P. Brydones Reise durch Sizilien und Malta. Dritte deutsche Ausgabe (1873) II 41.

Schule, genügten wol für die Piemontesen, aber nicht für die Sizilianer. Freiheit sei nicht Brot, und Schule auch nicht. Er verlange einen Krieg, nicht gegen die Bourbonen, sondern einen der Unterdrückten gegen die großen und kleinen Unterdrücker, die überall seien, in den Städten wie auf dem Lande[1]). Aber auch heute noch sollen im Innern Siziliens Hunderte dem Hungertode verfallen[2]). Das große, 1877 erschienene Werk von Leopold Franchetti und Sidney Sonnino La Sicilia nel 1876, verbreitete über die jammervollen Zustände der ländlichen Bevölkerungen volles Licht. Aber dieser Mahnruf ist ungehört verhallt, und nicht nur ist nichts zur Linderung des Massenelends geschehen, sondern die städtischen Steuern, die die überall zum Wohnen in den Städten gezwungenen Feldarbeiter am schwersten drücken, sind von 1874 bis 1889 auf das doppelte gestiegen. Die Hauptursache der Entstehung der seit 1891 über die Insel verbreiteten, bald Hunderttausende von Mitgliedern zählenden Arbeiterbünde (fasci dei lavoratori) war die empörende Ungerechtigkeit, mit der die Kommunalverwaltungen die Steuerlast von den Schultern der Besitzenden auf die der Armen und Ärmsten abwälzten. Der Aufstand dieser Arbeiterbünde im Jahre 1894 war nicht gegen die Regierung gerichtet, sondern gegen die Grundbesitzer, die Großpächter und die Munizipalbehörden, die Parole der Aufständischen: morte ai capeddi. Der Aufstand ist blutig niedergeschlagen worden und hat offenbar den besitzenden Klassen noch nicht

1) C. Abba, Da Quarto al Volturno 3 ed. (1891) p. 75 ff.

2) Rumpelt, In sizilischen Städten. Münchner Allg. Ztg. vom 28. Febr. 1902.

Furcht genug eingeflößt, um sie zu den für ihre Selbsterhaltung notwendigen Opfern zu bestimmen.

Sizilien ist eine Welt für sich, in der Zustände früherer Jahrhunderte, wenn auch in veränderten Formen, fortdauern und die Ueberlieferungen einer fernen Vergangenheit in Denken und Empfinden, im Rechtsgefühl und in den Sitten sich erhalten haben, stellenweise bis zum sozialen Atavismus. Noch jetzt gehören zu den charakteristischen Eigenschaften der Sizilianer Gastfreundschaft und Ritterlichkeit, die sich selbst im Verbrechen zeigt. Gerechtigkeit verschaffen sie sich am liebsten selbst. Das Messerduell, Knie an Knie, gilt als ehrenvollstes Mittel zur Entscheidung von Streitigkeiten, und die Anrufung der öffentlichen Gerechtigkeit wird als unedel verschmäht[1]. Der Getroffene verrät seinen Gegner nicht. Noch immer sind die Paladine der mittelalterlichen Sage Idealgestalten des niederen Volks. Zwar liest ein Canta-Storie hier und da Nicolo de' Lapi oder Ettore Fieramosca von Massimo d'Azeglio vor, aber weit öfter die Chronik Turpins, den Morgante von Pulci, den rasenden und den verliebten Roland. Auf Karren, die mit Gemüse, Steinen u. s. w. beladen sind, sieht man Darstellungen sämtlicher Helden, von Rinaldo bis zu Wilhelm dem Normannen, besonders dem tapferen Ruggero (Roger), mit Unterschriften in roten und schwarzen Buchstaben, wie Karl der Große und seine Paladine, Roland bei Ronceval, Rodomont in Francien u. s. w.

Die Aufhebung der Feudalrechte hat die Lage der Bevölkerung nur insofern geändert, als der Herr die

1) Niceforo, L'Italia barbara contemporanea p. 54 ff.

Leistungen, die er früher kraft seines Rechts verlangte, jetzt durch Verträge erzwingt, und daß der Arbeiter den Herrn wechseln kann. Nach wie vor zerfällt die Bevölkerung zum größten Teil in zwei Klassen, die sehr kleine der großen Besitzer (galantuomini) und die Masse der Besitzlosen, die jenen, wie früher die Hörigen ihren Baronen, in sklavischer Abhängigkeit gegenüberstehen. Der Mittelstand, Kaufleute in den Städten, mittlere und kleine Grundbesitzer (die übrigens im Innern und im Süden fast ganz fehlen) ist wenig zahlreich und ahmt dem Adel in der Eitelkeit und der Sucht nach Gewaltherrschaft nach. Der Besitz gilt noch als Würde, hat aber wenig Pflichtgefühl erzeugt. Ein Gefühl der Solidarität der Klassen zeigt sich nur im Mißtrauen gegen die Nichtsizilianer.

Der Ackerbau ist mit Ausnahme des Schwefelbaus fast die einzige produktive Tätigkeit auf der Insel, da der Handel beinahe ganz fehlt. Für die Bodenkultur zerfällt Sizilien in zwei völlig verschiedene Zonen. In der einen herrscht der Kornbau, der abwechselnd mit Brachen und natürlichen Weiden fünf Sechstel ihres Gebiets einnimmt, dagegen werden fruchttragende Bäume und Sträucher nur in der nächsten Nähe der Ortschaften gezogen. In der anderen ist die Baumzucht die Hauptkultur, der Kornbau steht zurück, und Brachen und Weiden fehlen. Die erste Zone umfaßt das Gebiet, das sich von dem Le Madonie genannten Gebirge zum afrikanischen Meer erstreckt: die Provinzen von Trapani und Palermo zum großen Teil, die von Girgenti und Caltanisetta ganz, ferner die Umgebung von Mistretta, die von Castroreale zum Teil, die von Nicosia und Caltagirone ganz. Die zweite Zone umfaßt die Küste zwischen Monte S.

Giuliano und Mazzara und zwischen Castellamare und der Conca d'Oro, ferner den größeren Teil der engen und kurzen Täler, die sich von den Madonie nach dem Tyrrhenischen Meer absenken, die nördlichen und östlichen Teile der Provinz Messina, die östlichen und südlichen Abhänge des Ätna. Die Provinz Syrakus gehört je nach der Verschiedenheit der Bodenerhebungen und des Klimas zu der einen und zu der anderen Zone und hat außerdem ihren besonderen Charakter.

Die erste Zone bietet den Anblick einer unermeßlichen Einöde von herzbeklemmender Trostlosigkeit. Man kann dort fünf bis sechs Stunden reiten, ohne einen Baum oder einen Strauch zu sehn. Nirgends stößt man auf ein Bauernhaus, dagegen in weiten, oft stundenlangen Zwischenräumen auf altertümliche verfallene Gebäude, die zugleich als Wohnungen und Kornspeicher dienen: die Zentren der Bewirtschaftung großer Güter. Hin und wieder begegnet man Feldarbeitern, die zu Fuß oder auf schäbigen, mit Wunden bedeckten Eseln und Maultieren von der Arbeit heimkehren, oder einer berittenen und bis an die Zähne bewaffneten Schar von Gutsbesitzern mit ihren Feldhütern, oder streifenden Patrouillen. Die Diligenzen, die von ganz menschenleeren Bahnstationen ausfahren, werden von berittenen Soldaten begleitet. Nähert man sich einer Stadt etwa bis auf eine Miglie, so ändert sich die Szenerie völlig. Man ist in einer Oase von Öl-, Mandel- und andern fruchttragenden Bäumen, Wein- und Feigenkaktuspflanzungen und Agrumigärten. Beim Eintritt in die Städte (denn Dörfer gibt es nicht) kommt man durch lange Reihen niedriger Häuser, die nur aus einem Erdgeschoß bestehen, und dieses enthält nur einen

fensterlosen Raum mit einer Eingangstür, von der ein Flügel zur Hälfte geöffnet werden kann. Es sind die Wohnungen der Feldarbeiter, die hier mit Weib und Kindern, zusammen mit Schweinen, Hunden, Hühnern und dem Esel oder Maultier, wenn sie ein solches besitzen, hausen und schlafen. Denn die ganze ländliche Bevölkerung wohnt in den Städten und hat oft 15 und mehr Kilometer bis zu dem zu bebauenden Felde zurückzulegen. Bei größerer Entfernung gehen sie am Montag früh aus und kehren am Samstag Abend zurück, verlieren also zwei halbe Tage in der Woche; sie übernachten draußen in der Campagna meist in einer aus Baumästen und Stroh erbauten Hütte. Bei kleineren Entfernungen gehen sie täglich vor Sonnenaufgang aus und kehren bei Sonnenuntergang zurück, verlieren also zwei bis drei Arbeitsstunden. Auch auf den mit Bäumen bepflanzten Ländereien in unmittelbarer Nähe der Städte ist selten ein Bauernhaus, nur in größeren Wein- und Agrumigärten sind Wächterhäuser.

Die Bestellung der Felder war 1876 eine überaus primitive und rückständige, und wird seitdem schwerlich wesentliche Fortschritte gemacht haben. Der Dünger ging großenteils verloren, ja an einigen Orten wurden die aufbewahrten Vorräte im Sommer verbrannt, um eine Verpestung der Luft zu verhindern; erst hier und da fing man an, den Wert dieses unentbehrlichsten Elements einer rationellen Agrikultur höher zu schätzen. Bei dem völligen Mangel an Ställen auf den Gehöften der großen Güter und der allgemeinen Unwissenheit und Trägheit konnte man auf das Aufhören des Raubbaues nicht hoffen. Man mußte daher den Gebrauch eines sehr primitiven Pfluges,

der nur eine dünne Schicht des Bodens hebt, als ein Glück und eine providentielle Fürsorge für künftige Generationen betrachten. Das Dreschen geschah bei gänzlichem Mangel an Maschinen mit Maultieren, die, von einem Mann geleitet, im Laufe die auf der Tenne ausgebreiteten Garben zerstampften. Diese Arbeit, für die man einen Tag mit starkem Luftzug wählen muß, ist unter den sengenden Strahlen der sizilianischen Sonne sehr hart und für Menschen und Tiere verderblich.

Das Leben der Hirten, die mit ihren Herden, je nach der Jahreszeit, auf die Berge und wieder herab in die Ebene wandern, ist, wie überall, ein sehr hartes. Sie leben von (nicht immer gutem) Brote und gelabter Milch (ricotta); Fleisch essen sie nur von gefallenen und verunglückten Tieren. Mit Widderfellen bekleidet, bringen sie fast das ganze Jahr unter freiem Himmel zu, allen Unbilden der Witterung ausgesetzt. Selbstverständlich haben sie nie irgendwelchen Unterricht gehabt. Die Ziegenhirten, die, von Ort zu Ort streifend, ihre Herden großenteils auf unerlaubten Weiden halten, bilden eine besonders gefährliche Klasse. Sie stehen in fortwährenden Beziehungen zu Räubern, unterhalten deren Verbindungen, unterrichten sie von dem Herannahen von Truppen und tragen dazu bei, eine Wunde des sizilianischen Ackerbaues, den Viehdiebstahl, stets offen zu halten.

Die Kornbauzone nimmt drei Viertel des Areals der Insel ein. Fünf Sechstel ihres Gebietes bestehen aus Latifundien (feudi, exfeudi), die im allgemeinen den alten baronalen Lehensherrschaften entsprechen und sich großenteils noch in den Händen von Adelsfamilien befinden, aber auch, wenn in die Hände von Mitgliedern der reichen

Bourgeoisie übergegangen, ungeteilt geblieben sind. Die meisten Latifundien bestehen aus 500 bis 1000 Hektaren, aber auch solche von 1000 bis 2000 sind häufig, und es gibt deren bis zu 6000 und darüber. Jedes dieser großen Güter hat als Verwaltungszentrum eines jener oben erwähnten, meist zerfallenen Gebäude mit Wohnungen für die Angestellten, deren viele dort in einem Raum auf Lumpen oder Stroh zu schlafen pflegen. In der Regel waren 1876 die Latifundien auf drei bis sechs, selten neun Jahre verpachtet, der Grundzins wurde von den Pächtern (gabellotti) meist in Geld entrichtet. Das System der Afterverpachtung war im Abnehmen; in der Regel verpachteten die Besitzer an Kapitalisten, die die Bodenkultur selbst ausführten. Auch pachteten diese zwei oder drei Feudi in verschiedener Höhe behufs der Wanderungen der Herden nach den Jahreszeiten.

Der für den Kornbau bestimmte Teil des Gutes wurde in Parzellen geteilt und Kleinbauern auf ein, zwei, auch drei Jahre zur Bewirtschaftung überlassen, entweder a terratico oder a metateria. In beiden Fällen bezahlten die Bauern den Zins in Korn, dessen Höhe sich natürlich nach dem Flächeninhalt des zu bebauenden Landes richtete, gewöhnlich aber war er so hoch, daß auch bei einer günstigen Ernte die Entschädigung für die Arbeit keine angemessene war. In mittleren Jahren konnte der Bauer kaum die zum Unterhalte seiner Familie gemachten Schulden bezahlen und in schlechten mußte er sein Maultier oder sein Hüttchen verkaufen. Bei der metateria, die bereits 1876 die gewöhnlichere Form des Vertrags war, hatte er zwei Drittel der Ernte und das Saatgetreide abzugeben, oder drei Viertel ohne das letztere. Die Härte

dieser Verträge wurde noch sehr durch Extraabgaben gesteigert, namentlich an die als Aufseher eingesetzten Feldhüter (campieri), oft, wo nicht in der Regel, gewalttätige, mit der Justiz auf gespanntem Fuß stehende Menschen, deren Übergriffe und Bedrückungen ein Hauptgegenstand der Beschwerden der Landleute sind[1]). Zu den zahlreichen übrigen Abgaben gehörte z. B. eine für das Lesen einer Messe, die oft das Zehnfache von dem betrug, was dem Priester dafür gezahlt wurde.

Der Umfang der den Kleinbauern überlassenen Parzellen ist sehr verschieden. Ein Mann, der nur seine Hacke besitzt, kann 40 Ar bis zu einem Hektar, ein Besitzer von zwei Maultieren 4—8 Hektaren erhalten. Oft verbinden sich zwei Bauern, von denen jeder ein Maultier besitzt; dieses oder einen Esel haben sie gewöhnlich, aber fast nie einen Ochsen oder eine Kuh. Können sie den Preis für ein altes, wundgescheuertes Tier nicht aufbringen, so nehmen sie auf Kredit, falls sie ein Häuschen zu verpfänden haben, ein fast unbrauchbares für den doppelten Preis, in der Hoffnung, es im nächsten Jahre ganz oder teilweise von der Ernte bezahlen zu können.

Ein Stückchen Land als terratichiere oder metatiere zur Bebauung zu erhalten, ist das Ziel eines großen Teils der ländlichen Proletarier, das sie oft durch ein Übermaß von Arbeit und Entbehrung zu erreichen suchen. Allerdings gewähren diese Verträge ihnen eine Sicherheit für die nächste Zukunft. Aber in der Regel sind sie dadurch genötigt, den größten Teil des Jahres von Vor-

---

1) P. Villari: La Sicilia e il Socialismo. Nuova Antologia 1895. Vol. 141 3. Serie 58.

schüssen der Padroni oder Darlehen städtischer Wucherer zu leben. Die Vorschüsse werden meist, unter der Bedingung der Rückerstattung nach der Ernte, zu einem Zins von 25 Prozent für 6—7 Monate gegeben; die Hälfte dieses Zinses, mit dem sich wenige Besitzer und Großpächter begnügen, gilt den Bauern als billig. Haben diese bei der Teilung der Ernte im günstigsten Falle deren fünften Teil, doch meist von geringerer Qualität, für sich erhalten, so müssen sie das Korn eilig auf den nächsten Markt bringen, solange die Saumpfade noch nicht durch die Herbstregen ungangbar geworden sind, um ihre Schulden zu bezahlen und noch billigere Nahrungsmittel für sich und die Ihrigen einzukaufen. Beim Fehlen von Wochenmärkten fallen sie notwendig in die Hände von Kornmaklern, deren Ringe, eine wahrhafte Camorra, dem wirtschaftlich Schwachen den niedrigsten Preis auferlegen, wenn er verkaufen, den höchsten, wenn er kaufen will.

Die zahlreichste Klasse der Feldbebauer bilden die Tagelöhner (giornalieri, braccianti), die noch durch Kleinbauern vermehrt wird, wenn diese keine Arbeit haben. Auf dem Platze jeder Stadt sieht man schon vor Tagesanbruch eine Menge von Männern und Knaben versammelt, jeder mit einer Hacke, die sich für einen Tag verdingen wollen. Regnet es oder ist das Wetter drohend, so ist der Tag für sie verloren, zumal wenn sie große Entfernungen zurückzulegen haben. Die für eine ganze Woche Vermieteten schlafen entweder in den Gehöften der Feudi oder in den Feldern, unter Stroh- und Laubdächern, oder unter freiem Himmel. Der Durchschnitt des Tagelohnes schwankt zwischen 1 Lire und 1.70 Lire und steigt in der Erntezeit auf 2.50, 3.50, ja selbst 5 Lire. Dann

(im Juni) finden regelmäßig Wanderungen der Arbeiter von den Bergen in die Ebene und umgekehrt statt, wodurch die Periode der hohen Löhne für sie verlängert wird. Doch nur ein bis zwei Drittel des Lohnes werden in Geld gezahlt, das übrige in Brot, Zukost (Oliven, halbe Orangen u. dgl.), Wein, an manchen Orten einer Bohnensuppe oder Gemüse. Häufig sind die Arbeiter großen Gefahren für ihre Gesundheit ausgesetzt. In ganz Sizilien herrscht in den Niederungen während einer Periode von drei bis vier Monaten die Malaria, infolge des Mangels der Regulierung der Wasserläufe, die überall in kleinen Gräben stagnieren, und infolge der Sitte, Hanf und Flachs darin einzuweichen. Durch ein Verbot dieses Gebrauchs und eine größere Fürsorge für die Leitung der Gewässer könnte im größten Teil der Insel die Malaria beseitigt werden. Am verderblichsten wirkt sie in der unermeßlichen, fast unbewohnten Ebene von Catania. Hier wandern in den Zeiten des Pflügens, Säens, Erntens und Dreschens Arbeiter aus dem Syrakusanischen ein, noch mehr aus den Bergen der Provinz Messina. Diese Unglücklichen, die den ganzen Tag unter der Glut der sengenden Sonne arbeiten, schlafen mitten in mörderischen Miasmen im Freien. Manche sterben, sehr viele bringen den Keim eines langen Siechtums heim, das sie arbeitsunfähig macht und sicher zum Grabe führt: und das alles, um während einer kurzer Zeit einige Lire am Tagelohn zu gewinnen.

Gebaut wird in dieser Ebene hauptsächlich Korn, Baumwolle und Reis. Die Reinigung des letzteren vom Unkraut geschieht durch Frauen und Kinder, die für den Lohn von 60—80 Centesimi von früh bis spät gebückt arbeiten müssen, die Füße im Wasser, in der Glut der

Junisonne. — In den Vignen finden Tagelöhner während eines guten Teils des Jahres in ganz Sizilien Arbeit. Doch im Innern und im Süden fehlt sie häufig, der Winter ist für die Tagelöhner oft eine Zeit der härtesten Entbehrungen. Im ganzen sind sie infolge der Feiertage, des ungünstigen Wetters u. s. w. durchschnittlich 100—120 Tage im Jahre ohne Arbeit.

In einigen Gegenden der Baumzone ist die Lage der contadini etwas besser als in der bisher geschilderten Kornbauzone: in wirtschaftlicher Hinsicht, weil sie bei der Baumkultur eine größere Sicherheit für die nächste Zukunft haben, in sozialer, weil bei der großen Teilung des Bodens und der Unverträglichkeit der Intensivkultur mit Verpachtungen und Afterverpachtungen der Abstand des Bebauers vom Eigentümer minder groß ist, auch weil bei der Kostbarkeit der Kulturgewächse die Gefahr für den Besitzer im Falle von Repressalien eine größere ist.

Die ländliche Bevölkerung Siziliens hat vor den Heloten der Po-Ebene den Vorzug, daß sie von Weizen, nicht von Mais lebt, also besser ernährt und von der Pellagra nicht heimgesucht wird — ein Vorzug, den sie freilich dem Mangel an Straßen und Verkehrsmitteln verdankt, deren Zunahme die Ausfuhr des Weizens und die Einfuhr von Mais und anderen geringeren Nahrungsmitteln befördern würde. Ein anderer Vorzug des ländlichen Proletariats der Insel vor dem des Festlandes ist, daß namentlich in der Kornbauzone wegen der Konzentration der Landleute in den Städten die Frauen an der Feldarbeit nicht teilnehmen können, die ihre Gesundheit sowie die der Nachkommenschaft schädigt. Nur in der Erntezeit beteiligt sich die ganze Familie am Garbenbinden,

Ährenlesen und -stehlen. Bei der Weinlese, der Nuß- und Olivenernte helfen gewöhnlich nur die Frauen von Tagelöhnern und den ärmsten Bauern. Sonst bleiben die Frauen zu Hause, sorgen für dessen Reinhaltung, für das Schwein, die Kinder, und spinnen; häufig haben sie auch einen Webstuhl zur Anfertigung der Kleidung für die Familie. Die Sittlichkeit ist nach Gegenden verschieden, gilt aber im allgemeinen für gut und jedenfalls besser als man erwarten könnte, da sie so vielen Gefahren und Versuchungen ausgesetzt ist, sowohl durch die so häufige Abwesenheit der Männer als durch die Abhängigkeit von Personen der besitzenden Klassen und deren geringer Moralität. Der Unterricht fehlte 1876 so gut wie ganz. Wenn 1871 nicht weniger als 87 Prozent der Gesamtbevölkerung Analphabeten waren, kann deren Summe unter der ländlichen Bevölkerung nur sehr wenig unter 100 betragen haben.

Zu der Ausbeutung der wirtschaftlich Schwachen durch die ihnen auferlegten Arbeitsverträge und zu der Herabdrückung der Löhne auf das Mindestmaß des zum Lebensunterhalt Erforderlichen durch den Wettbewerb der Arbeiter gesellt sich der Wucher, dieser fressendste Schaden der sozialen Zustände Siziliens, um die Besitzlosen in einer gesetzlichen Sklaverei und tiefen moralischen Erniedrigung zu erhalten. Er wird nicht von Juden geübt, die der bigotte Ferdinand aus der Insel vertrieben hat; Sizilien wird „von christlichen Harpyien zerfleischt“[1]). Der Wucher ist auch ein wesentliches Hindernis für die Entwicklung

1) J. W. Mario: Le miniere di zolfo in Sicilia. Nuova Antologia Vol. 133 (1894), 3. Serie, 49 p. 742.

der Industrie. Eine vor einigen Jahren geplante Anlage einer Fabrik von Zitronensäure in Palermo, die nach den Berechnungen der Sachverständigen sehr hohe Erträge abgeworfen haben würde, mußte unterbleiben, weil die Agrarbarone, auf deren Beteiligung man gerechnet hatte, sich nicht dazu entschließen konnten. Die in Aussicht gestellten Vorteile waren lange nicht so groß als ihr Gewinn durch Wuchergeschäfte.

Das Elend der armen, vom Feldbau lebenden Bevölkerung ist nun, wie gesagt, noch sehr durch die Ungerechtigkeit in der Verteilung der Steuerlast gesteigert worden, zu welcher die die Kommunalverwaltungen beherrschenden galantuomini ihre Macht mißbraucht haben. Die Verbrauchssteuern (dazio consumo) drücken die zum Wohnen in den Städten gezwungenen contadini am schwersten. Da eine Abgabe von jedem Liter Mehl erhoben wird, lassen die Landleute oft die Ihrigen vor das Tor kommen, um das Brot unversteuert zu essen, während der Herr, der einen Hasen in seinem Wagen hineinbringt, nicht zahlt. Der einzige Besitz der armen Landleute, das Last- und Zugtier, wird hoch (an sehr vielen Orten mit 8 Lire) besteuert, während der Gutsbesitzer oder Pächter für hundert Rinder wenig oder gar nichts zahlt. Die Steuer für Zug- und Lasttiere ergab 1874 rund 590 000 Lire, die Viehsteuer kaum 145 000 Lire. Dieselbe Ungerechtigkeit herrscht bei der Verteilung der Steuern überhaupt, und überdies sind auch die Steuererheber darauf bedacht, nur die Armen streng zu behandeln, die Reichen zu schonen, besonders Mitglieder der herrschenden Coterie oder Partei. Dabei sind die Luxusausgaben der Gemeinden unverhältnismäßig groß. Die Zahl der seit 1860 in

Sizilien erbauten Theater ist eine überraschende; in einer Stadt wurde die Mehlsteuer um 30 000 Lire erhöht, um 20 000 Lire für die Fortsetzung eines Theaterbaues ausgeben zu können[1]). In Kommunen, denen notwendige Straßen, Kirchhöfe und ein Gemeindearzt fehlen, erhalten Oper und Ballett jährliche Zuschüsse aus der Stadtkasse. Auch die Zwecke der Wohltätigkeitsstiftungen (opere pie), an denen Italien so überreich ist, werden, wie überall, zum großen Teil illusorisch gemacht, oder zum Besten derer verwendet, die ihrer am wenigsten bedürfen. Sonnino führt ein charakteristisches Beispiel an[2]): Der Herzog Carlo Cottoni di Castenuovo, eine der edelsten Gestalten in der Geschichte Siziliens, bestimmte in seinem Testament (1829) ein Kapital zur Errichtung eines Hospitals, einer Mädchenerziehungsanstalt und einer Volksschule in einer Gemeinde der Provinz Caltanisetta; ein anderes Kapital zur Erbauung von Straßen nach benachbarten Orten. Das Hospital wurde erbaut. Es sind darin, sagte Sonninos Gewährsmann (1877), Direktoren, Ökonomen, Kapläne, Sekretäre, Apotheker, Diener, alles — außer Kranken; ein Mann, der in Florenz die Zinsen des auf die Staatsschuld eingeschriebenen Stiftungskapitals einzuziehen hatte, empfing dafür bis vor kurzem ein jährliches Gehalt von 1200 Lire. Von Straßenbauten war 40 Jahre lang nicht die Rede, und es bedurfte vor 6 Jahren eines Gewaltstreiches, um den Rest des dazu bestimmten Kapitals der Kommunalkasse zu entreißen und ihn endlich nach dem Willen des Testators verwenden zu können.

---

1) Villari: N. Antol. Vol. 141 (1895) 3. Serie 58 p. 231.
2) Sonnino: I contadini in Sicilia p. 188 f.

Wer die agrarischen Zustände Siziliens kennt, sagt Sonnino, kann sich nicht wundern, daß der Landmann dem Banditen, als dem Rächer seiner Unterdrückung, zujubelt und ein blindes Werkzeug in der Hand des Priesters ist, in dem er mit Recht seinen einzigen Freund sieht. Die Gesellschaft und der Staat zeigt sich ihm nur in der Gestalt des ihn ausbeutenden Padrone, des Steuereinnehmers, des Aushebungsoffiziers und der Carabinieri. Der Priester ist die einzige Person, die sich seiner mit Worten der Liebe und Zuneigung annimmt, der, wenn er ihm nicht hilft, ihn wenigstens bemitleidet, der ihn wie einen Menschen behandelt, der ihm von einer künftigen Gerechtigkeit spricht, die ihn für die im Leben erduldeten Ungerechtigkeiten entschädigen soll. Der religiöse Kult bildet den ganzen idealen Inhalt seines Lebens, sonst kennt er nur Mühsal und Elend; dem kirchlichen Feiertag verdankt er die Ruhe, die er genießt.

Die moderne Gesellschaft hat gut auf die Unwissenheit, die Laster, die Vaterlandsfeindlichkeit, den Obskurantismus des Klerus schmälen. Kann sie den Unterdrückten, Hungernden und Gequälten keine Linderung ihrer Leiden bieten, so wird die Kirche über die Massen immer eine unumschränkte Herrschaft üben, die Lehre eines Teils ihrer Diener, daß Widerstand gegen die Autorität eines Usurpators und eines atheistischen Parlaments keine Sünde sei, eine Gefahr für den Staat bleiben, blinder, stupider und superstitiöser Glaube über den vernünftigen die Oberhand behalten und auch ferner jeden Fortschritt der Zivilisation in Frage stellen. Die bürgerliche Gesellschaft hat an die Stelle des Priesters nichts zu setzen gewußt als den Gemeindearzt, und auch dieser fehlt in dem größeren Teil

der Kommunen Siziliens, und man läßt oft den armen Arbeiter sterben wie einen Hund.

2. Die Mafia und das Brigantentum.

Der seit dem 13. November 1899 vor dem Schwurgericht in Mailand, später in Bologna und zuletzt in Florenz verhandelte Prozeß wegen der Ermordung des Barons Notarbartolo hat die Aufmerksamkeit von ganz Europa aufs neue auf die sizilianische Mafia gelenkt. Der Ermordete, der durch sie 1890 aus der Leitung der Bank von Sizilien in Palermo verdrängt worden war und die darauf erfolgten Hinterziehungen und Unterschleife der neuen Bankdirektion dem Ministerium angezeigt hatte, war 1893 in einem Eisenbahnzug ermordet worden. Man beschuldigte die Mitglieder des Vorstandes der Bank, namentlich den Deputierten Commendatore Don Raffaele Palizzolo, den Mörder gedungen zu haben; doch wurde die Untersuchung unter dem Einfluß der Mafia so geführt, daß der Mörder, ein Südfruchthändler Fontana, gar nicht zur Verantwortung gezogen ward, und die wichtigsten Belastungsurkunden verschwanden aus den Akten. Fontana, der sich auf ein Gut des Fürsten Mirto geflüchtet hatte, konnte nicht eher verhaftet werden, als bis der Fürst selbst mit Verhaftung bedroht worden war. Schließlich wurden zwei Eisenbahnschaffner wegen Mithilfe angeklagt, doch wegen mangelnder Beweise freigesprochen. Aber der Sohn des Ermordeten, Marineoffizier, ruhte nicht, bis der Prozeß von neuem aufgenommen und vor das Schwurgericht in Mailand verwiesen wurde. Hier faßten denn einige Zeugen den Mut, wahre Aussagen zu

machen, während besonders die Sicherheitsbeamten ihre Mitschuld an der Vereitelung der Untersuchung durch falsche Zeugnisse zu verdunkeln suchten. Palizzolo ward am 8. Dezember in Palermo verhaftet. Unter den Zeugen hatte besonders der Kriegsminister General Mirri, der 1894 als königlicher Kommissar nach Sizilien gesandt worden war, schwer belastende Aussagen über die Macht der Mafia und die Feigheit und Gewissenlosigkeit der Gerichts- und Polizeibehörden, selbst des Kassationshofes in Rom, namentlich in dieser Angelegenheit, gemacht. Einer der beschuldigten Justizbeamten wies darauf nach, daß Mirri selbst sich einer Begünstigung der Mafia schuldig gemacht hatte, indem er die Freilassung eines ihrer Mitglieder verlangte, weil er ihm für die Wahl eines Deputierten der Partei Crispis unentbehrlich war, und Mirri mußte im Januar 1899 seinen Abschied einreichen.

Während das Geschworenengericht in Bologna Palizzolo schuldig gesprochen hatte, konnten die Geschworenen in Florenz nicht die volle Überzeugung von seiner Schuld gewinnen und sprachen ihn so wie zwei Mitangeklagte frei. Auf welche Weise dies Verdikt zustande gekommen ist, wird schwerlich jemals bekannt werden. Jedenfalls ist Palizzolo ein Mann, den weite Kreise als der Urheberschaft des Mordes fähig ansahen und noch ansehn, und der das anerkannte Haupt der Mafia von Palermo war[1]). Seine Freisprechung rief dort einen unbeschreiblichen Jubel hervor. Man feierte ihn als Helden und

1) P. Baumgarten, Die Camorra Neapels a. a. O. S. 569.

Märtyrer, als den ersten Mann Siziliens. Ein Dampfer wurde gemietet, um ihn von Neapel abzuholen, das Fest der Madonna del Carmine sollte verlegt werden, damit er daran teilnehmen könne, Sammlungen wurden für ihn veranstaltet, und in allen vier Wahlkreisen Palermos sollte er zum Abgeordneten gewählt werden[1]).

Die Mafia (das Wort soll nach Villari erst um 1860 aus dem Jargon der Gefängnisse in die Umgangs- und Schriftsprache eingedrungen sein)[2]) ist ein Geheimbund, der auf öffentlichem und privatem Gebiet einen unrechtmäßigen, auf ursurpierter Macht beruhenden Einfluß zugunsten und zum Vorteil seiner Anhänger mit erlaubten und unerlaubten Mitteln ausübt, ein Staat im Staate, eine Unterdrückung gesetzlicher Zustände durch ungesetzliche[3]). Sie wurzelt in mittelalterlichen Anschauungen und Denkweisen des Volkes, in seinem Mangel an Verständnis für die Notwendigkeit einer allgemeinen und unbedingten Herrschaft des Gesetzes, in der Überzeugung, daß man für die eigenen Interessen am besten durch Einsetzung der eigenen Person sorgt und daß die Macht das beste Recht ist. In der sizilianischen Gesellschaft beruhen alle Beziehungen auf individuellen Interessen und Pflichten des einzelnen gegen den einzelnen, mit Ausschluß jedes

---

1) Nach Zeitungsnachrichten ist vor kurzem bei den Ergänzungswahlen zum Provinzialrat in Palermo Palizzolo mit der höchsten Stimmenzahl gewählt, und diese Wahl von der dortigen Mafia mit stürmischen, öffentlichen Kundgebungen begrüßt worden.

2) Lettere meridionali p. 33, 1.

3) Schneegans, Sizilien (1887) S. 333.

öffentlichen und allgemeinen Interesses. Auf der einen Seite eine Treue, eine Energie in der Freundschaft zwischen Gleichen und eine Hingebung des Geringeren gegen den Höheren, die weder Grenzen noch Skrupel oder Gewissensbisse kennt, auf der andern Seite das bis zur letzten Konsequenz durchgeführte System der Klientel oder Gefolgschaft. Die Mafiosen stehen ihren Häuptern gegenüber wie einst die Hörigen dem Baron und leisten ihnen denselben unverbrüchlichen Gehorsam. Dazu kommt noch die Hochschätzung der Tapferkeit und ritterlicher Gesinnung und ein freilich sehr seltsames, aber starkes Ehrgefühl.

Die Schilderung, die Franchetti 1877 von der Organisation der Mafia gegeben hat, dürfte auch heute noch durchaus zutreffend sein. Nach ihm herrschte sie in den Provinzen von Palermo (wo sie nach dem Ausspruch des Marchese di Rudinì, wie die Zitronen und Orangen am besten gedieh), Girgenti und Caltanisetta, den westlichen Teilen der Provinzen Messina und Catania und einem guten Teil der Provinz Trapani. Im Osten, in den sogenannten ruhigen Provinzen (Messina, Catania, Siracusa) fehlte es zwar auch nicht an Morden und Gewalttaten, in Messina übte bis 1875 der Bandenführer Cucinotta eine Schreckensherrschaft, es gelang ihm durch Konnivenz von Personen aller Klassen, sich dem Gericht zu entziehen. Doch im allgemeinen neigt die Bevölkerung des Ostens mehr zur Anwendung von List als von Gewalt, wodurch allerdings dieselben Wirkungen erzielt werden. Denn auch hier vermögen kleine Minoritäten ohne offenkundige und gewaltsame Gesetzesverletzungen Geldmittel und Macht auf unrechtmäßige Weise zum eigenen Vorteil zu verwenden, und die Unordnung in allen öffentlichen

und privaten Verhältnissen ist eine tiefgreifende und erstreckt sich auf alles.

Der fremde Besucher Palermos, sagt Franchetti, der von der Schönheit der Stadt und ihrer wundervollen Umgebung entzückt ist, hört oder liest bald in einer Zeitung, daß der Wächter eines Gartens durch einen hinter der Mauer abgefeuerten Schuß getötet worden ist, weil der Besitzer ihn in seinen Dienst genommen hatte, obwohl ihm von gewissen, die Wahl von Privatbeamten und Pächtern bestimmenden Leuten ein anderer empfohlen worden war. Ein Besitzer, der seinen Garten nach eigenem Belieben verpachten wollte, hatte eine Kugel über seinen Kopf pfeifen hören und auf diese wohlwollende Warnung sich gefügt. Auf einen jungen Mann, der sich der Gründung von Kinderasylen widmete, wurde geschossen, weil Personen, die die unteren Klassen beherrschten, eine Beeinträchtigung ihrer Herrschaft fürchteten, falls er durch Wohltaten Einfluß auf sie gewänne. Ein gewesener Mönch, der verbrecherische Unternehmungen leitete, spendete manchem von denen, die er niederstoßen ließ, den letzten Trost. Die jedermann bekannten Missetäter wurden niemals entdeckt, oder wegen Mangels an Beweisen nach einiger Zeit aus der Haft entlassen. Unter ihnen befanden sich neben vorbestraften Menschen wohlhabende Eigentümer und Pächter, auch Gemeinderäte, die ihr Vermögen begründet und vermehrt hatten, indem sie bei Einmischung in fremde Interessen ihren Willen durchsetzten und jeden, der sich nicht fügte, ermorden ließen. Übrigens hängen die lokalen Geheimbünde nicht miteinander zusammen und führen auch an verschiedenen Orten verschiedene Namen, wie die Stopaglieri (Stöpselmacher) in Monreale, die Fratuzzi in

Bagheria, Lo Scaglione (der Augenzahn) in Castrogiovanni[1]) u. s. w.

Mit Flintenschüssen und Zerfetzungen des Gesichts (sfregi) rächt man nicht bloß Beleidigungen, durch die Furcht vor beiden hält man auch gefährliche Konkurrenten von öffentlichen Versteigerungen fern, beschützt und verteidigt man Anhänger und Freunde, sichert man sich eine absolute Herrschaft in allen öffentlichen und Privatverhältnissen, namentlich in der Verwaltung des Vermögens und der Einkünfte der Kommunen und der wohltätigen Stiftungen (opere pie). Um eine solche Präpotenz zu erreichen und zu behaupten, muß man eine nicht unbedeutende bewaffnete Macht zur Verfügung haben, und dies muß allgemein bekannt sein. Wird die Herrschaft einer Faktion von einer anderen bestritten, so sucht sich jede durch Anwerbungen, namentlich in der Verbrecherwelt, zu verstärken, und auch zu diesem Zwecke den Glauben zu verbreiten uud zu steigern, daß ihre Anhänger stets mit Sicherheit auf wirksamen Schutz und Hilfe rechnen können. So erweitert sich das Gebiet der Rechtsverletzungen ins unendliche, zieht ganze Stadtgemeinden in Mitleidenschaft, und die Parteien stellen einander auf der ganzen Insel nach. Die Palermitaner wurden eines Tages erschreckt, aber nicht überrascht, als auf einem der belebtesten Plätze der Stadt vier oder sechs Mörder im Dienste einer Partei in einem 30 Kilometer entfernten Ort eine Salve von Revolverschüssen auf ein Mitglied der dortigen Gegenpartei abgaben.

Der Präfekt, die Gerichte sind der Mafia gegenüber

---

1) Rumpelt, M. A. Z., 13. März 1902.

machtlos, da ihnen die Mitwirkung der Bürger fehlt. Die große Mehrzahl sieht den widergesetzlichen Zustand, unter dem sie selbst leidet, als den normalen an, und wer sich auf die Seite des Gesetzes stellt, hat nicht nur die Rache der Verbrecher zu fürchten, sondern auch die allgemeine Mißachtung. Ein Beamter, der seine Mission ernst nimmt und in gutem Glauben das allgemeine Interesse rücksichtslos zur Geltung bringen will, wird, wenn er ein mächtiges Privatinteresse verletzt, einen Sturm der öffentlichen Meinung gegen sich brausen und alles alte Eisen der liberalen Phraseologie gegen sich schwingen sehen, die heiligen Bürgerrechte, die unsterblichen Prinzipien usw.; die lächerlichsten und unwahrscheinlichsten Anklagen werden gegen ihn erhoben, seine gerechtesten und löblichsten Maßregeln verurteilt werden. Und nicht einmal auf die Unterstützung der Regierung wird er mit unbedingter Sicherheit rechnen können. Die Ministerien jeder Partei geben das Beispiel der Anerkennung lokaler Mächte, die sie vernichten sollten, indem sie bei politischen Wahlen mit ihnen unterhandeln. Die Präfekten müssen dies Beispiel befolgen und so selbst dem Zweck ihrer Sendung entgegenarbeiten. Stellen sie sich auf die Seite des Gesetzes, so sind sie von der Gefahr bedroht, dafür büßen zu müssen.

A. Niceforo berichtet 1898 folgendes als in der Provinz Girgenti kürzlich vorgefallen[1]). Einer Bauernschaft wurde die ihr rechtlich zustehende Ernte einer von ihnen auf dem Grundstück eines Principe angelegten und kultivierten Bohnenpflanzung durch dessen Feldhüter entzogen. Sie wollten diese Rechtsverletzung nicht dulden,

1) L'Italia barbara contemporanea p. 185 f.

und ein Aufstand von 500 Bauern konnte jeden Augenblick ein Blutbad herbeiführen. Der Delegierte trat für ihr Recht ein, und der Präfekt billigte sein Verhalten, doch der Principe erwirkte seine Versetzung nach Sardinien.

Franchetti zeigt an einem charakteristischen Beispiele, wie hilf- und schutzlos die Vertreter des Gesetzes gegenüber der Allmacht der Mafia sind. Ein vor wenigen Tagen aus Piemont gekommener Unterbeamter der Mahlsteuerverwaltung sah bei einem Gang über Land einen Mann durch einen Flintenschuß fallen. Entsetzt macht er Anzeige des Mordes. Nach wenigen Tagen wird er selbst als der Tat verdächtig verhaftet, es treten Zeugen gegen ihn auf, und er soll vor die Geschworenen gestellt werden, während jedermann den wahren Mörder, die Ursache seines Verbrechens und die Vorteile kannte, die es ihm gebracht hatte. Glücklicherweise griff die vorgesetzte Behörde noch rechtzeitig ein, aber man fand es nötig, den Beamten zu versetzen, um ihn vor dem Tode zu retten.

Unter solchen Umständen entschließen sich die mit den ausgedehntesten Vollmachten ausgerüsteten Vertreter der Regierung, sich auf die einzige Macht zu stützen, die sie in ihrer Nähe finden, und Verbrecher in ihren Dienst zu nehmen. So werden die Interessen der Geheimbünde zu öffentlichen, ihre Feinde zu Feinden des Staates. Das besoldete Verbrechertum übernimmt die Ausrottung des nichtpatentierten und mordet diejenigen, die sich nicht mit ihm verbinden und den Ertrag ihrer Verbrechen nicht mit ihm teilen wollen. Die zur Entdeckung und Bestrafung der Verbrecher eingesetzten Magistrate (pretori) sind häufig deren Mitschuldige, selbst die Richter. Ein höherer Gerichtsbeamter in Palermo, der ein großer Liebhaber der

Jagd war, erkaufte den Schutz der die Umgegend unsicher machenden Verbrecher dadurch, daß er sie seinerseits beschützte und ihnen Vorschub leistete.

Im Innern der Insel ist die Verteilung der Macht dieselbe und übt dieselben Wirkungen. Die Verschiedenheit von den bisher geschilderten Gebieten ist nur eine äußerliche, durch den Unterschied von Stadt und Land bedingte. Die Autorität der Grundbesitzer ist trotz ihres bewaffneten Gefolges von Feldhütern nur eine scheinbare gegenüber der höchst mannigfaltigen Masse derer, die die Industrie des Verbrechens üben. Zwischen dieser und der Bevölkerung bestehen regelmäßige, dauernde Beziehungen, und das Brigantentum erscheint als eine anerkannte Institution, mit der man rechnen muß, wenn auch die eigentlich sogenannten Briganten nicht zahlreich sind; selbst in der Zeit der höchsten Blüte des Räuberwesens gab es nur fünf oder sechs Banden. Dennoch sind in der unermeßlichen Einöde der Kornbauzone die Verbrecher die Herrscher. Ihnen gehören die Ernten, die Gärten, die in dieser Wüste zerstreuten Häuser und Villen, Vermögen und Leben der Reisenden. Auf Pferden die nicht die ihrigen sind, bewaffnet mit Gewehren und Revolvern, die sie nicht gekauft haben, durchstreifen sie als Herren das Land. Die Pforten der Gehöfte stehen ihnen offen, Keller, Küche und Stallungen zu ihrer Verfügung. Bedürfen sie Waffen, Munition, ein Pferd, sie haben nur zu fordern. Brauchen sie Geld, so schreiben sie einen Brief an einen vermögenden Mann, und wenige wagen eine abschlägige Antwort zu geben. Sie finden überall Freunde, Verbündete, Gastfreunde, Spione. Alle Besitzer, Pächter und Beamte der landwirtschaftlichen Betriebe sind ihre Mit-

schuldigen. Die Besitzer wissen, daß sie sich vor Schädigungen durch Briganten am sichersten schützen, wenn sie zu Feldhütern Leute wählen, die selbst ein wenig Briganten gewesen sind und mindestens einen Mord auf dem Gewissen haben [1]).

Die Räuber (die zum Teil auch in Ortschaften wohnen und dann mit den Genossen auf dem Lande stete Verbindung unterhalten) treiben ihr Gewerbe auf verschiedene Weise: durch Erpressung (oft von regelmäßigen Abgaben), Aufhebung von Personen, die sie nur gegen hohes Lösegeld frei lassen, Beraubung von Diligencen, Beraubung und Ermordung einzelner Reisender, besonders Viehdiebstahl. Sie fühlen sich so sicher, daß sie sich gegen die von ihnen Beraubten oder Gefangenen den Luxus der Höflichkeit gestatten können. Die gegen sie gesandten Truppen richten wenig aus. Die auf der Insel nicht Heimischen, die oft nicht einmal die Sprache, gewöhnlich die Mimik der Landesbewohner nicht verstehen, Sitten und Zustände nicht kennen, folglich völlig isoliert sind, scheinen oft nur da zu sein, um gemordet zu werden, ohne zu wissen, von wem. Die 1543 gebildete berittene Landmiliz (militi a cavallo) steht mit der Bevölkerung auf bestem Fuße und sieht die Taten der Briganten so gut wie nie. Die Räuber wissen

1) Auch im 18. Jahrhundert war die Macht der Banditen in Sizilien eine allgemein anerkannte. Die meisten Reisenden ließen sich von gemieteten Banditen begleiten und reisten dann vollkommen sicher. Die Banditen erfüllten ihre Verpflichtungen gegen Auftraggeber und Schutzbefohlene mit unverbrüchlicher Treue, hielten überhaupt auf Ehre, wurden allgemein respektiert und von Obrigkeiten und großen Herrn beschützt und verwendet. P. Brydones Reise durch Sizilien und Malta (1776) 3. deutsche Ausgabe 1783, S. 53—62.

immer, wo die Truppen, diese niemals, wo jene sind. Der Widerstand gegen die Staatsgewalt kann vielleicht unbestraft bleiben, der gegen die Verbrecher niemals. Ihre Rache an allen, die ihnen irgendwie in der Ausübung ihres Gewerbes hinderlich sind, ist stets schnell und schrecklich. In San Mauro tötete der Räuberhauptmann Rinaldi einen Besitzer auf den bloßen Verdacht, daß er ihn denunziert habe. Bald darauf erschien er mit einem Gefährten in dem Ort, wo die Familie des Ermordeten wohnte, drang in das Haus, erschoß die Mutter, schleppte die Schwester auf die belebte Straße und tötete sie mit Messerstichen, in der Nähe des von Menschen gefüllten Kasinos und der Kaserne der Carabinieri, dann entfernte er sich unbehelligt. An demselben Ort tötete ein Mitglied derselben Bande aus persönlichem Groll einen allgemein beliebten Mann und stand, während dem Sterbenden das Sakrament gebracht wurde und die Menge vor seinem Hause laut wehklagte, mit gekreuzten Armen da. Niemand wagte ihm zu nahen, der Offizier der dort stationierten Bersaglieri erhielt die Anzeige des Mordes 24 Stunden später.

Ein großer Teil der unteren und mittleren Klassen nimmt an dem Brigantentum wenig oder gar keinen Anstoß: es seien Leute, die niemand Übles tun, wenn sie nicht gereizt werden. Man sagt, daß junge Männer aus guten Familien sich den Unternehmungen berühmter Banden aus Abenteuerlust und um den Ruf des Mutes zu verdienen, angeschlossen haben. Nur diejenigen, die von den Banditen zu leiden gehabt haben, fordern ihre Unterdrückung durch eine schrankenlose, keinem Gesetze unterworfene Gewalt.

In dem ganzen hier in Betracht gezogenen Gebiet,

das sich vom thyrrhenischen bis zum afrikanischen Meer erstreckt, „wird das Gesetz nur von denen beobachtet, denen der Mut fehlt, es zu verletzen. Die öffentlichen Gelder gehören dem, der sie zu nehmen versteht, Leben und Vermögen sind in der Gewalt der Mächtigsten; in den Bergen und Wäldern, auf den Feldern und Straßen wird geraubt, gemordet, entführt, und fast immer straflos.“

Da auch der Zustand der „ruhigen Provinzen“ von dem in diesem Gebiete herrschenden sich nur dadurch unterscheidet, daß man hier mehr zur Umgehung als zur gewaltsamen Verletzung der Gesetze neigt, ist man nicht überrascht, wenn Franchetti seine trüben Betrachtungen mit dem schmerzlichen Zweifel schließt, ob die Reden von den Prinzipien der Freiheit und Gerechtigkeit, an die man wie an ein Dogma zu glauben gelernt habe, etwas anderes seien, als ein Gewebe von Phrasen zur Verhüllung von Schäden, die Italien nicht zu heilen vermag, als ein Firnis, um Leichname mit einem trügerischen Schimmer zu überziehen.

3. Der Schwefelbau.

Der Schwefelbau wird namentlich in den Provinzen Girgenti, Caltanisetta und Catania betrieben, und zwar in sehr primitiver Weise. Fast alles geschieht durch Menschenkraft, die billiger ist als Maschinen und Kohlen. Das gewonnene Rohmaterial schichtet man in zylindrischen, gemauerten Ringen (calcaroni) zu lockeren, 5 Meter hohen, weißen Kegeln auf und entzündet das Ganze durch unten eingefügtes Reisig. Da sich durch den Brand die schweflige Säure entwickelt, die in den Winter und Frühlungsmonaten die Saaten vernichten würde, ist der Sommer

die eigentliche Produktionszeit. Nach dem infolge der Einführung des rauchlosen Pulvers eingetretenen Preissturz des Schwefels mußten die meisten Gruben die Arbeit einstellen, und die gerade im Sommer, wo die Landwirtschaft ruht, brotlos gewordenen Arbeiter stellten (1892) zu den revolutionären Bünden (fasci) ein großes Kontingent[1]).

Aber auch die Lage der (etwa 30000) im Schwefelbau beschäftigten Arbeiter ist eine wahrhaft trostlose[2]). Die meisten Gruben sind verpachtet, vielfach unter drückenden und vexatorischen Bedingungen; die Pächter sind deshalb großenteils in den Händen von Wucherern und suchen sich durch Herabdrückung von Arbeitslöhnen schadlos zu halten. Die Arbeit der Bergleute (picconieri), deren Fleiß und Ausdauer sehr gelobt wird, ist eine überaus harte. Sie arbeiten in einer Hitze, die sie zwingt, den Schweiß mit einer hölzernen Spatel abzuwischen, von Tagesanbruch bis 3 Uhr nachmittags, um dann in die 3 Kilometer oder noch weiter entfernte Stadt zurückzukehren, wo ihre elenden Hütten stehen, und wenn sie sich gewaschen haben, ihre Bohnensuppe oder eine Pasta zu essen, ohne Wein, den sie nur an Festtagen genießen. In der Provinz Caltanisetta hatten sich Arbeiter in der Nähe ihres Bergwerkes gute Unterkunftsräume in Höhlen eingerichtet. Diese wurden ihnen verboten, angeblich als gesundheitsgefähr-

---

1) Deecke, Italien, S. 185 f.

2) J. W. Mario: Le miniere di zolfo in Sicilia. N. Antologia. Vol. 133 (1894), 3. Serie 49. Villari: La Sicilia e il socialismo. Daselbst Vol. 141 (1895), 3. Serie 58 p. 12 ff.

lich, in der Tat aber, weil die Vermieter ihrer Stadtwohnungen, besonders aber die Pächter der Verbrauchssteuer es verlangt hatten. Das Trucksystem zwingt die Bergleute, schlechte Nahrungsmittel für einen höheren Preis zu kaufen, als sie auf dem Markt für gute zahlen würden.

In den größeren Bergwerken schließt die Verwaltung ihre Verträge nicht mit den picconieri ab, sondern mit Unternehmern (partitanti, capopartiti), die sich mit jenen über den Lohn einigen und jedem in der Regel einen Vorschuß von 100 Lire geben, den er bei einem täglichen Verdienst von 3 bis 3,50 Lire zurückzuzahlen niemals imstande ist, so daß er von seinem Gläubiger immer abhängig bleibt.

Bekanntlich sind die Schwefelgruben eine Kinderhölle[1]. Auch wo die Förderung ganz oder teilweise durch mechanische Mittel erfolgt, wird für den Transport sowohl auf den Treppen der Stollen als über der Erde Kinderarbeit angewendet. Knaben tragen den Schwefel in Säcken oder Körben von der Stelle, wo er gebrochen wird, bis zu den in freier Luft zusammengestellten Haufen von Rohmaterial und von diesen zum Schmelzofen (calcarone)[2]. Diese Knaben

1) Sonnino: I contadini in Sicilia p. 472 ff. Il lavoro de' fanciulli nelle zolfare siciliane.

2) Nach Hörstel, Die Schwefelgruben Siziliens (Daheim XLI 1905, 15. April) werden neuerdings etwa 40 Prozent des gebrochenen Materials auf mechanischem Wege zutage gefördert; aber auch in diesen fortgeschrittenen Betrieben müssen die carusi das Erz von dem Abbruch bis zur Ladestelle, in allen andern aber nach wie vor ans Tageslicht schleppen, um oben die cataste aufzubauen.

(carusi) werden von den picconieri angeworben und bezahlt, gewöhnlich zwei bis vier von jedem. Im Jahre 1876 standen sie im Alter von 7 Jahren aufwärts, in der Mehrzahl zwischen 8 und 11. Erst 1886 kam ein Gesetz zum Schutz des Kindesalters zustande, doch sind seine Bestimmungen ungenügend. Es verbietet, Kinder unter 9 (!) Jahren in Fabriken, Gruben und Bergwerken, Kinder unter 10 Jahren in unterirdischen Betrieben zu beschäftigen, und gestattet Arbeit von Kindern unter 15 Jahren nur unter der Bedingung ärztlicher Bescheinigung ihrer Gesundheit und Tauglichkeit[1]). Aber dies so höchst mangelhafte Gesetz bleibt bei der Ohnmacht der Staatsgewalt gegenüber den Sonderinteressen einflußreicher Industrieller und bei der ungenügenden Kontrolle wirkungslos und wird in Sizilien überdies durch falsche Altersatteste illusorisch gemacht. Im Jahre 1892 arbeiteten in den Schwefelgruben 7702 Knaben und 57 Mädchen unter 15 Jahren. Manche Knaben sind Söhne oder jüngere Brüder von Bergleuten, sie haben es am besten, viele Waisen oder natürliche Kinder, also völlig schutzlos, ihr Los ist das härteste. Die picconieri mieten die Kinder für eine Summe von 50 bis 200 Lire, die sie an die Familie zahlen und durch deren Rückerstattung die Gemieteten frei werden (der sogenannte soccorso morto); in der Regel sind die Familien außer stande, den Mietpreis oder auch nur den sehr häufig außerdem gewährten Vorschuß von 30 Lire zurückzuzahlen, und die Sklaverei der vermieteten Knaben dauert 10 bis 20 Jahre. Sie

---

1) P. D. Fischer: Italien und die Italiener am Schlusse des 19. Jahrhunderts. S. 390.

ist schlimmer als die von Negerkindern, die über der Erde arbeiten. Daß die carusi von ihrem Dienstherrn nur zu oft hart, ja grausam behandelt werden, ist selbstverständlich; nicht selten werden sie Opfer unsagbarer Verbrechen. Die picconieri sind selbst schwer um ihre Existenz ringende und dabei oft lasterhafte und gewalttätige Menschen; die meisten Verbrechen, besonders Morde, fallen auf die Minengegenden. Entlaufene carusi werden, wenn ergriffen, ihren Dienstherren zurückgegeben, die sie dann auf beliebige Weise bestrafen können.

Die treppenartig angelegten Gänge, auf denen die Knaben mit ihren Lasten auf dem Rücken emporsteigen, sind sehr steil (der Neigungswinkel schwankt zwischen 50 und 80 Grad), und durchschnittlich 1,30 bis 1,80 Meter hoch, oft auch weniger als 0,80 Meter. Die Stufen sind unregelmäßig, mehr hoch als breit, oft so schmal, daß man kaum den Fuß aufsetzen kann. Die unter der Erde verwendeten Knaben, die die Lasten von der Stelle des Bruchs zu den in freier Luft aufgeschichteten Haufen von Rohmaterial tragen, arbeiten 8—10, die über der Erde beschäftigten 11—12 Stunden. Die Lasten, je nach Alter und Kraft der Träger verschieden, übersteigen meist deren Kräfte, so daß ihre Gesundheit den schwersten Schädigungen ausgesetzt ist; besonders häufig sind Verkrümmungen. Die kleinsten Knaben tragen 25—30 Kilogramm, die 16- bis 18jährigen 70 und darüber.

Der Anblick von Kindern in zartem Alter, sagt Sonnino, die gebückt unter ihren Lasten keuchen, könnte selbst die Seele des eingefleischtesten Anbeters der Lehre von der Harmonie der Interessen zu Mitleid und Ingrimm bewegen. Wir sahen eine Reihe von carusi aus der Mün-

dung eines Stollens emporkommen, in dem die Temperatur über 40° Reaumur betrug. Ganz nackt, schweißtriefend, unter ihren schweren Lasten krampfhaft angespannt, kamen diese müden und erschöpften jungen Leiber, nach einem in einer Gluthitze vollbrachten Aufstieg von 100 Metern, in die freie Luft, wo sie während der Durchmessung einer Entfernung von 50 Metern einem eisigen Winde ausgesetzt waren. Andere Kinder trugen das Mineral von der Abladestelle zum Schmelzofen. Arbeiter füllten ihnen die Körbe, die sie laufend zur Mündung des Ofens schleppten, wo ein anderer Arbeiter sie überwachte, die einzelnen anschreiend, stoßend und peitschend, Szenen, die sich bei jedem Schritte wiederholten.

Sonnino schreibt das Scheitern aller Versuche einer Besserung des Minenwesens einerseits dem Widerstande der Grubenbesitzer, andrerseits dem in Italien alles verderbenden Parteigeist zu, der das möglichste getan habe, um die Frage der Kinderarbeit in den Gruben zu verdunkeln. Die fortschrittliche Partei tat alles, um sie nicht aufkommen zu lassen, weil die ersten, die ihre Stimmen zur Verteidigung der Unterdrückten erhoben hatten, der Gegenpartei angehörten.

5. Sardinien.

Der rückständigste, stellenweise auf der untersten Stufe der Zivilisation stehen gebliebene Teil des Königreichs ist Sardinien, „das Aschenbrödel Italiens“, „ein von der Kultur vergessenes Land“ [1]). Hier haben sich in manchen

1) De Stefani: Condizioni economiche e sociali

Gegenden, besonders der von Nuoro, Sitten und Gebräuche einer fernen Vergangenheit erhalten, ja solche, die aus Urzeiten zu stammen scheinen, wie eine Haartracht der Hirten, die an die altetruskische erinnert, und deren Bekleidung mit langen Ziegenfellen; ferner die Sitte beim Eintritt in ein befreundetes Haus die Waffen auf der Schwelle niederzulegen, und der Tauschhandel mit Nahrungsmitteln. Die zum Teil ausgelassenen Tänze von Männern und Frauen, die eine lange Kette bilden, haben Ähnlichkeit mit den Tänzen wilder Völker, und ebenso der Volksgesang, eine unrhythmische, unharmonische Abwechslung weniger Töne, die langgezogen bald hinsterben, bald in die Höhe schnellen und in ermüdendster Weise ewig wiederkehren.

Die Isolierung Sardiniens ist sehr alt. Schon Papst Gregor VII. klagte, daß die Sarden für Rom fremder geworden seien als die Bewohner der äußersten Grenzen der Erde. Die Handelsbeziehungen zu Italien und dem sonstigen Auslande, die im Anfang der (1322 begründeten) aragonesischen Herrschaft noch bestanden, hörten unter dem Druck des Feudalismus, der das ganze bürgerliche und wirtschaftliche Leben lähmte und jeden Fortschritt verhinderte, auf. Der Handel starb ab, der Landbau verkümmerte durch die Überbürdung mit Grundlasten. Infolge des Rückgangs der Bodenkultur und der Vernachlässigung der Wasserläufe breitete sich die schon im Altertum auf der Insel herrschende Malaria je länger je mehr aus, bald fehlte auf dem so fruchtbaren Boden, durch den die Insel

della Sardegna. N. Antologia Vol. 146 (1896) 3. Serie 6. A. Niceforo: L'Italia barbara contemporanea (1898), p. 147–176.

einst die Kornkammer Roms gewesen war, das Getreide zur Aussaat: die Städte leerten sich, die Einwohnerschaft der zweitgrößten Stadt Sassari sank auf 3000, sechs Bischofssitze wurden wegen Mangels an Bewohnern aufgelöst. Es fehlte an Straßen und im Innern an Posten zur Beförderung von Personen und Briefen. Die Weltabgeschiedenheit der Insel war so groß, daß die nach Spanien gerichteten Schreiben der Regierung zuerst nach Neapel gingen, um von dort mit denen der übrigen italienischen Provinzen befördert zu werden. Die savoyische Herrschaft (seit 1720) brachte keine Besserung. Die Zivilisation machte keine Fortschritte und die Insel blieb materiell und moralisch von der übrigen Welt abgeschieden.

Die Bevölkerung Sardiniens ist eine äußerst dünne; man kann zuweilen zwei Stunden mit der Eisenbahn fahren, ohne ein Haus zu sehn. Die Insel, die größer ist als die Lombardei und einen guten Boden und ein günstiges Klima hat, könnte drei Millionen Menschen gut ernähren, während sie in der Tat 750000 dürftig ernährt. Der Ackerbau liegt ganz darnieder, sowohl wegen des Mangels an Menschen und Kapital, der allgemeinen Unsicherheit und der Rückständigkeit der Betriebsweise, als namentlich wegen des Steuerdrucks, der hier die höchste Zahl von Zwangsverkäufen zur Folge hat. Es gab deren 1895 auf 100000 Einwohner 536, gegen 109 in Sizilien, 71 in Süditalien, 13 in Oberitalien. Die Bleiminen, deren Bau ohne Maschinen betrieben wird, beschäftigen mehrere tausend Arbeiter, deren Los härter ist als das der sizilianischen Bergleute, da die gesetzlich vorgeschriebene Kontrolle fehlt, und da sie der Gefahr der Bleivergiftung ausgesetzt sind. Die umherziehenden, als Troglodyten lebenden Hirten

bilden einen so großen Teil der Gesamtbevölkerung, wie sonst nirgend (58 auf 1000), und neigen mehr oder weniger zur Räuberei. Die Zahl der Analphabeten ist die größte im ganzen Königreich (1890: 66,29 Prozent); ebenso (mit Ausnahme von Latium) die Durchschnittszahl der Verbrechen.

In den am wenigsten von der Zivilisation berührten Gegenden, namentlich in dem Gebiet von Nuoro, ist die Volksmoral noch die der Wilden; sie sehen in dem Räuber einen Helden, in dem Angeber einen Infamen. Auch wohlhabende Hirten und kleine Besitzer beteiligen sich an Raubzügen aus Neigung zu kühnen und als ritterlich geltenden Unternehmungen. Bis zu der 1899 von Pelloux unternommenen Unterdrückung des Banditentums war die Sicherheit in Sardinien geringer als in der Türkei. Die Räuberei wurde im großen betrieben, Angriffe von Diligencen und ganzen Ortschaften, Besetzung von Bahnstationen und Kasernen der Carabinieri durch bewaffnete Banden waren nicht selten; in einigen Gegenden lud man zu solchen Raubzügen ein, und solche Einladungen galten als Ehre. Die Unternehmer, sagt ein sardinischer Schriftsteller 1895[1]), ziehen sich zuweilen mit einem hübschen Kapital zurück, mit dem sie eine Industrie begründen; später werden sie vielleicht in den Gemeinderat gewählt und von dem Präfekten zum Amt des Sindaco vorgeschlagen. In den Gegenden von Nuoro, Oliena und Orgosole übten die Banditen eine Schreckensherrschaft. Die am meisten gefürchteten Brüder Elia führten Krieg gegen einen Gutsbesitzer, der ihre Mutter und Schwester wegen Nicht-

1) G. Todde: La Sardegna 1895.

bezahlung der Miete aus einer ihm gehörigen Hütte ausgewiesen hatte. Sie töteten sein Vieh in Masse, schlugen die Hirten halb tot, die auf den Feldern überraschten Frauen wurden geschändet, den Männern die Köpfe eingeschlagen. Niemand wagte mehr auf den Gütern des Verfehmten zu arbeiten, seine Wein- und Olivenpflanzungen wurden Gemeingut; ein mutiger Knecht, der einen von der Bande tötete, wurde einen Monat später ohne Kopf und Hände gefunden. In Nuoro war 1897 eine Bekanntmachung angeschlagen, die auf den Gütern eines Besitzers zu arbeiten verbot, der „ungerecht" gegen die Banditen gewesen war; drei Zuwiderhandelnde wurden tot gefunden. Die Banditen von Oliena erschossen im August desselben Jahres einen reichen Besitzer auf dem Hauptplatze der Stadt, weil er sie nicht mit Geld unterstützt hatte. Geht es so weiter, heißt es in einer Zeitungskorrespondenz aus Sassari vom 25. Dezember 1897, die dies alles berichtet, so werden die wenigen reichen Familien nach dem Festlande auswandern. Vor allem sei eine Besserung der Moral notwendig, da die anständigsten (onestissime) Familien kein Bedenken tragen, die Briganten in jeder Weise zu unterstützen und zu begünstigen, und es auch Sindaci gebe, die dasselbe täten. Die Berichte sardinischer Zeitungen über Kämpfe von Carabinieri gegen Banditen waren voll Anerkennung für die Gewandtheit der letzteren, die Berichte über die gegen sie geführten Gerichtsverhandlungen voll von Sympathie für sie.

Daß Repressivmaßregeln hier nur palliativisch und vorübergehend wirken können, ist selbstverständlich. Von einer wirklichen Europäisierung Sardiniens wird so bald noch nicht die Rede sein können. Es bedarf dazu nicht

bloß der Gewährleistung der Sicherheit von Personen und Eigentum, sowie einer energischen und konsequenten Fürsorge für die materielle Wohlfahrt, vor allem durch Hebung des Ackerbaues und seine Ausbreitung auf Kosten des Nomadentums, und eine erhebliche Verminderung des Steuerdrucks, namentlich einer Steuerbefreiung der kleinsten Eigentümer, die sich in jedem Lustrum um Tausende vermindern; sondern mit all diesen Maßregeln müßte eine wahre Erziehung des Volkes Hand in Hand gehn, und sie müßte durch mehrere Generationen fortgesetzt werden.

XIV.

Französische Urteile über Deutschland.

Bei der Betrachtung des Wesens einer fremden Nation und ihrer Kultur ist die Vergleichung mit der eigenen unvermeidlich, und jene wird bewußt oder unbewußt an dieser gemessen. Um die französischen Urteile über Deutschland ganz zu verstehn, muß man im Auge behalten, welche Eigenschaften dort als die Frankreich vor allen andern Nationen auszeichnenden gelten.

Dies ist in erster Linie seine Hingebung an die Idee des Fortschritts der Menschheit, die es vermocht hat, in der Anerkennung der Menschen- und Völkerrechte allen andern Völkern voranzugehn, und die Versuche, die die Möglichkeit dieses Fortschritts dartun sollten, an sich selbst anzustellen.

Was, fragt Ernst Lavisse 1886[1]), ist der Beruf Frankreichs? Wir haben die Aufgabe, die Sache der Menschheit zu vertreten. Unsere Individualität ist, eine humane Nation zu sein. Unser Patriotismus datiert von 1789. Das Gefühl unsrer Liebe zu Frankreich um seiner selbst willen, aber auch weil es die Menschenrechte an-

1) Die Jahreszahlen hinter den Autornamen verweisen auf die betreffenden Jahrgänge der Revue des deux mondes.

erkannt und die Volksrechte proklamiert hat, gibt uns die wahre Daseinsberechtigung. Die Omnipotenz des Individuums, sagt Fouillée 1899, ist englisch, die Omnipotenz der Gesellschaft deutsch. Der moralische und soziale Idealismus, der durch die Ausdehnung des Gedankens der Gerechtigkeit die gleichzeitige Entwicklung des Individuums und des Staats verfolgt, ist vorzugsweise französisch. Wir haben zuerst die Folgen der großen politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen auf uns genommen, und viele Probleme zu lösen versucht, die mit der Zeit an Alle herantreten. Frankreich, sagt Renan 1869, kann alles außer mittelmäßig sein. So glänzende Fehler wie die seinigen, sind in ihrer Art Eigenschaften. Sein Vorrang auf den Gebieten des Esprit, des Geschmacks, der feinen Kunst, des Attizismus ist unbestritten, aber die Welt wird auch nie vergessen, daß es kühne Versuche gemacht hat, von denen alle übrigen Nutzen ziehn, daß es die Gerechtigkeit bis zum Wahnsinn liebte, und daß seine Schuld, wenn es eine auf sich geladen hat, war, zu unbedacht die Möglichkeit eines Ideals angenommen zu haben, das die Erbärmlichkeit der Welt nicht erträgt. Frankreich allein hat Kriege geführt, wie den amerikanischen 1775 und den italienischen 1859.

Wie weit Deutschland an Gerechtigkeitssinn nach französischer Auffassung hinter Frankreich zurücksteht, haben die preußischen Annexionen von 1866, am meisten die Annexion von Elsaß-Lothringen und die fast allgemeine Zustimmung, die sie in Deutschland fand, aufs neue nur zu deutlich gezeigt. Auch G. Monod, für den Deutschland das zweite Vaterland aller Denkenden und wissenschaftlich Strebenden ist, nennt diese Annexion ein unge-

heures Verbrechen. „Während auf der andern Seite des Rheins das Völkerrecht noch das Friedrichs II. und Ludwigs XIV. ist, datiert das unsre von 89 und beruht nicht auf der Stärke, sondern auf dem freien Willen der Völker. Die Deutschen machen sich unsre Verbrechen zu Nutze, um die ihrigen zu entschuldigen; sie ahmen nach was sie verdammt haben und wofür sie uns zu bestrafen behaupten; sie nehmen Napoleon zum Muster und zur Entschuldigung.“ Am abstoßendsten findet Monod die frömmelnde Auffassung des Krieges als eines Gottesgerichts. „Die Korruption der Religion, der Wissenschaft, der intellektuellen Kultur, das Vergessen der Ideale, die Verdunkelung des Gerechtigkeitsgefühls, die praktische Härte und Kälte, die Gier nach Gewinn, ein enger und neidischer Patriotismus: das sind die Fehler eines großen Teils der gebildeten Klassen Deutschlands; das ist die vergiftete Frucht des Sieges und des ihm folgenden Hochmuts; das bedeckt wie mit einem Schleier die Lorbeern dieses ruhmvollen Feldzugs, und wirft auf die edeln Eigenschaften des deutschen Volks einen Schatten.“

Die Grundverschiedenheit des deutschen und französischen Volksgeistes und die höhere (weil ein von der Menschheit zn erstrebendes Ideal in sich schließende) Natur des letztern, offenbarte sich dem Grafen Melchior de Vogué in einer Vergleichung der Leichenbegängnisse Kaiser Wilhelms I. und Victor Hugos. Dort eine ganz militärische, streng nach der Rangordnung vom Unteroffizier bis zu Gott gegliederte Kraft, die aber das Volk erstickt, das sich so hoch erhoben hat, hier ein Volk, das die Herrschaft des menschlichen Geistes und seine eigene feierte, ein Fest der Intelligenz und der Humanität. War auch

die Form der Feier unpassend und theatralisch, so war doch ihr Gegenstand edel und erhaben: vielleicht eine ideale Chimäre, aber gewiß nicht von geringerm Wert als die Anbetung der siegreichen Stärke. Und auch der uneigennützige Enthusiasmus, der die ganze Stadtbevölkerung antrieb, diesem Toten das Geleit zu geben, ist eine große Kraft. Vis gallica dem Furor Teutonicus gewiß nicht nachstehend. Was sie unwiderstehlich machen würde, ist das in dieser heidnischen Prozession fehlende Kreuz.

Doch Frankreich glaubt seinen Anspruch auf den Vorrang unter den Nationen nicht bloß auf seine hochherzige Initiative in den Bestrebungen für die Kultur und den Fortschritt der Menschheit, seinen weltbürgerlichen Idealismus, seine Humanität und Gerechtigkeitsliebe begründen zu dürfen, sondern auch auf das Alter und die ununterbrochne Kontinuität seiner Kultur. Im Verhältnis zu den andern Völkern, sagt Fouillée, sind wir die ältern, und die Deutschen hat Taine für das jüngste Volk erklärt Es gibt, sagt er in seinen Notes sur l'Allemagne (1858) keine so junge Rasse; das Gute und das Böse sind ganz in diesen Worten. Die Jugend und Unreife des deutschen Volks zeigt sich nach der Ansicht französischer Beurteiler in seinen Instinkten und Leidenschaften, in seiner halb kindlichen, halb barbarischen Begehrlichkeit, in manchen seiner zum Teil um ein Jahrtausend zurückgebliebenen Anschauungen. Daher in seinem Charakter wie in seiner Kultur so viel grelle, unausgeglichene Kontraste.

Die Natur des Deutschen, sagt Lavisse 1884, ist ebenso kompliziert als es die seiner alten Ahnen war. Sie sind zugleich naiv und verschlagen, empfänglich für die Poesie der Natur und plump, edelmütig und gierig,

enthusiastisch und egoistisch, träumerisch und praktisch. Die Jugendlichkeit, d. h. Unfertigkeit unserer Kultur zeigt sich tausendfach: in der Einfachheit, der Barschheit (brusquerie), dem Ungeschick, den läppischen Vergnügungen, der Derbheit und Zusammenhanglosigkeit der Züge. „So oft ich eine Gruppe von Leuten aus dem Volk betrachte, kostümiert meine Phantasie sie als Söldner, Landsknechte oder Soldaten Alarichs. Offiziere und Soldaten sind stolz, eine so schöne Tracht zu tragen.“ Wie die Freude an der Uniform gehört zu den Zeichen der Jugendlichkeit das „stupide“ Studentenduell.

So urteilt auch Didon (Les Allemands 1884): sich um nichts schlagen, ist barbarisch, aber jung und lebendig. Er leitet auch die religiöse Gläubigkeit der Deutschen von ihrer Jugendlichkeit her. Diese blonde Rasse, sagt er, hat der Skeptizismus noch nicht ergriffen. Das protestantische Deutschland ist religiöser als die lateinischen Länder, die dem Namen nach katholisch, tatsächlich skeptisch sind. Dagegen glaubt Réville 1873, daß die Ansicht von einer höher entwickelten und allgemeinen Religiosität der Deutschen, die man für einen der ihre Ueberlegenheit im Kriege bedingenden Momente gehalten hatte, nicht haltbar sei; er erinnert an David Strauß und Paul Heyses Kinder der Welt.

Die Widersprüche im Charakter der Deutschen leitet Didon nicht aus der Unfertigkeit ihrer Kultur, sondern aus einer in ihrem innersten Wesen begründeten Zwiespältigkeit her. Einer der hervorstechendsten Züge dieses Volks, sagt er, ist der Widerspruch zwischen Theorie und Praxis, Spekulation und Wirklichkeit, reiner und praktischer Vernunft. Der Deutsche träumt ins Blaue hinein und

handelt mit positiver Vernünftigkeit und sehr auf seine Interessen bedacht. Liest man seine idealistischen Dichter, so möchte man glauben, daß das blaue Auge stets auf seinen grauen Himmel gerichtet die Sterne sucht, aber nein, es blickt auf die Erde, um den besten Weg ausfindig zu machen. Der Deutsche singt voll Begeisterung „Seid umschlungen Millionen“, aber es gibt kein Volk, daß mehr um seine eigenen Interessen besorgt und weniger geneigt wäre, sich in einer Gefühlspolitik für die allgemeine Brüderlichkeit zu opfern. Den Franzosen bewahrt die Natur seines Geistes vor den Ausschreitungen ebensowohl eines transzendentalen Idealismus wie eines vulgären Materialismus. Das Bedürfnis der Klarheit hält ihn von unlösbaren Problemen fern. Hat sich aber einmal eine Theorie seines Gehirns bemächtigt, so läßt sie ihm keine Ruhe, bis er sie, oft der Wirklichkeit zum Trotz, in Handlung umgesetzt hat. Dies ist eine der mächtigsten Ursachen der Perioden unsrer Größe wie unsres Sinkens gewesen, je nachdem die uns beherrschenden Theorien richtig oder falsch waren.

Der Deutsche dagegen ist zweiköpfig (bicephale). Der größte deutsche Denker, Kant, hat in dogmatischer Weise die Scheidung, ja selbst den Gegensatz sanktioniert zwischen der idealen spekulativen Welt, wo die reine Vernunft regiert, die uns nach ihm nichts von der absoluten Wirklichkeit lehrt, und der realen Welt der Handlung, wo die praktische Vernunft sich betätigen soll unter der Leitung von Gott, Pflicht und Gewissen.

Der deutsche Dualismus tritt überall hervor, in den bedeutendsten Erscheinungen des nationalen Lebens, in der Religion, Politik und Geschichte. Das protestantische

Deutschland erkennt grundsätzlich die Autorität der Schrift als alleinige an und verwirft jede Papstherrschaft; tatsächlich gehorcht es mehr als der Bibel den Konfessionen und den Konsistorien, die die Rechtgläubigkeit bestimmen und eine Art Papsttum im Kleinen darstellen. Theoretisch tritt ganz Deutschland leidenschaftlich für die nationale Einheit ein, tatsächlich gibt es in beiden Welten kein mehr partikularistisches, mehr dezentralisiertes Land. Theoretisch hat Deutschland die radikalsten Lehren über nationalen und allgemein menschlischen Fortschritt ausgehn lassen; praktisch gibt es (mit Einschluß Englands) kein konservativeres, mehr den Traditionen der Vergangenheit anhängliches Volk.

Ein oberflächlicher Beobachter könnte bei der Feststellung dieses intellektuellen Dualismus im deutschen Geist versucht sein, von Falschheit, von Duplizität zu sprechen; besonders der Franzose wird nie begreifen, wie ein theoretisch überzeugter Geist nicht unbedingt seine Überzeugung zur unverbrüchlichen absoluten Regel seines Lebens und seiner Handlungen macht. Bei genauerer Betrachtung sieht man, daß für den Menschen in der fundamentalen Scheidung der Welt der Spekulation und der Welt der Handlung eine große philosophische und moralische Wahrheit und eine Bürgschaft für Vernünftigkeit (sagesse) enthalten ist.

Diese Natur des deutschen Gehirns hat ihm vielleicht die unbestreitbare Weite des Blicks und die Ausdehnung, ich möchte sagen, die Weite der Flügelspannung seines Geistes gegeben; der Deutsche sieht weit und undeutlich, wir klar und scharf. Seine Klippe ist die Unbestimmtheit, die Dunkelheit, die unsre die Oberflächlichkeit. — So weit Didon.

Wie der Geist der beiden Nationen ist auch ihr Temperament grundverschieden. Zu den die Franzosen am meisten auszeichnenden Eigenschaften gehört ihre Elastizität. Der Himmel, sagt Valbert (Victor Cherbuliez) 1889, der den Tod dieser reizbaren, zur Maßlosigkeit und zu Ausschreitungen neigenden, beweglichen Nation nicht wollte, hat aus uns die am meisten elastische Rasse der Erde gemacht. Dank dieser Elastizität besitzen (nach demselben Autor 1880) die Franzosen „den sanguinischen Frohsinn der Unerschrockenheit in der Hoffnung", die nach dem Ausspruch eines Deutschen (Bruno Bauer) so vorteilhaft von der mürrischen Gemütsart der Deutschen, ihrer Entmutigung bei der geringsten Widerwärtigkeit, der traurigen Figur, die sie im Unglück machen, absticht.

Am meisten unterscheidet sich nach französischer Ansicht Deutschland zu seinem Nachteil von Frankreich dadurch, daß es in einem engherzigen, anmaßenden und inhumanen Nationalismus beharrt, während Frankreich sich zu einem allgemein menschlichen Universalismus erhoben hat. Der Universalismus, sagt Lavisse 1886, der für die Deutschen des 16. und 17. Jahrhunderts nur eine Zufluchtsstätte war, ist unser gewöhnliches Wohngebiet gewesen. Vom römischen Universalreich sind wir zum universalen Katholizismus übergegangen. Wir waren nicht Leute von einer ganz besondern Art des 16. Jahrhunderts, so daß Jemand unter uns hätte aufstehn können, der mit unsrer Seele zu unsrer Seele gesprochen hätte, wie Luther, einer der Größten unter den Germanen, mit seiner deutschen Seele zur deutschen Seele sprach. Dieser universale und humane Charakter unsres Genius erscheint in unsrer Literatur des 17. und in unsrer Philosophie

des 18. Jahrhunderts, endlich in einer Revolution, von der wir die ganze Menschheit Nutzen ziehen lassen wollten. In der Tat sind wir weit, sehr weit von Vercingetorix entfernt.

Ein Auswuchs des deutschen Nationalismus ist das in wilder Weise (farouchement) nationale Alldeutschtum, das die Welt für die Germanen in Anspruch nimmt. Es betrachtet alles Gute in der Welt als direkt oder indirekt von Deutschland ausgegangen. Es trägt ein vorzugsweise lutherisches Gepräge und predigt den Kreuzzug gegen die andern Rassen. Es ist antislavisch und anglophobe, für Frankreich wie für die lateinischen Rassen überhaupt hat es nur Verachtung.

Ebenso maßlos wie der Haß und die Verachtung des Auslands ist bei den Deutschen der Hochmut und die Selbstbewunderung. Echt deutsch, sagt Lavisse, ist das Lob für alles Vortreffliche. Man weiß, mit welcher Leichtigkeit das Prädikat „deutsch" Dingen jeder Art beigelegt wird, den Tugenden im allgemeinen und im besondern der Redlichkeit, der Treue, der Keuschheit, der Bescheidenheit. Dieselbe Ehre wird allem erwiesen, was in der Natur schön und kräftig ist, wie der Eiche. Es ist dies eine Form der naiven Selbstbewunderung der Deutschen, die ihre Gefühle gegen die andern Nationen erklärt. Im Polen verabscheut der Deutsche den Slaven, der barbarische und stupide Judenhaß ist ein Phänomen derselben Gattung. Für unsre Nachbarn gibt es keinen Juden, der ein wahrer Deutscher ist.

Wir sind oft sehr eitel gewesen, sagt derselbe Autor, haben aber nie den unermeßlichen Hochmut und die Selbstbewunderung gehabt, die die Deutschen mit ihrem Anspruch auf Objektivität vereinen. Dies so selbstzufriedene Volk

liebt das Ausland nicht und legt wenig Wert darauf, von ihm geliebt zu werden. Deshalb predigt es seinen Kindern in der Familie, in der Schule, auf der Universität das Selbstlob und die Selbstbewunderung. Unsre Fähigkeit uns die allgemeinen Denkweisen und Sitten zu assimilieren, hat uns gehindert, unsern Stolz darin zu setzen, daß wir niemandem gleichen und unnachahmlich sind, und wir haben immer gern nachgeahmt und uns nachahmen lassen. Deshalb sind wir unfähig, die Erziehung zu einem Patriotismus einzuführen, der in Selbstkultus und in Haß und Verachtung des Auslands besteht. Die deutsche Erziehung ist wesentlich national, sie will Deutsche bilden. Die Helden der Vorzeit (Alarich, Theoderich, Karl der Große, Barbarossa) werden so heiß geliebt als lebten sie noch; die alten römischen, gallischen, slavischen Feinde werden gehaßt, als ständen sie immer noch im Begriff, die Grenzen zu überschreiten. Daher diese Frische des Hasses und die Solidität eines Patriotismus, dessen Substanz eine mehrhundertjährige ist. Nicht bloß die Ruinen am Rhein und Neckar, sagt ein Ungenannter, bereichern Gastwirte und geben Patrioten zu denken: auch den Tod Konradins haben die Deutschen den Franzosen noch nicht vergeben. Vollends seit 1870 ist der Franzosenhaß die erste Pflicht und die Grundlage der Anschauungen der Sieger.

Der Antisemitismus wird in Frankreich auch von denen verurteilt, die die Juden nicht lieben, wie Brunetière, der das fleischliche Ideal des zur Herrschaft gelangten Judaismus als den Genuß des Diesseits definiert. Sollte es, sagt er, einige Elende (malheureux) geben, die die Juden in ihrem Lebensgenuß beeinträch-

tigen wollten, so würden auch diejenigen, die sie nicht lieben, in ihnen das einzige verteidigen, das wir noch manchmal achten, ich meine die Rechte der Menschheit. Has not a jew eyes? Has not a jew hands organs senses affections passions?

Der deutsche Judenhaß, sagt Lavisse, riecht nach dem Mittelalter. Sollte die Einrichtung von Ghettos beantragt werden, so würden die Zustimmungen nicht auf sich warten lassen. Der deutsche Judenhasser, sagt Valbert, verlangt, daß den Juden das Wahlrecht, der Zutritt zur Börse, das Recht ein Handwerk oder Geschäft ohne jährlich zu erneuernde Erlaubnis zu treiben, entzogen werde. Das Judentum ist jetzt in Deutschland der Sündenbock, wie früher der Katholizismus, dann die Sozialdemokratie. Nach den Hofpredigern wollen die Juden Deutschland kaufen, man kauft aber nur, was käuflich ist; und wenn es heißt, das Judentum werde Deutschland töten, so fragt man: wo ist denn die Kraft dieser germanisch christlichen Zivilisation, die ihr so hoch rühmt?

Als eine für die Deutschen vorzugsweise charakteristische Eigentümlichkeit betrachtet man in Frankreich die Unterwürfigkeit gegen die Macht, aus der man auch die Fortdauer des dort längst verschwundenen monarchischen Sinnes ableitet. Man hat in Deutschland, sagt Th. Bentzon 1873, noch eine feudale Tendenz, alles den Händen des Herrn zu überlassen, der natürlich der Stärkere ist. Auch die traditionelle Bezeigung der Ehrerbietung gegen das Staatsoberhaupt erscheint als Beweis dieser Gesinnung: Benoist erwähnt mit Erstaunen, daß bei der Auflösung des Reichstags am 6. Mai 1893 die Abgeordneten in den auf den Kaiser ausgebrachten Hochruf einstimmten;

es war, als sagten sie: der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen usw. Er sieht darin einen Beweis, daß Deutschland allmählich die Gewohnheit der Disziplin, den ererbten militärischen Instinkt, den ins Blut übergegangenen Gehorsam der Preußen angenommen habe. Nach einer wie es scheint in Frankreich verbreiteten Ansicht steht Deutschland sein 1789 noch bevor.

Im Lande der „periodischen Konvulsionen", der „chronischen Revolution", wo seit 1789 (wenn man das Konsulat als eine Einleitung des Kaisertums ansieht) bis 1870 nur eine Regierung, die Ludwigs XVIII., dem gewaltsamen Umsturz entgangen ist, erscheint eine lange Dauer der ununterbrochenen Erbfolge in der Monarchie selbst den Einsichtigsten unwahrscheinlich. Lavisse, der 1886 in Berlin eine Photographie des Kaiser Wilhelm I., seines Sohnes, Enkels und Urenkels mit der Unterschrift „Vier Kaiser" sah, nennt den Photographen einen kühnen, den Neid der Götter nicht fürchtenden Mann, und seine Zuversicht bei dem Schwinden des Glaubens an das Gottesgnadentum sehr optimistisch.

Von der Unterwürfigkeit gegen die Macht ist auch die neuere deutsche Philosophie durchdrungen, namentlich die Hegels, welche die Lehre Kants verdrängt hat. In seiner Theorie von der Wirklichkeit des Vernünftigen liegt nach Caro (1870) der schlimmste Kern der Korruption. Seine Theorie der Eroberung, sagt Goyau 1901, vereinigte um den Preis einer abenteuerlichen Antinomie den Kult des Fortschritts und der Brutalität, die Huldigung vor der Vernunft und der Stärke, der aus den Kanonen den Ausdruck der Ideen machte, die den Sieger anbetete, gleichviel wer er war und welche Mittel er angewandt hatte,

und in ihm die Verkörperung der kommenden Zivilisation sah. Hegel sprach immer vom Recht, überließ aber dessen Bestimmung den Generalstäben. Die Zurückführung der Gesellschaft, sagt Fouillée 1874, auf ein System von Kräften, in dem der Triumph tatsächlich und rechtlich dem Mächtigsten oder Intelligentesten gehört, das ist die letzte Perspektive, vor der uns die philosophischen Schulen Deutschlands verlassen. Macht geht vor Recht, oder vielmehr, es gibt kein Recht, es gibt nur Kompromisse oder Konflikte zwischen den Kräften. Das ist Bismarcks Ansicht, wenn er auch den Satz nicht gesprochen hat.

Dieselbe Anschauungsweise tritt uns nach Gaston Boissier (1872) in Mommsens römischer Geschichte entgegen, „in der eine ganze Generation sich abspiegelt". „Deutschland hat deren Grundsätze völlig angenommen. Wir haben es gesehn, wie es sich in den Erfolg verliebt, einzig die Stärke bewundert und erklärt, daß sie mehr gilt als das Recht; wie es das Nutzen bringende als berechtigt ansieht, den Edelmut als Schwäche behandelt und behauptet, daß der Sieg zu allen Ausschreitungen und Forderungen das Recht gibt." Man findet Bismarcks Theorien schon bei Mommsen. Er billigt die Verwerfung des von den Konsuln bei den Caudinischen Pässen geschlossenen Vertrags durch den Senat. Ist, fragt er, die Einwilligung in die Abtretung eines Stückes Land etwas anderes als die Anerkennung der Unmöglichkeit des Widerstandes? Ein solcher Vertrag ist keineswegs eine sittliche Verpflichtung, und jede Nation betrachtet es als Ehrensache, Verträge zu zerreißen, die sie erniedrigen [1].

1) Vgl. Graf Alexander Keyserling von Freifrau von Taube, II 418.

Als besonders kennzeichnend für den deutschen Geist erscheint ferner in Frankreich sein Mangel an Initiative. Der intellektuelle, soziale, moralische Fortschritt, sagt Fustel de Coulanges 1872, ist für Deutschland immer von Außen gekommen. Selbst die durch die Reformation eingeführte freie Forschung, sagt Beaussire 1870, war schon im Wesen der Renaissance begründet, und überdies hat Calvin an der Reformation ebensoviel Anteil als Luther. Die deutschen Leistungen auf dem Gebiet der Philosophie sind allerdings groß, aber Leibniz kommt von Descartes, Kant von Hume und Rousseau her. Die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts ist unter französischem und englischem Einfluß entstanden. In den positiven Wissenschaften suchen die Deutschen mehr die Tatsachen als die Ideen. Bahnbrecher sind sie auf keinem geistigen Gebiet gewesen, sondern überall nur Fortsetzer; selbst ihrem Nationalgefühl fehlt die Ursprünglichkeit.

Aber nicht nur Mangel an Originalität und Initiative ist der deutschen Wissenschaft vorgeworfen, sondern auch die Anklage gegen sie erhoben worden, daß sie französische Leistungen sich in unredlicher Weise angeeignet und für eigene ausgegeben habe. Unsre Nachbarn, sagt Bourdeau 1882, haben die Gewohnheit, von den französischen Autoren zu schweigen. In einem Punkt, sagt Louandre 1877, seid ihr uns überlegen. Ihr seid geduldig, ihr lest alle unsre Bücher, mit Einschluß derer, die wir nicht lesen; ihr spioniert sie aus (was zu euern Gewohnheiten gehört) und eure Spioniererei bleibt nicht ohne Erfolg; denn so mittelmäßig ein Buch sein mag, es gibt immer auf der einen oder der andern Seite einen Fingerzeig, den man gut tut sich zu merken, einige Sätze, die auf

den richtigen Weg weisen. Ihr schreibt sie euch auf, denn niemand versteht sich besser als ihr auf das Geschriebene. Ist der Ausgangspunkt einmal gefunden, so entwickelt ihr, verbreitert ihr, stopft eure Abhandlungen mit Anmerkungen und Verweisungen voll, selbst drei oder vier zu demselben Wort. Die französische Seite wird ein deutscher Band, und ihr exportiert unsere Gedanken zu uns, indem ihr euch wohl hütet zu sagen, woher ihr sie genommen habt. Die altgermanische Theorie des latrocinium honestum wird von euch im Großen auf unsre Philologen, Archäologen und Orientalisten angewendet, und wenn ihr sie ohne Erbarmen geplündert habt, organisiert ihr gegen sie die Verschwörung des Totschweigens. — Die Ansicht, daß deutsche Gelehrte in der Regel geistlose und gedankenarme Sammler und gelegentlich auch Plagiatoren sind, ist allem Anschein nach in Frankreich verbreitet. Auch Hans Schlucker in der später zu erwähnenden Novelle Marc Monniers Gian et Hans läßt die Doktordissertation seines italienischen Freundes als die seinige drucken, da er bei aller Gelehrsamkeit nicht schreiben kann; sein Wissen ist anerkennenswert, „aber hat er viele Gedanken und gehören die, die er hat, wirklich ihm?“ Am wenigsten kann es überraschen, wenn Mängel der Form und der Darstellung in wissenschaftlichen Werken in Frankreich weniger Nachsicht finden als in Deutschland. Die unzähligen Bände, sagt ein Ungenannter 1902, in denen deutsche Gelehrte bewundernswerte Massen von Aufschlüssen und Forschungen häufen, sind ebenso abstoßend als die Kürze und Sauberkeit englischer Werke anziehend; man ist immer geneigt mit Carlyle Smelfungus und Dryasdust zu verwünschen. Selbst ein so großer Bewunderer

des deutschen Geistes wie Didon, der die deutsche Poesie hoch rühmt, nennt die Prosa verworren und die Wissenschaft in der Darstellung konfus.

Ganz andere Urteile über die deutsche Wissenschaft hatte man in der Revue des deux mondes vor 1870 gelesen. Wir können, sagte Gaston Boissier 1868, die Fortschritte, die Philologie und Geschichte seit der Mitte des letzten Jahrhunderts gemacht haben, nicht ohne Trauer betrachten; meistens haben sie sich außerhalb Frankreichs vollzogen. Die Schöpfungen der vergleichenden Sprachwissenschaft und Religionswissenschaft, die Neubegründung der klassischen Texte, die lebendigere und wahrere Erkenntnis der ursprünglichen und der Volksliteraturen (bekanntlich fast sämtlich deutsche Leistungen) werden den Ruhm unsrer Epoche ausmachen. Oxford leiht sich seine Professoren von Deutschland und holt von dort die Philologen zur Herausgabe der Texte, die aus seinen Pressen hervorgehn. Neapel geht bei Hegel in die Schule; Pisa, Florenz, Mailand, die sonst gewohnt waren von der Nachahmung Frankreichs zu leben, richten heute ihre Blicke auf Göttingen, Bonn und Berlin. Selbst die Naturwissenschaften, die bisher bei uns guten Widerstand geleistet und unsre Ehre aufrecht erhalten hatten, besorgen von diesem Lande fruchtbarer Tätigkeit und freier Studien überflügelt zu werden. Die Lage ist bedenklich und wohl geeignet, die ernsteren Geister zu beunruhigen. Diejenigen, die sich mit dem Gedanken trösten, daß unsre Modistinnen fortfahren, London und Petersburg zu versorgen, und daß die schöne Helena überall gespielt wird, machen in der Tat keine großen Ansprüche.

Daß auch auf dem Gebiet der Naturwissenschaften

Frankreich von Deutschland bereits überflügelt sei, behauptete 1869 Georges Pouchet. Deutschland, sagt er, ist unter allen Ländern Europas dasjenige, welches bei weitem am meisten für die Erforschung der Wahrheit leistet. Der deutsche Geist hat seine hundertjährigen Windeln abgestreift, er tritt in die Reihen des modernen Geistes mit allen Vorteilen einer Organisation des Unterrichts ein, die nirgendwo ihres gleichen hat. Ein Berliner Privatdozent, der kürzlich als Professor in die Hauptstadt von Holland berufen war, begann seine Vorlesungen in deutscher Sprache, weil sie die wissenschaftliche Universalsprache geworden sei. „Selbst in Paris bemächtigt sich unser eine Art strafbarer Entmutigung, selbst die Wissenschaften des Lebens haben im Lande der Buffon, Bichat, Geoffroy de St. Hilaire die Tendenz, sich zu germanisieren."

Eine Eigenschaft des deutschen Geistes ist aber auch nach 1870 in Frankreich unumwunden und wie es scheint allgemein anerkannt worden: sein Streben nach Freiheit und sein die Selbstbetörung ausschließender Wahrheitssinn. Ein unabweisbares Bedürfnis geistiger Unabhängigkeit, sagt Jules Soury in einem Aufsatz über Luther 1871, das ist die Haupteigenschaft, deren außerordentliche Entwicklung sehr wohl die germanischen Rassen kennzeichnet. Renan nannte 1870 die Reformation das schönste Ereignis der neuen Zeit, das die französische Revolution und Philosophie überragt und nur hinter der Renaissance zurücksteht. Deutschland, sagt Lavisse 1874, hat die Gewohnheit, sich über nichts Illusionen zu machen und die Dinge zu sehn wie sie sind. Es rühmt sich, die Wahrheit mehr zu lieben als wir; sein ruhigerer, in der Anwendung der Prüfung kräftigerer Geist empfindet in der

Tat mehr als der unsere das Bedürfnis, die Wahrheit zu sehn und die Wirklichkeit mit Händen zu greifen, ein Bedürfnis, das mit der Heuchelei des Charakters nicht unvereinbar ist. Man muß, sagt Valbert 1880, den Deutschen die Gerechtigkeit lassen, daß sie von allen Völkern am meisten zur Selbstprüfung neigen, am wenigsten Widerwillen gegen bittre Tränke und unangenehme Wahrheiten haben, unter der Bedingung jedoch, daß sie diese sich selbst sagen, und daß die Fremden nicht in solche Familienunterhaltungen hineinreden. Wie gering dagegen das Bedürfnis, die Dinge zu sehn wie sie sind, und wie groß der Hang zur Selbstbetörung in Frankreich ist, hat der Krieg von 1870 in einer selbst für die besten Kenner des französischen Nationalcharakters überraschenden Weise gezeigt. Niemals, sagt G. Monod, habe ich die unverbesserliche Leichtfertigkeit des Nationalcharakters, die Macht der Illusion, die die Geister hinderte, die Wirklichkeit in ihrer ganzen Häßlichkeit ins Auge zu fassen, endlich die gewollte Blindheit, die die Franzosen unfähig macht, die Wahrheit zu sehen, zu sagen und zu hören, so lebhaft empfunden, als bei meinem Aufenthalt in Tours im Oktober 1870.

Die durch den Krieg von 1870 hervorgerufene oder gesteigerte Antipathie gegen Deutschland ist natürlich je nach ihrer Intensität und nach ihrer Begrenzung eine unendlich mannichfaltige und verschiedene. Ihren höchsten Grad lernt man vielleicht aus der bereits erwähnten Novelle Marc Monniers Gian et Hans (1881) kennen, die man allerdings kaum für ein Werk des Verfassers von Donna Grazia und Miss Ouragan halten würde.

Dem hochherzigen, geistvollen, liebenswürdigen Romanen (einem Süditaliener) steht hier als Repräsentant des Deutschtums eine mit einem Übermaß physischer und moralischer Häßlichkeit ausgestattete, jeder versöhnenden Eigenschaft bare Gestalt gegenüber. Doktor Hans Schlucker ist hinterlistig, heimtückisch, schamlos, skrupellos und höchst boshaft. Bei seiner Geburt sind alle bösen Feen erschienen; sie haben ihm angewünscht, häßlich, bettelhaft und (das schlimmste) gelehrt zu werden. Er lebt immer von fremdem Gelde. Früher Anarchist, ist er jetzt der beste Freund des Kronprinzen. Er glaubt weder an Gott noch an den Teufel, geht aber regelmäßig in die Kirche. Sein größtes Vergnügen ist, seinem besten Freunde einen empfindlichen Nachteil zuzufügen. Eine Schachpartie zwischen beiden wird folgendermaßen beschrieben. „Gian warf sich unbesonnen auf seinen Gegner und brachte alle seine Figuren in Gefahr, die Hans eine nach der andern gelassen nahm ohne Achtung zu sagen, indem er zwischen zwei Zügen jedesmal zehn Minuten vergehn ließ. Als der Südländer der Hälfte seiner Figuren beraubt war, beeilte sich der Nordländer nicht, ihn matt zu setzen, sondern mit einer aufreizenden Geduld, sich immer den Rücken deckend und eine Arie aus dem Freischütz pfeifend, schob er alle Bauern in die letzte Reihe vor, stets darauf bedacht, das geringste Wagnis zu vermeiden, das die Qual des Besiegten hätte abkürzen können. Als er nach einem endlosen Besinnen sich endlich herbeiließ, Schach und Matt zu sagen, schob er seine Brille in die Höhe, sah sein Opfer fest an, indem er fünf lange Minuten Hohn lachte, oder vielmehr ein Entengeschnatter hören ließ.“

Gian und Hans sind Nebenbuhler, beide werben um

das schöne Lenchen, deren Liebe der erstere gewinnt, während der letztere ihre 82jährige Mutter heiratet. Der Versuch des Deutschen, seinen edeln Freund und Wohltäter als Scheintoten durch eine Sektion umzubringen, mißlingt. „Hans ist ordentlicher Professor, wirklicher Geheimrat, Mitglied des Reichstags, Offizier der Ehrenlegion (er hat am Leben Cäsars mitgearbeitet) und dank den Bemühungen Gians Komthur des Ordens der Krone von Italien. Er strebt nach dem Amt des Reichskanzlers nach dem Tode des jetzigen Inhabers; zu diesem Zweck ist er einer der (öffentlich nicht genannten) Führer des antisemitischen Feldzugs.“

Von einem gutherzigen Mann, der in dieser Erzählung vorkommt, heißt es in Parenthese: es war ein Österreicher. Doch einmal fühlt sich der Verfasser in Deutschland sympathisch berührt: bei einem Studentenkommers. „Unwillkürlich fand ich in diesen jungen blonden Köpfen, die von Bier und Knaster, aber auch von einer starken und stolzen Empfindung erhitzt waren, in diesen ernsten, so gut gesungenen, zu edeln Worten gesetzten Melodien, in diesen Trinkliedern, in denen sich nationale und christliche Gesinnung kund gab — eine Art von einer, feierliche Würde mit Ausgelassenheit vereinender Kirmes, in der das durch ein Ritual geregelte Gelage zur Kommunion wurde.“

Wenn ein Hasser des Deutschtums einen solchen Eindruck empfing, wo er einen Hauch des Geistes verspürte, der das Lebensprinzip unsrer Universitäten ist, so ist es auch kein Zufall, daß derjenige französische Autor, der vielleicht am meisten Sympathie mit Deutschland verrät, Student an drei deutschen Universitäten gewesen ist, und

zwar im Alter von 42 Jahren. Der dem Dominikanerorden angehörige Pater Henri Didon (geb. 1840), der wegen seiner Vorträge über die Ehescheidungsfrage (1880) eine Strafzeit von anderthalb Jahren in dem korsischen Kloster Corbara zubringen mußte, beschäftigte sich dort mit Studien über die Entstehung des Christentums, und empfand bald die Notwendigkeit, sich mit den Arbeiten der deutschen Theologen bekannt zu machen. Er „drängte ohne Zaudern das instinktartige Widerstreben seines Patriotismus zurück", und begab sich im Februar 1882 nach Deutschland, um zu den Füßen der Professoren von Leipzig, Berlin und Göttingen zu sitzen. Sein Buch Les Allemands (1884) sollte seinen Landsleuten eine Vorstellung von den deutschen Universitäten geben, als denjenigen Anstalten, „die am mächtigsten zu der intellektuellen und religiösen Überlegenheit der Deutschen in der modernen Zivilisation beitragen". Sie sind nach seiner Ansicht der Eckstein des deutschen Reichs gewesen. Dort hat der deutsche Patriotismus allen Hemmnissen zum Trotz Wurzel geschlagen und ist herangewachsen; dort haben die kühnen Vollbringer des ruhmvollen, aber blutigen Werks sich gebildet; dort sind alle bedeutenden Männer des deutschen Volks in einem Alter, wo die Ideale mit Begeisterung erfüllen, zusammengetroffen und von den Worten derselben Lehrer im Innersten bewegt worden. Welches Unheil auch über Deutschland hereinbrechen mag, die Universitäten werden die Arche sein, wohin sein Genius während des Sturms flüchten wird.

Unsre protestantische Theologie, die auch den (dem Protestantismus ebenfalls ganz fernstehenden) Freidenker Renan so mächtig angezogen hatte, und das religiöse Leben

des protestantischen Deutschlands nahm Didons Interesse während seines Aufenthalts an unsern Universitäten am meisten in Anspruch. In einem seiner damals geschriebenen (1902 in der Revue des deux mondes veröffentlichten) Briefe heißt es: „Das protestantische Deutschland kann dem katholischen und freidenkerischen Frankreich schöne Lehren geben. Die Deutschen sind dank ihren Universitäten viel unterrichteter als wir. Ihre theologische Wissenschaft ist ohne Vergleich die am meisten entwickelte der Welt.“ — „Allein an der theologischen Fakultät in Leipzig gibt es eine Tätigkeit in der Religionswissenschaft, die der in den 86 Seminaren Frankreichs (mit Einschluß der vier staatlichen theologischen Fakultäten) überlegen ist. In Frankreich ist die Routine überall, sie tötet die Religionswissenschaft, die sie in einem einförmigen, von hundert Lehrern, wie von Papageien wiederholten Unterricht unbeweglich macht. In Deutschland gibt ihr die spontane und freie Bewegung einen fortschrittlichen Charakter, der sie auf die Höhe der zeitigen Kultur hebt. Ihre wissenschaftlichen Arbeiten stehen in hohem Ansehn, in Frankreich in gar keinem; übrigens gibt es dort keine. — Hier behauptet sie sich auf philosophischem, historischem, literarischem Gebiet mit unbeschreiblichem Glanz und genießt eine hohe Achtung.“ „Warme Bekenntnisse eines idealistischen und christlichen Glaubens in theologischen Vorlesungen werden von den Leipziger Studenten applaudiert, die von französischen ausgepfiffen werden würden.“ So sehr hatte die protestantische Theologie und Religiosität das Herz dieses Predigermönchs gewonnen, daß er über manches, was in Frankreich abstoßend oder lächerlich gefunden zu werden pflegt, sehr milde urteilt; überdies erschienen ihm

manche deutsche Eigenschaften, die von seinen Landsleuten als Schwächen und Mängel betrachtet werden, vielmehr als Vorzüge. „Die Deutschen“, schreibt er (26. März 1882) aus Leipzig, „scheinen mir ernsthafte Leute zu sein. Sie arbeiten und belustigen sich nur in nüchterner Weise. Sie essen, sie trinken gut, sie verdauen . . ., sie haben ein robustes Aussehn. Nirgend Leichtigkeit, selbst wenn sie scherzen und spielen, ist es schwerfällig: das ist eine ihrer Stärken; sie gehorchen, das ist eine ihrer Tugenden. Die Rangordnung (hierarchie) ist überall. Man fühlt und beobachtet sie bis auf die Straßen, auf das Trottoir. Der Mann läßt den Vortritt der Frau (?), der Student dem Professor, die Bluse und der abgeschabte Rock dem Überzieher und dem Paletot. Das ist unabänderlich.“

Als Hauptvorzüge Deutschlands betrachtet Didon die Disziplin, die Organisation und den Patriotismus. Der Deutsche ist leichter zu regieren als manches andre Volk und fügt sich bereitwilliger ins Joch. „Von dem Geist des Respekts, der Gewohnheit der Disziplin und der Macht der Rangordnung im deutschen Volke kann sich ein Franzose kaum eine Vorstellung machen. Die Disziplin ist die Schule der Freiheit. Gehorsam ist nicht Knechtschaft. Der Laune, der Willkür nachgeben, das ist Unfreiheit; sich vor dem Gesetz und der Autorität, die es erläßt, beugen, das ist die Ehre der Freien.“

Doch der hervorstechendste Zug des jetzigen Deutschlands ist die Organisation. Sie ist die Macht und Lebenskraft eines Volks, der Mangel an Organisation ist die Schwäche und zuweilen die Auflösung und der Tod. Alle sozialen Kräfte in Deutschland, Religion, Wissenschaft, Heer, Reichtum, Adel erscheinen als im Hinblick auf die

Größe des Vaterlandes zusammenwirkend: die religiösen und politischen Parteien sind zahlreich, aber Bewegungen und Kämpfe beeinträchtigen in nichts die öffentliche Ordnung. Die Regierungsform ist Gegenstand allgemeiner Achtung, jeder Diskussion entzogen, die Liebe zum deutschen Vaterlande herrscht über allem andern und bringt im Notfall jeden Hader zum Schweigen. In Deutschland denken alle, Könige und Kaiser, Kanzler und Minister, Soldaten und Gelehrte, Studenten und Handwerker nur daran, für das deutsche Vaterland zu arbeiten. Sie haben nur eine Losung: Das Vaterland vor Allem, sein Reichtum vor Allem, sein Vorrang vor Allem. Diese soziale Tugend ist bei ihnen keine unbestimmte Empfindung, es ist eine Kraft in Bewegung auf ein großartiges und bestimmtes Ziel. Ein solches Ziel läßt niemanden gleichgiltig, es kollidiert mit keinem Glauben; es verlangt das Opfer gewisser Sonderrechte, den Verzicht auf militärische und zollpolitische Autonomie mehrerer kleiner Staaten, aber es zieht durch sein Licht und seine magnetische Kraft alle Deutschen ohne Unterschied des Glaubens und der Rasse an: da ist die große deutsche Einheit.

Didon hat auch Worte warmer Anerkennung für die „lichtvolle, beflügelte, grandiose deutsche Poesie"; für die deutsche Musik, „die Schöpferin der mächtigsten, tiefsten, berauschendsten, göttlichsten Töne", und für das Naturgefühl der Deutschen. Sie lieben den Schatten der Wälder, die Stimme der rauschenden Föhren unter ihrem düstern Himmel, und der unerschrockenste Biertrinker hält entzückt vor seinem schäumenden Schoppen inne, wenn er den ersten Bogenstrich eines Bachschen Präludiums, einer Beethovenschen Sinfonie vernimmt.

Trotz alledem räumt Didon Frankreich unbedingt den

Vorrang vor Deutschland ein. „Je mehr ich Deutschland kennen gelernt habe, destomehr habe ich Frankreich verstanden und destomehr habe ich es geliebt.“ Auch für ihn ist es das Land der Gerechtigkeit und der Hingebung, das das Blut seiner Söhne für den Triumph der Wahrheit und Unabhängigkeit fremder Völker vergossen hat, während für das egoistische, mehr nach Gewinn als nach Ruhm begierige Deutschland das eigne Interesse das oberste Gesetz ist, und sein über die Grenzen des Vaterlandes nicht hinausblickender Nationalismus die Sympathie für andere Völker nicht kennt. Auch der französische Geist ist dem deutschen überlegen; dieser forscht und organisiert, ist aber nicht schöpferisch; „er häuft die Tatsachen, wir ergründen ihr Gesetz“.

Immerhin läßt Didons Buch hoffen, daß Franzosen und Deutsche einander je länger je besser kennen lernen und ohne Haß und ohne Überhebung beurteilen werden. Freilich kann das Verständnis einer fremden Nation immer nur ein relatives sein, und auch dies nur von wenigen erreicht werden. Auch in Zukunft wird Goethes 1814 getaner Ausspruch seine Geltung behalten, daß

wo sich die Völker trennen,
Gegenseitig im Verachten,
Keins von beiden wird bekennen,
Daß sie nach demselben trachten.

Personenverzeichnis.

Berichtigungen und Nachträge.

Seite 1 Zeile 8: Herrn Professor Franz Rühl verdanke ich folgende Mitteilung: Ferdinand Freiherr von Schrötter war der Sohn des Kanzlers im Königreich Preußen Karl Wilhelm von Schrötter († 2. Dezember 1817), und Neffe des Ministers Friedrich Leopold von Schrötter († 30. Juni 1815). Er hielt am 3. August 1807 in der deutschen Gesellschaft (S. 101, 3) eine Festrede, „Deutschlands Nationalruhm", welche, in der Vesta vom September 1807 abgedruckt, den Zorn Napoleons erregte (vgl. P. Stettiner, Der Tugendbund [Königsberg 1904] S. 8).

S. 14 Z. 4 von unten: Statt Harz l. Herz.

S. 30 Z. 17: Professor Samuel Rösel (1769—1843) war ein „hervorragendes Mitglied der Berliner Akademie, eine wohlbekannte, sehr beliebte Persönlichkeit anfangs der 30er Jahre, und besonders in den Familien Schadow, Spener, Link gern gesehn, wo er durch Satire, Komik und ausgezeichnete Geselligkeit alles zu erheitern wußte." Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg III (Osthavelland) S. 250.

S. 58 Z. 18: Gotthold (1778—1858) gehörte zu den damals zahlreichen Schulmännern, die aufs tiefste davon durchdrungen waren, daß wahre Bildung nur auf Grund eines umfassenden Studiums der griechischen Literatur erworben werden könne. Auch war er überzeugt, daß die moderne Poesie soweit als möglich sich streng an die antiken Vorbilder zu halten habe. Es war ein Schmerz für ihn, daß Goethes Iphigenie, dies griechischen Tragödien so nahe kommende Werk, in fünffüßigen Jamben gedichtet war, statt in den seiner Ansicht nach hier allein zulässigen

Trimetern. Er glaubte diesem Übelstande abhelfen zu sollen, indem er Vers für Vers je eine oder zwei Silben hinzusetzte, und hat das ganze Stück auf diese Weise durchgearbeitet. Sein (nicht gedrucktes) Manuskript wird sich in seinem Nachlasse noch vorfinden.

S. 178 Z. 22: Statt erbauen sich bei den Jesuiten l. erbauen sich bei Predigern andrer Orden, namentlich den Jesuiten.

S. 277 ff. und S. 350 f.: Die Abhandlungen von Wilhelm Hertz über „Aristoteles im Mittelalter" (Gesammelte Abhandlungen, herausgegeben von Friedrich von der Leyen 1905) konnte ich nicht mehr benutzen.

S. 299 Z. 10: Das jetzt allgemein dem Orcagna abgesprochene Bild wird von Einigen einem Künstler einer Pisaner Lokalschule zugeschrieben.

S. 482 Z. 3: Statt 1786 l. 1768.

Carl Georgi, Universitäts-Buchdruckerei in Bonn.

Aus dem Verlag von

Karl J. Trübner in Strassburg

mdccccv



Durch die meisten Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

GESCHICHTE
DER
DEUTSCHEN LITTERATUR
BIS ZUM AUSGANGE DES MITTELALTERS

VON

RUDOLF KOEGEL

Erster Band: **Bis zur Mitte des elften Jahrhunderts.**

Erster Teil: Die stabreimende Dichtung und die gotische Prosa. 8°. XXIII, 343 S. 1894. M. 10.—

Ergänzungsheft zu Band I: Die altsächsische Genesis. Ein Beitrag zur Geschichte der altdeutschen Dichtung und Verskunst. 8°. X, 71 S. 1895. M. 1.80

Zweiter Teil: Die endreimende Dichtung und die Prosa der althochdeutschen Zeit. 8°. XX, 652 S. 1897. M. 16.—

Die drei Teile des I. Bandes zusammen in einen Band in Halbfranz gebunden M. 31.50

«.... Koegel hat eine Arbeit unternommen, die schon wegen ihres grossen Zieles dankbar begrüsst werden muss. Denn es kann die Forschung auf dem Gebiete der altdeutschen Litteraturgeschichte nur wirksamst unterstützen, wenn jemand den ganzen vorhandenen Bestand von Thatsachen und Ansichten genau durchprüft und verzeichnet, dann aber auch an allen schwierigen Punkten mit eigener Untersuchung einsetzt. Beides hat K. in dem vorliegenden ersten Bande für die älteste Zeit deutschen Geisteslebens gethan. Er beherrscht das bekannte Material vollständig, er hat nichts aufgenommen oder fortgelassen, ohne sich darüber sorgfältig Rechenschaft zu geben. Kein Stein auf dem Wege ist von ihm unumgewendet verblieben.»

Anton E. Schönbach, Oesterreich. Litteraturblatt 1894 Nr. 18.

Geschichte
der neuern
französischen Litteratur
(XVI.—XIX. Jahrhundert).

Ein Handbuch

von

Heinrich Morf.

Erstes Buch: Das Zeitalter der Renaissance.
8°. X, 246 S. 1898. Geheftet M. 2.50, in Leinwand gebunden M. 3.—

Inhalt: Einleitung: Mittelalterliche und humanistische Weltanschauung. — I. Kapitel: Am Ausgang des Mittelalters. (Die Zeit Ludwigs XII., 1498—1515). — II. Kapitel: Die Anfänge der Renaissancelitteratur. (Die Zeit Franz' I., 1515—1548). Einleitung. Die Prosa. Die Dichtung. 1. Die Lyrik. 2. Die Epik. 3. Die Dramatik. — III. Kapitel: Höhezeit und Niedergang der Renaissancelitteratur. (Die Zeit der letzten Valois und Heinrichs IV., 1547—1610.) Einleitung. Die Prosa. Die Dichtung. 1. Die Lyrik. 2. Die Epik. 3. Die Dramatik. — Bibliographische Anmerkungen.

Zweites Buch: Das Zeitalter des Klassizismus.
Unter der Presse.

Der III. Band wird die Literatur der Aufklärungszeit, der IV. Band die Literatur des XIX. Jahrhunderts schildern.

„Wer diesen ersten Band gelesen, wird das Erscheinen der folgenden mit Ungeduld erwarten. Die Erzählung der litterarischen Geschehnisse schreitet rasch vorwärts und ist fesselnd geschrieben. Die litterarischen Persönlichkeiten treten lebenswahr und plastisch hervor. Einige Beschreibungen kann man geradezu Kabinetstückchen nennen. Morf besitzt überhaupt die Gabe der prägnanten Charakterisierung. Ein paar Worte genügen ihm, um ein lebensvolles Bild hervorzuzaubern. . . .

Morfs Litteraturgeschichte ist eine ganz hervorragende Leistung. Wenn sich die folgenden Bände — wie es übrigens zu erwarten ist — auf der Höhe des ersten halten, werden wir in dieser französischen Litteraturgeschichte ein Werk begrüssen können, das sich der italienischen Litteraturgeschichte Gaspary's ebenbürtig an die Seite stellen wird. . ."

Beilage zur „Allgemein. Zeitung" 1899. Nr. 10.

Geschichte der Englischen Litteratur

von

Bernhard ten Brink.

Erster Band: **Bis zu Wiclifs Auftreten.**

2. verbesserte und vermehrte Auflage herausgegeben von **Alois Brandl.**

8°. XX, 520 S. 1899. Broschiert M. 4.50, in Leinwand geb. M. 5.50, in Halbfranz geb. M. 6.50.

Inhalt: I. Buch. Vor der Eroberung. II. Buch. Die Übergangszeit. III. Buch. Von Lewes bis Crecy. IV. Buch. Vorspiel der Reformation und der Renaissance. Anhang.

Zweiter Band: **Bis zur Reformation.**

Herausgegeben von **Alois Brandl.**

8°. XV, 647 S. 1893. Broschiert M. 8.—, in Leinwand geb. M. 9.—, in Halbfranz geb. M. 10.—.

Inhalt: IV. Buch. Vorspiel der Reformation und der Renaissance (Fortsetzung). V. Buch. Lancaster und York. VI. Buch. Die Renaissance bis zu Surrey's Tod.

Daraus einzeln: die 2. Hälfte. 8°. XV u. S. 353—647. 1893. M. 5.—.

„Die Fortsetzung zeigt alle die glänzenden Eigenschaften des ersten Bandes nach meiner Ansicht noch in erhöhtem Masse; gründliche Gelehrsamkeit, weiten Blick, eindringenden Scharfsinn, feines ästhetisches Gefühl und geschmackvolle Darstellung.“

Julius Zupitza, Deutsche Litteraturzeitung 1889, Nr. 19.

„Bernhard ten Brink's Litteraturgeschichte ist ohne Zweifel das grossartigste Werk, das je einem englischen Philologen gelungen ist. Mehr noch: es ist eine so meisterhafte Leistung, dass es jedem Litteraturhistoriker zum Muster dienen kann. Und dies Urtheil hat seine volle Kraft trotz der unvollendeten Gestalt des Werkes. Wäre es dem Verfasser vergönnt gewesen, es in derselben Weise zu Ende zu bringen, so würde es leicht die hervorragendste unter allen Gesammtlitteraturgeschichten geworden sein . . .“ *Museum, 1893, Nr. 7.*

Die Bearbeitung der zwei weiteren Bände hat Herr Professor Dr. Alois Brandl übernommen.

Geschichte der Italienischen Literatur

von

Adolf Gaspary.

Erster Band: **Die italienische Literatur im Mittelalter.** 8°. 550 S. 1885. M. 9.–, in Halbfranz geb. M. 11.—.

Inhalt: Einleitung. — Die Sicilianische Dichterschule. — Fortsetzung der lyrischen Dichtung in Mittelitalien — Guido Guinicelli von Bologna. — Die franzöf. Ritterdichtung in Oberitalien. — Religiöse und moralische Poesie in Oberitalien. — Die religiöse Lyrik in Umbrien. — Die Prosa im 13. Jahrh. — Die allegorisch-didaktische Dichtung und die philosoph. Lyrik der neuen florentinischen Schule. — Dante. — Die Comödie. — Das 14. Jahrhundert. — Petrarca. — Petrarca's Canzoniere. — Anhang bibliographischer und kritischer Bemerkungen. — Register.

Zweiter Band: **Die italienische Literatur der Renaissancezeit.** 8°. 704 S. 1888. M. 12.—, in Halbfranz geb. M. 14.—.

Inhalt: Boccaccio. — Die Epigonen der großen Florentiner. — Die Humanisten des 15. Jahrhunderts. — Die Vulgärsprache im 15. Jahrh. und ihre Literatur. — Poliziano und Lorenzo dé Medici. — Die Ritterdichtung. — Pulci und Bojardo. — Neapel. — Pontano und Sannazaro. — Macchiavelli und Guicciardini. — Bembo. — Ariosto. — Castiglione. — Pietro Aretino. — Die Lyrik im 16. Jahrh. — Das Heldengedicht im 16. Jahrh. — Die Tragödie. — Die Comödie. — Anhang bibliographischer und kritischer Bemerkungen.

„Jeder der sich fortan mit der hier behandelten Periode der italienischen Litteratur beschäftigen will, wird Gaspary's Arbeit zu seinem Ausgangspunkte zu machen haben. Das Werk ist aber nicht nur ein streng wissenschaftliches für Fachleute bestimmtes, sondern gewährt nebenbei durch seine anziehende Darstellungsweise auch einen ästhetischen Genuss; es wird daher auch in weiteren Kreisen Verbreitung finden.“ *Deutsche Litteraturzeitung.*

Die Fortsetzung dieses Werkes hat Dr. Richard Wendriner (Breslau) übernommen; ihm sind von der Gattin des verstorbenen Verfassers die Vorarbeiten, soweit sich solche im Nachlasse vorfanden, ausgehändigt worden.

Geschichte der spanischen Literatur

von

Philipp August Becker,

o. Professor an der Universität Budapest.

Kl. 8°. VII, 151 S. 1904. Geh. ℳ 2.—, in Leinwand geb. ℳ 2.50.

„Demjenigen, der sich rasch und ohne Mühe, aber doch gründlich über die wichtigsten Erscheinungen der spanischen Literaturgeschichte orientieren will, sei das vorliegende Büchlein bestens empfohlen. Es gibt, wie dies bei dem bescheidenen Umfang nicht anders möglich ist, nur Tatsachen und verzichtet auf gelehrte Konjekturen, Exkurse und Anmerkungen. Populäre Ausdrucksweise, lebhafte Darstellung und gelungene Gruppierung des Stoffes sind seine Vorzüge. Den Fachmann wird allerdings die allzu ausführliche Behandlung der neueren Literatur gegenüber der älteren befremden, doch wollte der Verfasser hierin wohl dem Interesse weiterer Kreise Rechnung tragen, welche in der Poesie die Gegenwart über die Vergangenheit stellen. Vermissen wird man dagegen ein historisches Kapitel über die äußere und kulturelle Entwicklung Spaniens, dessen Schrifttum mit der Geschichte in engerem Zusammenhang steht als die irgend eines anderen Landes. Auf Literaturangaben hat der Verfasser vollkommen verzichtet. Als ein Schritt, eine gelehrte Materie breiten Schichten des Volkes zugänglich zu machen, ist Beckers Arbeit jedenfalls mit Sympathien zu begrüßen.“ W. v. W.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1904, Nr. 181.

MYTHOLOGIE
der
GERMANEN

Gemeinfaßlich dargestellt

von

Elard Hugo Meyer,

Professor an der Universität Freiburg i. Br.

Mit einer Deckenzeichnung von Professor Wilhelm Trübner.

8°, XII, 526 Seiten, 1903. Preis geheftet M. 8.50, in Leinwand gebunden M. 10.—.

Inhalt: Vorwort. — 1. Kapitel: Die Quellen der germanischen Mythologie. — 2. Kapitel: Der Seelenglaube. — 3. Kapitel: Der Alpglaube. — 4. Kapitel: Die Elfen. — 5. Kapitel: Die Riesen. — 6. Kapitel: Die höheren Dämonen. — 7. Kapitel: Das Götterleben und der Götterdienst. — 8. Kapitel: Die einzelnen Götter. — 9. Kapitel: Die einzelnen Göttinnen. — 10. Kapitel: Das Christentum in der nordischen Mythologie. — Anmerkungen. — Register.

„. . . Jetzt nun legt M. ein neues großes mythologisches Werk vor, das anders wie sein erstes «durch die Schilderung zu wirken versucht und den Gebildeten zu freiem Genuß wissenschaftlicher Erkenntnis einlädt». Damit ist seine Anlage und sein Zweck treffend genug gekennzeichnet, und die Ausführung entspricht ganz vorzüglich den Absichten des Verf's. In klarer, übersichtlicher, allgemein verständlicher, stets psychologisch begründeter Form behandelt er meisterhaft, ohne auf weniger wichtige Sonderfragen oder auf Streitigkeiten in der Gelehrtenwelt einzugehen, seinen Stoff in 10 Kapiteln. . . .

. . . Von den nicht ausschließlich für die Wissenschaft bestimmten Darstellungen der germanischen Mythologie halten wir dieses Werk M's für die beste, und wir wünschen mit dem Verf., daß es ihm gelingen möge, etwas genauere Kenntnis von dem religiösen Leben unserer heidnischen Vorzeit in recht weite Kreise der Gebildeten unseres Volkes zu tragen. Selbstverständlich muß sich auch jeder Fachmann mit diesem neuen Buche vertraut machen und abfinden, und die studierende Jugend dürfte ebenso mit mehr Genuß und Vorteil zu ihm als zu M's älterem Buche greifen, zumal durch einen reichen Anhang von Anmerkungen mit Literatur- und Quellenangaben für alle gesorgt ist, die einzelnen Fragen näher nachzugehen wünschen. Ein sorgfältiges, reichhaltiges Register ermöglicht auch die Benutzung des gediegen ausgestatteten Werkes zu Nachschlagezwecken.

Literarisches Centralblatt. 1903. Nr. 42.

Deutsche Volkskunde.

Von

Elard Hugo Meyer,

Professor der germanischen Altertumskunde an der Universität Freiburg i. Br.

Mit 17 Abbildungen und einer Karte.

8°. VIII, 362 S. 1898. Preis broschirt M. 6.—, in Leinwand gebunden M. 6.50.

Inhalt: I. Dorf und Flur; II. Das Haus; III. Körperbeschaffenheit und Tracht; IV. Sitte und Brauch; V. Die Volkssprache und die Mundarten; VI. Die Volksdichtung; VII. Sage und Märchen.

«... Was Volkskunde ist, darüber fehlte bisher jede umfassendere Aufklärung. Der Inhalt und Umfang des Begriffes ist keineswegs blos Laien fremd. Auch diejenigen, die den aufblühenden Studien der Volkskunde näher stehen, wissen nicht immer, was den Inhalt derselben ausmacht ...

So erscheint nun zu guter Stunde ein wirklicher Führer auf dem neuen Boden, ein Leitfaden für jeden, der den Zauber der Volkskunde erfahren hat oder erfahren will, für den Lernbegierigen sowohl wie für jeden Freund des Volkes. Bisher fehlte jede Orientierung, wie sie uns jetzt Prof. Elard Hugo Meyer in einem stattlichen Bändchen bietet. Der Verfasser, von mythologischen Forschungen her seit lange mit Volksüberlieferungen und Volkssitten vertraut — der angesehenste unter unseren Mythologen — hat seit Jahren das Werk vorbereitet, das er uns jetzt als reiche Frucht langjähriger Sammelarbeit vorlegt ... Es ist ein unermesslich grosses Gebiet, durch das uns das Buch führt. Es ist frische grüne Weide, die seltsamerweise dem grossen Schwarm der Germanisten unbemerkt geblieben ist. Ein fast ganz intaktes Arbeitsgebiet ...

Das Buch ist nicht bloss eine wissenschaftliche, es ist auch eine nationale That».

Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1897 Nr. 286.

»Wer sich durch diese Zeilen Lust machen liesse, Meyers Buch selbst in die Hand zu nehmen, würde es nicht bereuen. Es ist natürlich wissenschaftlich zuverlässig gearbeitet, ausserdem aber ungewöhnlich fliessend geschrieben und, was uns am meisten wiegt, von einer ganz prächtigen Auffassung der Dinge belebt. Wie oft muss man sonst bei Arbeiten aus diesem Gebiete den schönen Stoff bedauern, der in die unrechten Hände gekommen ist. Hier ist er in den richtigen. Als ein deutliches Beispiel für die bewusst geschmackvolle, im besten Sinne feine Behandlung des Stoffes ist uns die Verwendung und die Art der Wiedergabe der Mundart erschienen ... Das Buch enthält auch eine Menge Fragen und benutzt sie, den Leser zum Mitleben zu zwingen, der Verfasser nennt es selbst im Vorwort einen in die erzählende Form gegossenen Fragebogen. ...»

Die Grenzboten 1898 Nr. 13.

Badisches Volksleben

im

neunzehnten Jahrhundert

von

Elard Hugo Meyer,

Professor der germanischen Altertumskunde an der Universität Freiburg i. Br.

8°. IX, 628 S. 1900. Preis brosch. Mk. 12.—, in Leinwand geb. Mk. 13.—

Inhalt: Einleitung. I. Kapitel: Geburt, Taufe und Kindheit. II. Kapitel: Die Jugend. III. Kapitel: Liebe und Hochzeit. IV. Kapitel: Das häusliche Leben. V. Kapitel: Bei der Arbeit. VI. Kapitel: Zur Festzeit. VII. Kapitel: Das Verhältnis der Bauern zu Kirche und Staat. VIII. Kapitel: Krankheit und Tod. IX. Kapitel: Rückschau. Nachträge und Berichtigungen. Register.

„Der auf dem Gebiete des deutschen Volkslebens rühmlichst bekannte Verfasser hat in diesem Buche die reifen Früchte sorgfältiger und umfassender Sammelarbeit niedergelegt und damit die erste das ganze badische Volksleben berücksichtigende Schilderung geschaffen. Er hat damit der gesamten deutschen Volkskunde einen hervorragenden Dienst geleistet, denn eine wirkliche Vertiefung des Verständnisses für unser Volkstum, eine abgeklärte, scharf umrissene Erkenntnis deutschen Volkslebens kann nur auf diesem Wege der systematischen Durchforschung enger umschriebener Einzelgebiete gewonnen werden.... Das gewaltige Material hat der Verfasser in sehr zweckmäßiger, aus der innersten Natur des Stoffes sich selbst ergebender Weise geordnet. Die Ergebnisse der bereits vorhandenen Literatur über badische Volkskunde sind selbstverständlich vollständig berücksichtigt. Dadurch, daß der Verfasser stets die Zusammenhänge zwischen den Gebräuchen des engeren von ihm behandelten mit denen des weiteren allgemeindeutschen, ja, wo dies möglich, des großen indogermanischen Sprach- und Volksgebiets nachweist, wird die Arbeit von der Stufe einer wertvollen Materialiensammlung auf die höhere einer kritischen Darstellung völkischen Lebens gehoben. Jedenfalls ist damit unsere Literatur um ein Buch reicher geworden, an dem niemand, der sich mit der Erforschung deutschen Geistes- und Seelenlebens beschäftigt, vorübergehen kann."

Literarisches Centralblatt 1901, Nr. 8.

NORDISCHE ALTERTUMSKUNDE

NACH FUNDEN UND DENKMÄLERN AUS DÄNEMARK UND SCHLESWIG

GEMEINFASSLICH DARGESTELLT

VON

DR. SOPHUS MÜLLER

DIREKTOR AM NATIONALMUSEUM ZU KOPENHAGEN.

DEUTSCHE AUSGABE

UNTER MITWIRKUNG DES VERFASSERS BESORGT

VON

DR. OTTO LUITPOLD JIRICZEK

PRIVATDOZENTEN DER GERMANISCHEN PHILOLOGIE AN DER UNIVERSITÄT BRESLAU.

I. Band: Steinzeit — Bronzezeit. Mit 253 Abbildungen im Text, 2 Tafeln und einer Karte. 8⁰. XII, 472 S. 1897. Broschirt M. 10.—, in Leinwand gebunden M. 11.—.

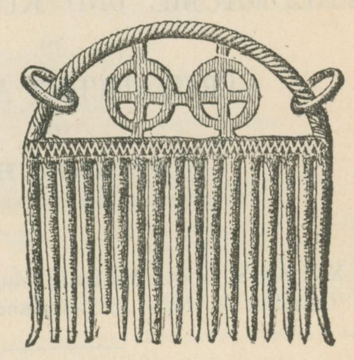
II. Band: Eisenzeit. Mit 189 Abbildungen im Text und 2 Tafeln. 8⁰. VI, 324 S. 1898. Broschirt M. 7.—, in Leinwand gebunden M. 8.—.

Inhalt:

I. Steinzeit. 1. Wohnplätze der älteren Steinzeit. 2. Altertümer aus der Zeit der Muschelhaufen. 3. Chronologie der älteren Steinzeit. 4. Die Periode zwischen der Zeit der Muschelhaufen und der Steingräber. 5. Die kleineren Steingräber, Rundgräber und Hünenbetten. 6. Die grossen Steingräber oder Riesenstuben. 7. Das Innere der Steingräber, Begräbnisbräuche und Grabbeigaben. 8. Die jüngsten Gräber der Steinzeit: Kisten- und Einzelgräber. 9. Das Studium der Steingräber, eine historische Uebersicht. 10. Altertümer aus der jüngeren Steinzeit. 11. Kunst und Religion. 12. Das Studium der Steinaltertümer, eine historische Uebersicht. 13. Herstellungstechnik der Geräte und Waffen. 14. Wohnplätze, Lebensweise etc.

Nordische Altertumskunde (Fortsetzung).

II. Bronzezeit. 1. Aufkommen und Entwickelung des Studiums der Bronzezeit. — Die ältere Bronzezeit: 2. Aeltere Formen aus Männergräbern, Waffen und Schmuck. 3. Toilettegerätschaften. 4. Männer- und Frauentrachten. Feld- und Moorfunde. 5. Die älteste Ornamentik im Norden und ihr Ursprung. 6. Die älteste Bronzezeit in Europa. 7. Beginn der nordischen Bronzezeit und Bedeutung des Bernsteinhandels. 8. Grabhügel und Gräber. 9. Der spätere Abschnitt der älteren Bronzezeit. 10. Die Leichenverbrennung, Ursprung, Verbreitung und Bedeutung des Brauches. — Die jüngere Bronzezeit: 11. Einteilung, Zeitbestimmung, Funde. 12. Gräber, Grabbeigaben. 13. Feld- und Moorfunde etc. 14. Innere Zustände, Handwerk, Ackerbau, Kunst, Religion.



I. Bd. Abbild. 121.
Kamm aus der jüngeren Bronzezeit.

III. Die Eisenzeit. Die ältere Eisenzeit. 1. Beginn der Eisenzeit in Europa. 2. Die vorrömische Eisenzeit. Eine fremde Gruppe. 3. Zwei nordische Gruppen. 4. Die römische Zeit. Altertümer und Industrie. 5. Gräber und Grabfunde aus der römischen Zeit. 6. Die Völkerwanderungszeit. Fremde und nordische Elemente. 7. Die Grabfunde aus der Völkerwanderungszeit. 8. Die grossen Moorfunde aus der Völkerwanderungszeit. 9. Die Goldhörner und der Silberkessel. Opferfunde aus der Eisenzeit. — Die jüngere Eisenzeit. 10. Die nachrömische Zeit. 11. Die Tierornamentik im Norden. 12. Die Vikingerzeit. 13. Gräber, Bestattungsarten, Gedenksteine. 14. Handwerk, Kunst und Religion. Schlussbetrachtung: Mittel, Ziel und Methode. Sach- und Autoren-Register. — Orts- und Fundstätten-Register.

« . . . S. Müllers Altertumskunde ist ebenso wissenschaftlich wie leicht verständlich. Es ist freudig zu begrüssen, dass dieses Werk in deutscher Sprache erscheint, und O. Jiriczek war eine vortrefflich geeignete Kraft, sich dieser Aufgabe der Uebersetzung zu unterziehen . . . Die verschiedenen Anschauungen der Gelehrten über einzelne Erscheinungen werden in objektiver Weise dargelegt, wodurch in das Werk zugleich eine Geschichte der nordischen Archäologie verwebt ist. Dabei hat M. jederzeit seine Blicke auf die Parallelerscheinungen und die Forschung bei anderen Völkern gerichtet und dadurch den Wert seines Werkes über die Grenzen der nordischen Archäologie erweitert. Besondere Anerkennung verdient auch die klare und scharfe Erklärung technischer Ausdrücke. . . .» *Literar. Centralblatt 1897, Nr. 2.*

7/11/05-2 Lotz

Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha

von Miguel de Cervantes Saavedra.

Uebersetzt, eingeleitet und mit Erläuterungen versehen von

Ludwig Braunfels.

Neue revidierte Jubiläumsausgabe

Erster Band (Des ersten Teiles erste Hälfte). 8°. XLI, 318 S. 1905.
Zweiter Band (Des ersten Teiles zweite Hälfte). 8°. VI, 406 S. 1905.
Dritter Band (Des zweiten Teiles erste Hälfte). 8°. IX, 397 S. 1905.
Vierter Band (Des zweiten Teiles zweite Hälfte). 8°. IX, 367 S. 1905.

Preis jedes Bandes geheftet M. 2.50,
in Leinwand gebunden M. 3.50.

Eine würdige, gediegene Bibliotheksausgabe von Cervantes, Don Quijote, fehlte bisher im deutschen Buchhandel. Das 300jährige Jubiläum dieses klassischen Meisterwerkes der Weltliteratur war eine passende Gelegenheit, dieses Bedürfnis zu befriedigen.

Urteile der Presse:

„. . . So war es denn ein vortrefflicher Gedanke, gerade dieser ausgezeichneten Übersetzer-Arbeit ein fröhliches Auferstehen in verjüngter und verbesserter Gestalt zu schaffen. . . . .

Mit dieser Neuausgabe ist keines Geringeren Namen verbunden als der Prof. Heinrich Morfs in Frankfurt a. M. . . . . Man darf sich aufrichtig freuen, daß eine so feine, taktvolle Hand über dieser Revision gewaltet hat, zugleich die Hand eines anerkannten Fachmanns, dem man sich überall sicher und vertrauensvoll überlassen kann.

Prof. Morf schätzt die Arbeit, die Braunfels geleistet hat, hoch ein. Er schreibt: „Diese Übertragung des Don Quijote ist eine sehr sorgfältige und kundige und auch eine sehr kunstvolle Arbeit . . . . Braunfels steht als Don Quijote-Übersetzer weit über allen deutschen Vorgängern in seiner Verbindung von kenntnisreicher Sorgfalt und künstlerischem Nachempfinden. Er allein hat uns eine im Wortsinn und Ton treue Umschrift geliefert. Sie verdient es wohl, im Jubiläumsjahr des Originals zu neuem Leben erweckt zu werden.“

Neue Züricher Zeitung, Erste Beilage zu Nr. 159, 1905.

Die große Gemeinde der Cervantesverehrer, die der unsterbliche Spanier auch bei uns besitzt, wird es dem hervorragenden Frankfurter Philologen Dank wissen, daß er sich herbeigelassen hat, zum Don Quijote-Jubiläum eine revidierte Ausgabe von Braunfels' Übersetzung zu geben, die, in der Kollektion Spemann veröffentlicht, leider viel zu wenig Beachtung im gebildeten Publikum gefunden hat.

Deutsche Literaturzeitung 1905 Nr. 31.

VERLAG VON KARL J. TRÜBNER in STRASSBURG.

Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha

von Miguel de Cervantes Saavedra.

Ludwig Braunfels.

Neue revidierte Jubiläumsausgabe.

[illegible]

Urteile der Presse:

[illegible]

